Aus der Residenz.

Schicksale
eines
Fürstensohnes.

Zweiter Band.

Breslau.
Verlag von Joh. Urban Kern.
1843.

Erstes Kapitel.

Unaufgehalten durchflog Adhemar die Gebiete des fremden Staates; mehr Rast gönnte er sich auf der Reise im Vaterlande.

In einer kleinen Stadt unfern der Grenze wurden die Pferde gewechselt. Adhemar war ausgestiegen und ging vor dem Posthause auf und nieder. Die elenden Häuser, die schmutzigen Kinder, die armseligen Menschen, welche die Köpfe neugierig aus den niedrigen Fenstern steckten — das Alles war sehr unerquicklich und ließ Adhemarn wünschen, wieder auf der Landstraße zu sein. Da bemerkte er am Fenster des Posthauses einen Mann, der, mit dem Rücken der Straße zugekehrt, den Fremden nicht beachtet haben mochte. Adhemar aber warf einen prüfenden Blick auf ihn und eilte dann in das Haus: er begrüßte seinen treuen Karl

„Wie kommst Du hierher? — Was machst Du in diesem elenden Nest?" — Die Fragen folgten der Begrüßung.

„Nicht so grob, Mann der Residenzen, gegen die löbliche Stadt, in welcher ich die Wage der Gerechtigkeit halte!"

„Wie? — Du bist hier —"

„Würdiger Stadtrichter ad interim."

„Dem Zusatze gratulire ich! — Es muß hier entsetzlich langweilig sein."

„Ich habe Arbeit vollauf! — Auch an Gesellschaft mangelt es nicht; da sind der Herr Landrath, Pastor, Rektor, Bürgermeister, einige pensionirte Offiziere und andere umgängliche Menschen."

„Beim Anblick dieser Straßen meinte ich, hier müsse jeder Pulsschlag höheren Lebens stocken."

„Es ist wahr! unsere Gelehrten sind Pedanten, unsere Helden Poltrons, unsere Kaufleute Krämer, unsere geistreichen Frauen Klatschschwestern; aber Jeder ist das so natürlich, Jeder hat seine Eigenthümlichkeiten in der gutmüthigsten Weise ausgeprägt. Man müßte unverständig und hart sein, wenn man sich nicht mit den Menschen ausgesöhnt fühlen wollte."

„Man söhnt sich aus und verliert darüber selbst die geistige Bedeutsamkeit."

„So müßte es vielleicht geschehen, bliebe ich für immer hier."

Karl wohnte in dem Posthause. Es war zugleich

der beste Gasthof in der Stadt; denn es war der einzige. Adhemar entschloß sich, um Karls willen, einen Tag hier zu verweilen.

„Auf meiner Herreise“ — begann Karl — „begegnete ich dem Herzoge; ich suchte Dich vergebens in seinem Gefolge.“

Adhemar erzählte das Begegniß, welches ihn von seiner Reisegesellschaft getrennt.

„Und Du hast Dich auch jetzt noch nicht mit diesem, fast nur auf verwerfliche Künste basirten Wesen der Diplomatie überworfen?“ fragte Karl.

„Im Gegentheil, ich arbeite mit Vergnügen in meinem Fach! — Es hat einen großen Reiz, den lebendigen Menschen, mit dem wir es meistens nur zu thun haben, für seine Interessen zu bearbeiten.“

„Und wie steht es dabei um Deine Anschauungen von dem großen Entwickelungsgange der Völker zur Idee des Rechts?“

„Die meisten Staatsmänner verlieren solche allgemeine Ideen bald aus dem Auge: sie lassen sich nur selten mit dem besonderen Zwecke, der gerade zu verfolgen ist, einen.“

„Geht darüber nicht die geistige Bedeutsamkeit verloren?“ — fragte Karl lächelnd. Denn Adhemar mußte auf der Bahn seines weiteren und reicheren Krei=

ſes am Ende in Wahrheit eben dorthin gelangen, wo der Bürgermeiſter der kleinſten Provinzialſtadt. Nur der Geiſt der Reaktion gegen jedes verächtliche Treiben — mag es auch den größten Zwecken dienen — erhält uns das offene Herz, den weiten Blick für die wahrhaft großen Intereſſen des Lebens. Adhemar wurde ſich deſſen wol bewußt: er ſah ſich nach allen Seiten hin von Verhältniſſen umſpannt, die den edlen, freien Aufſchwung des Geiſtes hemmten. Es war ein wehmüthiges Lächeln, mit dem er leichthin ſagte: „Die Ideale und Träume der Jugend ſind ſchön, aber kindiſch gegen die Wirklichkeit des Mannes. Wir müſſen ihrer vergeſſen!“

„Nein, Adhemar, nie will ich ihrer vergeſſen! Sie haben eine ſchönere und tiefere Wahrheit als die kluge Weisheit des Mannes. Wenn wir ſie dieſer auch im Handeln unterordnen, im Geiſte müſſen wir ſie heilig bewahren, daß ſie ihre reinigende Kraft immer neu üben. — Immer von Zeit zu Zeit muß ich mir die große Bedeutung des Rechts im Völkerleben zur lebendigen Anſchauung bringen, wenn ich ernſt, treu und wahrhaft meine Pflicht erfüllen will. Und dieſe Anſchauung iſt mein Jugend-Ideal, welches die Wirklichkeit ſo oft mit Füßen tritt.“

Durch die wenigen Stunden in der Geſellſchaft des Freundes wurde ſo Vieles in Adhemar neu geweckt, das

sich in den Schlummer der Indifferenz gewiegt hatte. Aber es hatte schon zu lange geschlummert, und bald wurden ihm wieder die Wiegenlieder gesungen.

Wie vom Tode erstanden, erschien Adhemar in der Hauptstadt. Seine Familie hatte zwischen Hoffnung und Befürchtung ängstliche Tage verlebt. Herzog Rudolph war selbst gekommen, sie zu beruhigen; aber was nützen Worte, was Theilnahme ohne die Hoffnung? — Um so freudiger wurden die Seinen überrascht. So viel Liebe, als sie ihm jetzt äußerten, hatte Adhemar in ihren Herzen für sich nicht vermuthet. Bei Gefahren, die uns drohen, und noch mehr bei Gefahren, denen wir eben entzogen wurden, lernen wir erst das ganze Maaß der Liebe unserer Freunde kennen.

Der Minister, welchem sich Adhemar am folgenden Tage vorstellte, wußte schon den ganzen Hergang von Adhemars Gefangensetzung. Ihm war die Befreiung desselben besonders angenehm, weil sein Gesandter dadurch der ernstlicheren Schritte überhoben war gegen einen Hof, dessen man schonen mußte. „Leider" — fügte er hinzu — „weiß ich auch, daß wir noch strengere Prohibitiv-Maßregeln zu fürchten haben; doch bleibt Ihnen das Verdienst, sich Ihres schwierigen Auftrages mit Geschick und Umsicht entledigt zu haben."

Von dem Minister fuhr Adhemar unmittelbar zum

Herzoge. Dieser empfing ihn mit der lebhaftesten Theilnahme, ja mit wahrer Herzlichkeit. Adhemar mußte ihm umständlich alle Einzelnheiten seiner Gefangenschaft und seiner Flucht erzählen.

„Dem leichtsinnigen Throneck also" — sagte der Herzog — „verdanken Sie Ihr Abenteuer? — Er würde es wol gern selbst überstanden haben, wäre ihm das Glück geworden, bei der schönen Beatrice die Theilnahme, von der muthigen Erneste die Befreiung zu gewinnen. Welcher von den Schönen fühlt sich denn nun Ihr Herz zur zärtlicheren Dankbarkeit geneigt?"

„Die Frage, Durchlaucht, wird die Zukunft beantworten müssen."

„Die Männer, denen es leicht wird, der Frauen Gunst zu gewinnen, mißbrauchen gewöhnlich ihr Glück durch den häufigen Wechsel der Neigung. Wahren Sie sich davor! Wird die Liebe zum thöricht leeren Spiel der Eitelkeit erniedrigt: da endet des Herzens wahres Glück, da weicht die Würde und Stärke des Charakters."

„Weder die äußeren, noch die inneren Bedingungen lassen mich das fürchten."

„Der Stärkste fällt am Leichtesten dem eigenen Vertrauen!"

Adhemar hatte einen neuen Blick in das Innere des

Herzogs gethan. „Aber wie" — fragte er sich — „ist es möglich, daß der Mann, welcher so richtig fühlt, der so wohl die Kräfte des Menschen und ihre Wechselwirkung kennt — daß er nicht den Weg geht, welcher dem edlen Manne ziemt? — Aber der gewaltige Zug alter Gewohnheit, unterstützt von der Gelegenheit und den müßigen Tagen ziehen immer neu und leicht in den Kreis selbst verachteter Schwächen." — So entschuldigte Adhemar den Herzog. Uebrigens zeichnete der Herzog Adhemarn stets mit besonderem Wohlwollen aus. Fast wöchentlich wurde er zur Tafel gezogen. Mit den angesehensten Staatsmännern wurde er hier bekannt und ihnen bald nahe gestellt. Es erschlossen sich ihm die glänzendsten Aussichten für eine bedeutende Zukunft. Für den Augenblick war er mit den Vorarbeiten zu einem, in nahe Aussicht gestellten, Gebiets-Tausch beauftragt; seine festere Bestimmung hatte sich der Minister noch vorbehalten. Ihm war diese zweifelhafte Lage äußerst peinlich. Er liebte seine Beatrice, aber nicht mit dem ewigen Feuer erster Liebe. Je mehr er sich dessen bewußt wurde, um so mehr wünschte er, in ihrer Nähe zu leben. Ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit hätte ihn immer neu gefesselt, und die Gewohnheit hätte die reine Urkraft des Gefühls ersetzt. Doch sollte sie nicht ihren Aufenthaltsort ändern, um

ihn vielleicht rasch wieder zu vertauschen; es sollte nicht scheinen, daß sie ihm folge. Um so lebhafter waren die schriftlichen Beziehungen zwischen Beiden. Täglich schrieb er und so zart und innig, wie Liebe und Freundschaft nur immer die Worte flechten. Und Beatrice redete zu ihm die Sprache der glühenden Empfindung. Auch an Ernesten hatte Adhemar geschrieben, wie an eine liebe Freundin der Jugend, die durch edle That sich den Anspruch steter Dankbarkeit erwarb. Der Herzog, welcher sich das Vertrauen Adhemars gewissermaßen erobert hatte, war so gnädig gewesen, den Muth und die Entschlossenheit der jungen Dame anzuerkennen. Einen kostbaren Armring hatte er dem Schreiben beigefügt. Der Herzog erhielt ein bescheidenes Dankschreiben, in welchem Erneste zugleich ihre Freude über Adhemars Rettung aussprach; gegen ihn selbst aber schwieg sie.

Unter den alten Bekannten war Charmier einer der ersten gewesen, welche Adhemarn ihre Theilnahme an seinem Geschick bezeugten. Als dieser die Geschichte seiner Entführung erzählt hatte, sagte Charmier: „Wenn das Glück ihn verläßt, nimmt der kluge Mann die Weiber zu Hülfe; so ist's Recht! Ich habe es auch so gemacht. Das schöne Gold meines guten seligen Großvaters war hingeschmolzen an der Tücke des Glücks;

schon wollte ich Pferd und Wagen verkaufen, als mir die gute Gelegenheit kam, **10,000** Thaler mit einem schönen Weibe zu heirathen. Ein herrliches Leben: Spiel und Champagner! — Begleiten Sie mich, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle."

In der That war der Kapitän, der sein Leben so ganz allein den niedrigsten, selbstischen Zwecken gewidmet hatte, Adhemarn verächtlich. Aber ältere Menschen, die wegen irgend welches Vorzugs einer gewissen Achtung von uns genossen, verlieren ihren Einfluß auf uns selten ganz. So folgte auch Adhemar dem Kapitän, ohne daß er besondere Neigung gehabt hätte, die Bekanntschaft mit ihm fortzusetzen oder mit seiner Frau Gemalin anzuknüpfen.

Charmier bewohnte die Bel-Etage eines großen Hauses in dem schönsten Stadttheil; elegantes Meublement, glänzende Dienerschaft umgab den Eintretenden. In Mitten einer zahlreichen Männergesellschaft saß die reich geschmückte Frau des Hauses. Als der Gemal ihr den Begleiter vorstellen wollte, reichte sie mit den Worten: „Wir sind alte Bekannte!" — Adhemarn die Hand. Er küßte sie — Albinen. Auch die Gesellschaft war ihm größtentheils bekannt. Die liederlichen Söhne reicher Spekulanten und vornehmer Taugenichtse mischten sich mit dem jungen Landadel, welchem einige

Jahre in der Residenz — eine Cour bei dem Fürsten, einige Soirées in den ersten Häusern, viele Nächte bei verblühenden Choristinnen und Statistinnen, Spiel, Wetten und Pferderennen — den besten Theil seiner Bildung und seiner erhabensten Jugenderinnerungen geben. Auch der Graf Weldern war in der Gesellschaft und ihm widmete die Frau des Hauses ihre besondere Aufmerksamkeit. Während diese den Thee serviren ließ, ordnete der Herr Gemal das Spielzimmer. Die größere Zahl der Herren wandte sich dorthin; die Zurückbleibenden spannen den Faden eines seichten Gesprächs mühsam fort. Jeder haschte nach Komplimenten für die schöne Wirthin; auch eine platte Zweideutigkeit nahm man sich nicht übel. Albine war von der ganzen Gesellschaft allein witzig und geistreich; sie schien sehr gut gelaunt, aber ihr Inneres war zerrissen. Sie fühlte sich neben Adhemarn tief erniedrigt, tief unglücklich, doch war sie zu stolz, als daß sie es verrathen hätte. Ein Weib, dessen Liebe einmal verschmäht wurde, muß sehr schwach, sehr elend sein, wenn sie dem Mann gegenüber, der ihr solches that, nicht glücklich erscheint.

Adhemar fühlte sich in Albinens Kreise unheimisch; er ging bald.

Charmier und Albine waren durch die Vermittlung und Ausstattung des Herzogs Rudolph ein Paar gewor-

den. Das errieth Adhemar leicht. Sonst würde er Albinen bemitleidet haben, daß sie in den Besitz solches Mannes gekommen; jetzt schien ihm, daß der Zufall die Karten trefflich gemischt; beide Menschen dünkten ihm einander würdig. Edwins Gesundheit hatte die betrogene Liebe zerrüttet; zu ihrer Wiederherstellung befand er sich im Seebade.

Adhemar hatte nach wenigen Monaten die ihm vorliegende Arbeit vollendet. Er wurde zum Minister beschieden. „Seine Durchlaucht, der Herzog Rudolph" — sagte der Minister — „reist zur bevorstehenden Königskrönung. Es kann nützlich sein, wenn sich ein Diplomat in seinem Gefolge befindet: der Herzog hat gewünscht, daß ich Sie dafür bestimme."

„Euer Excellenz" — erwiderte Adhemar — „werden befehlen, wo und wie ich meine Dienste dem Staate zu widmen habe."

„So stellen Sie sich dem Herzoge zur Disposition." — Der Minister fügte noch einiges Schmeichelhafte über Adhemars letzte Arbeit, die er selbst eingesehen haben wollte, hinzu; und der Legations-Sekretär war entlassen.

Der Herzog sagte zu Adhemarn: „Unsere frühere

Reise brachte Ihnen nur Arbeit und Gefahren; auf dieser sollen Sie durch Annehmlichkeiten entschädigt werden."

Eben trat der Adjutant Graf Throneck ein. Der Herzog wandte sich an ihn:

„Throneck, Sie werden mich nicht begleiten. Ich sage Ihnen das, damit Sie keine unnützen Reisevorkehrungen treffen."

„Durchlaucht" — sagte der junge Mann bestürzt — „es würde mir sehr schmerzlich sein, wenn ich den hohen Befehl als Zeichen der Ungnade betrachten sollte."

„Nein, Throneck, wir bleiben Freunde! — Dies ist nur eine Strafe für Ihren unvergleichlichen Leichtsinn: Sie sind gestern die Treppe des Schauspielhauses hinaufgeritten, haben dabei Ihrem besten Pferde das Genick gebrochen und hundert Louisd'or obenein verspielt."

„Dem ist so; aber was soll ich mit meinen Revenüen beginnen? — Und was kann ich dafür, wenn die Zeiten so erbärmlich sind, daß man zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen muß, um sich auszuzeichnen und um sich aufzuregen?"

„Und Sie könnten sich keiner vernünftigen Thätigkeit widmen?"

„Ich sehe keine, welche dem thatenlustigen Adel

unserer Tage mehr ziemte. Auf unseren Gütern ist der Bauer Herr geworden. Seitdem glaubt er unseres Rechts entbehren zu können; und ihm zu helfen, haben wir kein Interesse mehr. Wir sehen sogar mit einer gewissen Befriedigung, wenn er sich ruinirt. Das schöne Verhältniß väterlicher Fürsorge von der einen und kindlichen Gehorsams von der anderen Seite ist zerstört."

„Wissen Sie, Graf, wie Sie das Verhältniß benutzt haben würden, und wie es gewöhnlich benutzt worden ist? — Der Edelmann verwüstete die Felder durch seine Jagden, verführte die Töchter und Weiber der Bauern, verschwendete an Die, welche seinen Begierden entgegenkamen, mißhandelte die Abgeneigten und betrachtete Alle als gemeine Hunde, geboren, ihm den Staub von den Füßen zu lecken. So war die Regel, selten die Ausnahme! — Wenn man jetzt schon anfängt, uns das ganze Verhältniß im poetischen Gewande, in mild glänzenden Farben vorzuführen: so ist das viel zu früh: die Wirklichkeit, wie sie einst war, liegt uns noch zu nahe."

„Die Sehnsucht nach untergegangenen Zeiten und abgeschüttelten Verhältnissen" — bemerkte Adhemar — „kann erst dann mit Erfolg angefacht werden, wenn ihre Wiederkehr unwiederbringlich verloren ist. Bis

dahin setzt sich jeder Versuch dem Vorwurfe der Selbstsucht aus, besonders wenn er von den einst Bevorrechteten ausgeht. Und so ist's bei uns in Bezug auf die bäuerlichen Verhältnisse. Nur der Adel erblickt das Ehemals im schmeichelnden poetischen Licht; und doch würde der Bauer nicht weniger Sinn dafür haben, wenn er einst aller der Vortheile genossen hätte, die ihm jetzt entrissen sein sollen."

„Mag Dem sein, wie ihm wolle: wir haben jetzt eine armselige Stellung! Am Hofe sind wir nur noch die Figuranten; sonst bildeten wir die feste Mauer um den Thron, der jetzt den muthwilligen Angriffen jedes jämmerlichen Zeitungsschreibers ausgesetzt ist!"

„Freilich eine Mauer bildetet Ihr um den Thron, aber nicht zum Schutz der Fürsten, sondern um diese in Eurer Gewalt zu halten; nicht um das Unrecht von ihm zu wehren, sondern den Ruf um Gerechtigkeit und Schutz gegen Eure kleinen und niederträchtigen Tyranneien davon abprallen zu lassen! — Und worauf gründen Sie Ihre Ansprüche als besondere Hüter des Throns?"

„Auf unsere Bildung, unsere Ehre, unsere angestammte Ergebenheit!"

„Graf" — sagte der Herzog mit einem sarkastischen Lächeln — „Sie kennen meinen Jäger. Der Mensch hat wissenschaftliche Bildung, mehr als tausend Edelleute,

und selbst eine Kompagnie würde er besser führen als unsere meisten Kapitains. Was seine Ehre betrifft, so, denke ich, haben Sie dieselbe kennen lernen, als er Ihnen sagte: „Herr Graf, für mich ist die Ehre Ihres Besuches zu groß und für mein Weib zu gering!" —

Throneck stand beschämt, und das leise Lächeln um seine Lippen war mehr das der Verlegenheit als des kecken Uebermuths, der ihn sonst selten verließ. Der Herzog aber fuhr fort: „Seiner Ergebenheit für unser Fürstenhaus verdankt er seinen Dienst: als Alle, selbst die Herren vom ältesten Adel vor dem wüthenden Eber aus einander sprengten, der sich auf den Erbprinzen stürzte, warf sich ihm der niedrig Geborene kühn entgegen."

Adhemar wäre gern statt Thronecks zurückgeblieben, wenn er nur seine Zukunft bestimmt gesehen hätte. In jedem Briefe Beatricens las er die zärtliche Klage über ihre Trennung; und ihn selbst hatte die lebhafteste Ungeduld ergriffen. Ihn beherrschte weniger das mächtige Gefühl liebender Sehnsucht, als das Verlangen nach einem Ziel, welches er sich gesteckt.

Die Zeit der Krönungsreise fiel in die letzten Wochen des Sommers. Die Tage waren warm, doch nicht heiß, der Himmel war rein und klar, die ganze Natur mild. Da vergessen wir über dem fröhlichen

Anblick der Ernte, daß wieder ein Frühling aus unserem Leben genommen wurde, wieder die Freude an einem neuen Gedeihen. — Die Erde ist schön in ihrem Sprießen, ihrem Wachsen, ihrer Frucht; der Mensch ist glücklich in seinen Plänen, seinem Schaffen, seinem Genießen; die Zeit der Ruhe ist Beiden die trübe.

Am ersten Tage der Reise erregte Herzog Rudolphs Sechsspänner und sein Gefolge nur die Aufmerksamkeit der müssigen Buben, höchstens steckte ein altes Mütterchen den Kopf zum Fenster hinaus; am zweiten Tage fanden sich auf den Poststationen schon die Honoratioren des Orts und der ganzen Umgegend ein, um Seiner Durchlaucht vorgestellt zu werden; bald baten die Magistrate um die Ehre, den fürstlichen Reisenden bewirthen zu dürfen; endlich erhoben sich für den allverehrten Sproß des Herrscherhauses die hölzernen Triumphbögen mit ihren glücklichen Jungfrauen, ihren unglücklichen Willkomms-Gedichten und ihren wohlgefälligen Bürgermeister-Reden.

In den Hauptstädten und deren nächsten Umgebungen werden die Großen der Erde wie jeder andere öffentliche Charakter behandelt. Ihre Schwächen und Laster und ihre Tugenden sind der Stoff der Gespräche in der geschäftigen Werkstatt, in dem traulichen Familienkreise, in den glänzenden Salons. Wenn nicht die Schmeichler,

welche von der Gunst der Großen gefüttert werden, den dichten Schleier immer neu um ihr Auge hüllten: sie müßten oft unangenehm empfinden, wie hoch man ihre äußere Stellung und wie gering man ihre Person achtet. Anders in den Provinzen. Man überträgt die volle Achtung für die äußere Stellung auf die Person. Daher der Unterschied des Empfanges desselben Fürsten in der fernen Provinz und in der Hauptstadt und ihren nächsten Umgebungen.

Der Herzog Rudolph machte zu allen den Ehren, die ihm erwiesen wurden, ein so freundliches Passions-Gesicht, wie es jener Pastor nicht besser wird gekonnt haben, der an fürstlicher Tafel den kräftigen Estragon-Essig unter vielen Versicherungen eines trefflichen Geschmacks mit Todesverachtung hinunterschluckte. Aber gegen die Reisegefährten konnte er nicht seine Empfindungen unterdrücken.

„Ich sehe gern" — sagte er — „wenn die Menschen sich freuen und gönne ihnen von Herzen jede Gelegenheit zu einem festlichen Tage; aber der Schein, als glaubte ich wirklich, man brächte mir den Ausdruck wahrer Gesinnung, wird mir lästig. Er macht mich in den Augen jedes Vernünftigen zu einem anmaßlichen Narren."

„Euer Durchlaucht" — sagte Adhemar — „dürfen versichert sein, daß nur sehr Wenige die Verehrung

nicht wirklich empfinden, welche sie dem Sohne ihres Fürstenhauses darbringen."

„Welche Verdienste habe ich um sie? — Was habe ich dem Vaterlande mehr geleistet, als von jedem redlichen Bürger gefordert werden kann?"

„Hätten" — erwiderte der Oberst Behm — „Euer Durchlaucht kein selbsteigenes Verdienst: Ihre Vorfahren haben zum Glück und Heil dieses Landes regiert."

„Sie haben oft genug auch Unglück gebracht!" — entgegnete der Herzog.

„Mag das Glück, welches sie schufen immerhin überwiegen" — bemerkte Orwin — „der Empfang Euer Durchlaucht würde freilich derselbe sein, wenn es sich auch umgekehrt verhielte. Ich will Ihnen sagen, meine Herren, was Seiner Durchlaucht die unfruchtbare und im Grunde lächerliche Ehre dieser Empfangsfeierlichkeiten und die leeren, hohlen Bezeichnungen des allgeliebten, allverehrten, angebeteten Fürstensohns bringt: der Egoismus beginnt, Neid und Nachahmungssucht setzen das Werk fort."

„Man weiß allgemein" — entgegnete der Oberst — „daß Seine Durchlaucht sich nicht in die Regierungs-Angelegenheiten mischen."

„Doch" — sagte der Herzog — „kann mein Fürwort zu gar Manchem nützen! — Und welche loyale Ge-

sinnungen muß der Regierungsrath von Berger haben, wenn er schon mir, dem entfernteren Verwandten des Fürstenhauses, solchen Empfang bereitet? — Die Landräthe und Bürgermeister, die ihm folgten und mit ihren Söhnen und Töchtern en costume vor uns paradirten, haben wenigstens das schöne Bewußtsein, daß der Herr von Berger nicht einzig dasteht. Und wie würdig nahmen sie sich selbst aus! — wie schön ihre Töchter! Von der Präsentation bei dem Herzoge werden noch Kinder und Kindeskinder erzählen!"

„Das finde ich" — erwiderte Adhemar — „auch natürlich! Ein Ereigniß, welches dem Bürger Gelegenheit gab, die Liebe und Verehrung für sein angestammtes Fürstenhaus zu beweisen, muß ihm denkwürdig sein."

„Liebe und Verehrung! — Bestände mein ganzes fürstliches Geschlecht aus einer Aufeinanderfolge armseliger Schächer, und reihte ich selbst mich ihnen als der elendeste an: mir wäre überall der gleiche Empfang geworden. Mich wird Niemand überreden, in solchen Feierlichkeiten mehr zu erblicken als die schlaue Absichtlichkeit Einiger, die Beschränktheit und Vergnügungslust der Vielen."

„Ich erinnere mich" — sagte Orwin — „bei derartigen Feierlichkeiten stets dessen, was ich sah und hörte, als ich mich bei dem Einzuge unserer durchlauchtigen

Erbprinzessin unter den Haufen des Volks befand: hier jubelte eine Gruppe um die Branntweinflasche, dort machte eine niedrige Zote das Gelächter erschallen, dort jauchzte man zur einer blutigen Boxerei; und in den Zeitungsblättern lasen wir, das Volk sei tief bewegt, freudig entzückt gewesen beim Anblick der holdseligen Fürstenbraut! — So werden die Großen der Erde bei jedem Schritte betrogen, wenn sie beschränkt und eitel genug sind, ihrer Persönlichkeit zuzuschreiben, was so verschiedenartigen Motiven des Eigennutzes Einzelner und vor Allem der Neigung des großen Haufens für einen Tag des Müßigganges und ungezügelten Lärmens zuzuschreiben ist."

„Das ist eine Beleidigung für den Geist des Volkes" — sagte der Oberst.

„Doch muß ich dem Doktor beistimmen" — sagte der Herzog. — „Glauben Sie aber deßhalb nicht, daß ich das Volk verachte. Es liegt ein unendlicher Schatz von Adel, Hoheit und Tugend in der Brust der Menschen; aber das Leben rauscht darüber hin, und Alles schlummert tief unten. Nur wenn das Herz einmal im innersten Grunde aufgeregt wird, dann werfen die Wellen kostbare Stücke an das Ufer — den Bernstein der Ostsee."

„Und mit dieser Ansicht" — begann Adhemar.

„Mit dieser Ansicht" — unterbrach ihn der Herzog — „glaube ich, daß ein Volk mit tiefer und wahrer Empfindung seine Helden feiert, welche es die „Großen" nennt; aber die Allgeliebten, Allverehrten kennt das Volk nicht in seinem Herzen, nur aus den Zeitungen. Diese sind Nichts als die Schauspieler, denen die besoldeten Kunstfreunde die Kränze zuwerfen, und denen das Publikum dann zujauchzt, weil es die Gelegenheit hat zu einer angenehmen Aufregung. Doch, meine Herren, sind diese Festlichkeiten nicht ganz sinn- und bedeutungslos: sie befestigen im Volke das Gefühl von der Machthoheit der Herrscher."

„Dafür" — sagte der Doktor — „gäb es manches bessere Mittel, dessen Anwendung vielleicht nur unbequemer ist für die hohen Herrschaften."

„Der Radikalismus, Orwin, welcher die Heiligkeit des historischen Rechts nicht anerkannt, ist ein unbesiegbarer Opponent." — So schloß der Herzog die Unterredung ab; und man fuhr der nächsten Poststation zu.

Hier war man schon seit dem frühen Morgen in der lebendigsten Aufregung. Die beiden Thürme, welche das Thor bildeten, waren eilig neu angestrichen; auf den einen derselben hatte man eine hölzerne Kuppel gesetzt, denn ein schadenfroher Wind hatte die alte steinerne

schon vor vielen Jahren herabgestürzt. Jetzt waren die beiden Brüder durch einen gothischen Spitzbogen von grün gestrichenem Holze mit einander verbunden worden. Auf der Spitze des Bogens stand ein hohes Kreuz, und um dieses war ein mächtiger Kranz geschlungen, der den Namenszug des Herzogs, aus Rosen und Immortellen, trug. Festons und Blumenguirlanden von wunderbarer Größe schmückten die geschmackvollste der Triumphpforten.

Schon zwei Stunden vor der Ankunft des Herzogs stand die ganze Einwohnerschaft in ihrem Feststaate, zunächst der Triumphpforte die weißen Jungfrauen. Eben wollte auch die berittene Bürgergarde, acht Mann hoch, den Bürgermeister an der Spitze, sich in Bewegung setzen, um den Herzog an dem Weichbilde der Stadt zu empfangen, als die städtische Kapelle — eine Trompete, Klarinette, Posaune und Pfeife — auftrat. Da parirte der Bürgermeister erschrocken den geduldigen Schimmel, welcher nach dreimaligem Spornen noch gar nicht Miene gemacht hatte, vom Flecke zu gehen. „Herr Syndikus-Kunstdirektor" — rief der besorgte Mann — „wo stellen wir die Kapelle auf! — Die einbeinige Trompete sieht zwar in ihrer rothen Husarenjacke ganz stattlich aus; aber die bucklige Klarinette, die betrunkene Posaune und die ausgetrocknete Pfeife müssen wir doch den hohen

Blicken unseres allverehrten Reisenden entziehen! — Hätten Sie nur nicht oben mit Ihrem verteufelten Kreuz und Bogen das eingestürzte Thurmdach verbaut! Dort stand sonst bei allen feierlichen Einholungen die die Kapelle: da nahm wenigstens Niemand an ihrer Gestalt ein Aergerniß."

„Das ist eine schlimme Geschichte" — sagte der Syndikus — „aber bei den herrlichen Reden und ausgezeichneten Gedichten, bei dem allgemeinen Enthusiasmus, mit welchem Seine Durchlaucht hier empfangen werden, können Hochdieselben am Ende billig auf die Musik verzichten."

„Sind Sie gescheut, Herr? — Sie wissen nicht, daß es für die vornehme Welt gar keine Kunst mehr giebt als die Musik? Nein, Musik müssen wir haben! Was würden Seine Durchlaucht sonst von uns denken? — Schaffen Sie Rath!" —

Nach einigem Besinnen rief der erfreute Syndikus: „Halt, ich hab's! — Oben im Hundeloch sitzen jetzt nur ein Dieb, ein Bettler und das junge Mädchen, welches die Kiennadeln in der Magistratsheide geharkt. Aus besonderer Hochachtung für Seine Durchlaucht setzen wir das Kleeblatt für heut auf freien Fuß; und Sie sollen erstaunen, wie herrlich sich die Musik aus dem Hundeloch ausnimmt!"

— „Syndikus-Kunstdirektor, Sie sind ein unschätzbares Gut für unsere Wohllöbliche Stadt!“ — rief der Bürgermeister beifällig; und nachdem ein dicker Schlächtermeister dem widerspenstigen Schimmel einige Schmeicheleien mit der Karbatsche zugeflüstert, ging's im langsamen Trott von dannen. Der belobte Syndikus aber entließ den Dieb, den Bettler und die Kiennadeln-Harkerin gegen das Ehrenwort, sich morgen früh wieder zu gestellen. Eigentlich gingen alle Drei ungern, da sie eben ein Gerüst zu Stande gebracht, von welchem sie durch die Eisenstangen mitten auf die Fest-Jungfrauen, den Magistrat und die Geistlichkeit mit der Schuljugend herabsehen konnten. Der Dieb und der Bettler waren entschlossene Naturen: sie wußten, was Resignation heißt. Doch das Suchen nach Trost ist echt menschlich: sie gingen also in mehrere Häuser, um sich nach solchem umzusehen. Zwar trafen sie Niemand; indessen trugen sie zum Zeugniß ihres freundschaftlichen Besuchs die brauchbarsten Kleidungsstücke und zu Ehren des Herzogs so viel Geld mit hinweg, als sie eben vorfanden. Natürlich stellte sich am folgenden Morgen nur die Kiennadeln-Harkerin wieder ein; und der Bürgermeister hatte Gelegenheit, den Syndikus zu beloben, daß er auf so praktische Weise die Stadt von der Erhaltung unnützen Gesindels zu befreien gewußt.

Kehren wir aber zu dem Schauplatz der Leiden dieser Märtyrer des Naturrechts, welche der Bürgermeister so unzart bezeichnete, zurück!

Das Gerüst hatte die Trompete, Klarinette und Pfeiffe eingenommen; für die taumelnde Posaune war der hohe Standpunkt zu verführerisch: sie hätte den Ehrgeiz haben können, sich gerade am denkwürdigen Einzugstage der durchlauchtigen Person den Hals zu brechen.

Der Syndikus hatte seine genievollen Anordnungen im Hundeloch getroffen und wollte an die Spitze des Magistrats treten, als eine neue Sorge auf ihn einstürmte: die ganze erste und zweite Abtheilung der Prima einer städtischen Real-Schule suchte eben, mit Hintenansetzung aller humaniora, zu beweisen, wie tüchtig sie realia studirt! Weil der ersten Abtheilung allein die Solo-Partieen des Volksgesanges zugetheilt waren, hatte die zweite Abtheilung sich den Augenblick, wo der Rektor mit Bürgermeisters Nandinchen einige Worte wechselte, zum Erguß ihres Künstler-Neides ersehen. Sie hatte sich vorzugsweise auf die Solisten geworfen; und schon waren dem ersten Tenor die Lippen, wie einem Posaunen-Engel, von den Püffen aufgeschwollen, dem ersten Diskant lief das Blut aus der Nase, und was aus dem Alt und Baß geworden, ließ

sich gar nicht übersehen: sie waren noch im wirren Kampfesknäul gemischt. Doch ein Rufer im Streit, ein homerischer Held, ließ seine Stimmen vor Allen weithin und immer siegreich ertönen. Das ließ hoffen, daß wenigstens der erste Bassist noch der Kunst gerettet sei.

„Herr Rektor! Herr Rektor!" — rief der fürchterlich überraschte Syndikus; aber der Herr Rektor hatte sich zu sehr in Nandinchens blaues, schmachtendes Auge vertieft. Er achtete nicht eher auf die besorgte Stimme des Herrn Syndikus, bis dieser ihn an den Arm fassend ausrief: „Um des Himmels Willen, Herr Rektor, sehen Sie doch Ihre liebe Jugend, wie sie sich zurichtet!"

Der Rektor, ein junger Theologe mit einem gar freundlichen, frischen Gesicht, war in der That überrascht durch das öffentliche Aergerniß, welches die muthige Jugend gab. Es gelang ihm zwar bald, die Ordnung wieder herzustellen, aber mit dem Volksgesange war's vorbei! Das konnte er seinen Diskantisten an der Nase ansehn. Er theilte seine Ansicht dem Syndikus mit und fügte hinzu: „Ich hielt es überhaupt für unpassend, das Quicken und Kreischen dieser Jungen vor dem Herzog ertönen zu lassen, und es für Gesang auszugeben."

„Aber der Herr Bürgermeister, was wird Seine

Wohlehrweisen sagen! Sie wissen, daß dieselben Musik und Gesang für den wesentlichsten Bestandtheil nationaler Feierlichkeiten halten. Und so ist's auch bei Hofe und in den vornehmen Zirkeln. Wenn nur Beide da sind, wie sie sind, ist gleichgültig: es hört doch Niemand darauf!"

„Ich habe aber noch nie gehört, daß ein durchreisender Prinz an dem Thore mit Gesang begrüßt worden sei" — wandte der Rektor ein.

„Ah, dann lesen Sie nur in unserer alten Stadtchronik die Programme der Festlichkeiten, mit welchen wir im 14ten und 15ten Jahrhundert unsere gnädigen Herren empfingen!"

Der Syndikus würde am Ende wol dem schon zweifelnden Rektor bewiesen haben, daß der Junge mit den aufgeschwollenen Lippen und jener mit der blutenden Nase singen müßten, wenn nicht in dem Augenblicke der Herr Bürgermeister herangestürmt wäre, sich vom Pferde geworfen und an die Spitze der Väter der Stadt gestellt hätte. Von fern schon sah man den Wagen des Herzogs. Alles harrte in tiefem Schweigen; nur die lieblichen Klänge vom Hundeloch herab durchwallten melodisch die Luft. O, das war ein großer Augenblick! — Jetzt hielt der Herzog im Thor unter dem Triumphbogen. — Vergebens winkte der Syndikus hinauf nach

dem Eisengitter: die Trompete war einmal im Kriegesfeuer, und der Anblick des Herzogs riß sie vollends hin. Sie würde fortgefahren haben, bis an das Welten-Ende zu schmettern, wenn nicht zur großen Befriedigung des Syndikus und des Bürgermeisters das Gerüst unter den Vibrationen der Posaune zusammengestürzt wäre.

Nandinchen, das anmuthige Nandinchen trat jetzt vor und sprach das Willkommen mit so kindlichem Ausdruck und in ihrem ganzen Wesen war die reinste Jungfräulichkeit so lieblich ausgeprägt, daß sie das lebendigste Wohlwollen gewinnen mußte. Der Herzog nahm den überreichten Kranz und dankte ihr in der freundlichsten Weise. Auf die Frage, wer der Verfasser der niedlichen Verse sei? — schlug das Mädchen den Blick zu Boden, als der Name „Hermann" über ihre Lippen zitterte.

„Wer ist Hermann?" — fragte der Herzog.

„Ich wollte sagen: der Rektor Bohler" — entgegnete das Mädchen in reizender Verwirrung und trat zurück.

Von der Rede des Bürgermeisters, die Hermann Bohler gewiß nicht ausgearbeitet hatte, nahm sich der Herzog die Freiheit Nichts zu hören; sein Blick hatte sich auf den jungen Rektor gewendet, den er an der Spitze der Schuljugend vermuthete.

Am Ende der Rede bezeigte er in herkömmlicher

Weise sein Wohlgefallen an dem festlichen Empfange. Der Bürgermeister winkte, den Volksgesang anzustimmen. Durch ein Achselzucken drückte der Rektor die Unmöglichkeit aus, und er bemerkte den empörten Blick, welchen der Bürgermeister ihm zuwarf, nur zur Hälfte: einem Winke des Herzogs folgend, war er an dessen Wagen getreten.

„Ich gratulire" — sagte ihm der Herzog — „zu einer so liebenswürdigen Braut und wünsche Ihnen noch recht oft die Gelegenheit, an sie so hübsche Verse zu richten, wie ich sie eben hörte."

Der Herzog fuhr dahin, und der junge Mann stand verwirrt, bis der Bürgermeister ihm zurief: „Lassen Sie wenigstens die Jungen ein „Hurrah" brüllen!"

Aber der Rektor hätte doch den Ton angeben müssen; und ihm arbeitete es in der Brust, daß die Stimme keinen Laut hatte. Jetzt gerieth der Bürgermeister außer sich. „Sie sind ein boshafter Mensch" — rief er — „Sie haben uns den ganzen Spaß verdorben, nur aus Neid auf den Orden, welchen ich sonst erhalten hätte. Das werde ich Ihnen gedenken! — Meine Herren" — wandte er sich dann an den Senat — „lassen Sie uns das Frühstück einnehmen, welches die Stadt sich beehrt, in Anerkennung unserer Mühen für ihren Glanz, uns zu geben."

Bei den verschiedenen Braten urd guten Weinen, welche der Bürgermeister im Namen der Stadt hatte serviren lassen, vergaß er einigermaßen sein Leid. Auch die ganze Stadt blieb den Tag hindurch in arbeitsloser Freude. — Bei dem großen Kaffee, den die Frau Bürgermeisterin den Ehren-Jungfrauen und ihren Freundinnen, nach Senats-Beschluß, auf Kosten der Stadt gab, wurde jedes Wort, welches der Herzog gnädig gespendet, tausendmal wiedererzählt und von allen Seiten erwogen. Was er zu dem Rektor gesprochen, das hatte, ungeachtet aller Mühen, noch Niemand erfahren können; nur erröthete Nandinchen, so oft die wichtige Sache zur Sprache kam.

Zweites Kapitel.

Auf Adhemar wirkten die Zerstreuungen der Reise wohlthätig: sein Gefühl war nicht wund, so daß jede Berührung eine schmerzliche gewesen wäre. Und Orwin, mit welchem er den Wagen theilte, war ein trefflicher Gesellschafter. Er behandelte das Leben leicht, aber er bedachte es ernst. Mit dem schärfsten Blick erkannte er die natürlichen, ursprünglichen Grundlagen aller Ver-

hältnisse, und sicher erfaßte er die Entwickelungsmomente, welche sich an ihnen bis heran hatten bethätigen müssen. Dadurch war ihre Ursprünglichkeit hier entstellt, dort verdeckt, dort verwischt. So haben wir sie überkommen; so müssen wir sie anwenden zu unserem Besten. Diese Anschauung trat überall in Orwins Urtheilen hervor.

„Die Größen" — sagte er — „zu denen wir in thörichter Bewunderung emporschauen, wir haben allen Grund sie zu hassen. Sie eben beugten das echt menschliche Recht, ihrem subjektiven Willen unterwarfen sie die allgemeinen Forderungen, und so trieben sie das Leben in immer verkehrterer Richtung weiter! — Sie begingen die Thaten der Willkür, der Gewalt, der Unmenschlichkeit und drückten ihnen den falschen Stempel der Größe auf! — Wir aber werfen uns vor den Götzen, die von dem Herzblut der Menschheit ihren Egoismus nährten, in den Staub und beten an!"

„Du setzest mir" — entgegnete Adhemar — „aufgewärmte Speisen, veralteten Rousseau'schen Kram vor: willst Du meiner etwa spotten?"

„Meine Ansichten von den Verschrobenheiten des Lebens mögen mit den Rousseauschen zusammentreffen; aber ich bin nicht Thor genug zu glauben, daß sich diese Zustände plötzlich reformiren ließen, noch weniger, daß ich der Mann dafür sei."

„Da Du nicht die Charakterstärke eines Rousseau besitzest, hättest Du Dich vor seinen Ansichten wahren sollen.“

„Es ließe sich wol darüber streiten, ob es nicht den kräftigeren Charakter fordere, das Leben tief, scharf in allen seinen Richtungen durchschauend, sich mit demselben vernünftig auszusöhnen, als ihm die unzureichenden Kräfte unverständig entgegenzusetzen?“

„Du hegst Achtung vor Wissenschaft, Kunst, Bildung überhaupt: Du wirst nimmermehr die rohen, natürlichen Zustände den gebildeten vorziehen.“

„Ich kann mir eine Bildung denken, die edel und herrlich alle die schönen Kräfte der Natur in dem Menschen entwickelt, ohne daß sie sein Trefflichstes knickt, beschneidet, verstümmelt, ohne daß dem Gemüth Schrauben, der Vernunft Stelzen angepaßt werden, damit wir herkömmlich, anständig, gesetzmäßig denken und empfinden. Aber die Bildung, mit der wir so vornehm prunken, so empfindsam dämmern oder so spitzbübisch heucheln — ja, sie ist unsere Bildung! Und die Barbarei in Herkommen und Sitte, die Verdrehungen des Rechts, die Thorheiten in der Wissenschaft und in der Religion, sie sind empörend; aber sie sind unserem Standpunkt angemessen: ich achte sie!“

„Du erkennst also an, daß gemäß dem Standpunkt,

welchen wir einmal einnehmen, das Mögliche gethan wird, um das Gute herauszubilden, das Böse zu unterdrücken?“

„Ja, ja! ich erkenne Alles an, was Du willst: ich will leben, so angenehm und vernünftig leben, als es sich thun läßt!“

In den angedeuteten Gegensätzen bewegte sich meistens die Unterhaltung zwischen Adhemar und Orwin. Vor wenigen Jahren wäre vielleicht Adhemar ein geneigter Schüler Orwins geworden; nicht so jetzt! Er hoffte Befriedigung und Glück von der bestehenden Ordnung der Dinge: er mußte ihre Vertheidigung übernehmen. Doch hatten ihn die Einflüsse der letzten Jahre zu indifferent gemacht, als daß er mit fester Anschauung das Gesammtleben umfaßt hätte. Deshalb war seine Opposition auch wenig energisch. Die Anregungen, welche Adhemar durch die Unterhaltungen mit dem Doktor gewann, wurden noch vermehrt durch die Art, wie der Herzog seine Reise geordnet hatte. Er liebte nicht die gewöhnliche Hast der Vornehmen: an allen Orten, die irgend eine Merkwürdigkeit der Natur oder Kunst aufzuweisen hatten, nahm er sich die Zeit des verständigen Genusses. So sah Adhemar manches treffliche Kunstwerk, manche herrliche Gegend. Doch wahre Freude, reinen Genuß gewann er da nicht: Jeder der

Mitschauenden strebte nur, durch ein geistreiches oder empfundenes Wort, durch ein bedeutsames Urtheil die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich zu lenken. — Ganz anders hatte ehemals die Macht eines Kunstwerks auf Adhemar gewirkt, wenn er sich ungefragt und ungehört in dessen geistiges Leben versenkte! Wie tief hatte er das heilige Wehen der Natur empfunden, als er einsam durch die Berge und Thäler daherzog! — Unsere Genüsse mehren sich, und der Genuß wird verringert, je weiter wir in das Leben hineinschreiten.

Je näher man der Krönungsstadt kam, um so belebter wurden die Landstraßen; in der Stadt selbst trieben Menschen-Wogen auf und nieder. Aus allen Ständen waren sie von nah' und fern' herzugeströmt: man hätte glauben können, hier solle das Heil und Glück der Menschheit ausgetheilt werden. Das glänzende Gepränge des Krönungszuges selber wurde von den Tausenden mit dem lautesten Jubel begrüßt; das helle Jauchzen übertönte selbst den Donner der Kanonen. Es war, als ob die innere Seligkeit die Brust der Tausende zersprengen müßte, wenn sie sich nicht durch den Ruf der Freude Luft mache: ein guter Herrscher war vor wenigen Monden in die Gruft gesenkt; ein untüchtiger sollte jetzt für seinen Stuhl geweiht werden.

Adhemar hatte seinen Platz in der Kirche auf der

Tribüne der Diplomaten. Als bei der Annäherung des Zuges die Salutation der Menge gehört wurde, vernahm er hinter sich die Worte: „Was die Bestie brüllt! — als ob sie hungrig wär! — Aber sie ist einmal satt! — Habe ich doch immer vergeblich gesucht nach dem Unterschiede zwischen einer Heerde Vieh und Pöbel; jetzt hab' ich's: jene brüllt, wenn sie hungrig, diese, wenn sie satt ist!"

Adhemar blickte sich nach dem Sprechenden um: der Kapitän Charmier hatte für sich die laute Reflexion gemacht. Adhemar hätte gern sein Begegnen vermieden; aber schon hatte ihn der Kapitän erblickt und mit der, ihm eigenen Art von Traulichkeit begrüßt.

„Wollen Sie auch die Krönungs-Feierlichkeit schauen?" — fragte Adhemar.

„Nebenher! — Sonst: wo Aas liegt, sammeln sich die Raben! — Hier ist jetzt viel fettes Aas, und ich bin der schwarze Unglücksrabe. Das verdammte Glück! ich muß ihm schon nachjagen. — Da bewegt sich der Zug herein! — Ueber die tolle Farce! — Wenn wir nur das Geld hätten, das sie kostet!"

„Würde uns Beiden weniger Freude machen als Denen, die sich in dem Gepränge zeigen, und Jenen, die ihren Blick daran weiden."

„Da die unglückliche Majestät, ein Kind an Geist

und Kräften! Was sich das Volk nicht freut über den Plunder, der es einhüllt! — Die Person fordert nur zu Mitleid auf!"

„Sie sind übler Laune und werden sich noch Uebleres an den Hals reden!"

„Die Menschen, welche mich hier hören, sind ja alle meiner Meinung, sie wissen es nur nicht."

Jetzt fand Adhemar eine passende Gelegenheit, dem Kapitän zu entschlüpfen. Anfangs unterhielt ihn das glänzende Schauspiel, endlich war er auch froh, als es sein Ende erreicht hatte. Die Feierlichkeiten, in denen kein Moment ist, an welchem sich das Gemüth erheben, der Geist Gedanken knüpfen kann, mögen das Auge einige Minuten unterhalten, bald wecken sie die drückende Leere der Langenweile.

Die unbequeme Stimmung, mit welcher Adhemar die Kirche verließ, trug er auch in das Gewühl der Volksbelustigungen. Unwillkürlich verglich er mit ihnen die edlen Volksfeste der Griechen, die rohen Circensen der Römer. Mit jenen haben sie gar Nichts gemein, mit diesen, daß sie in dem Volke das Bedürfniß solcher kostspieligen, ganz inhaltsleeren Vergnügungen auf Kosten der Arbeitslust wecken und rege erhalten. Außerdem bieten sie bei uns jeder Zügellosigkeit und Unsittlichkeit den Tummelplatz, und verfehlen am Ende doch den

eigentlichen, aber unausgesprochenen Zweck: das Volk durch Zerstreuungen von den gefährlichen Gedanken über seine Zustände abzuziehen.

Solche Ideen gingen durch Adhemar's Kopf, als er wieder auf den Kapitän stieß.

„Sehen Sie" — rief ihm dieser entgegen — „das ist doch eine reelle Freude! Da ißt, trinkt, lacht und schäkert das Volk, daß man selbst Lust bekommt, es mit zu machen."

„Ich gönne dem Volke gern seine Freuden: es hat schwere Tage; aber gerade Veranlassungen, wie diese, könnte man benutzen, es für edlere Genüsse empfänglich zu machen."

„Essen und Trinken sind auch edle Genüsse, wenn sich das Herz daran erfreut. Darüber läßt sich aber mit Ihnen nicht streiten: Sie haben nie das Leben verstanden; und jetzt sind Sie auch noch vornehm geworden!"

Der Kapitän mußte zum Spiel.

Adhemar weilte auch nicht lange mehr in dem Gedränge und Gelärm der Volkshaufen. Er kehrte in das Hotel zurück, als eben der Herzog vom Hoffeste kam.

„Sie scheinen, nach Ihren Mienen" — redete er Adhemarn an — „nicht weniger gelangweilt worden, als ich. Gut, daß die Farce zu Ende ist!"

„Der Kapitän Charmier —"

„Kennen Sie ihn?"

Adhemar bejahte die Frage.

„Das ist keine empfehlenswerthe Bekanntschaft: hüten Sie sich vor ihm!"

„Ich weiß, daß man an ihn sein Vermögen, an seine Gemalin Ehre und guten Ruf verspielt."

Der Herzog war in seine Gemächer eingetreten und hatte Adhemarn durch die Fortsetzung des Gesprächs genöthigt, ihm zu folgen. Jetzt schaute er diesen plötzlich mit einem lebhaften, scharfen Blick an, als wolle er die tiefere Deutung jener Worte in den Mienen lesen. Aber Adhemar erschien durchaus unbefangen, und der Herzog fuhr nachläßig fort: „Sie kannten wahrscheinlich schon das Fräulein von Bahrenfels?"

„Jene Albine, das reine, unschuldige Wesen, welche der Gifthauch der Verführung noch nicht befleckt hatte!"

„Das müssen viele Jahre her sein" — sagte der Herzog kalt und wollte sich abwenden, um die tiefe Bewegung, welche seine Ruhe Lügen strafte, zu verbergen. Dann, als führe ihm plötzlich ein Gedanke durch den Sinn, fragte er lebhaft: „Sie liebten Albinen? — Sie sprechen so warm von ihr! — Sie standen ihr nahe!"

Adhemar zögerte einen Augenblick, vielleicht absicht-

lich, mit der Antwort, und er war überrascht, als der Herzog mit einer, an ihm ganz ungewohnten Heftigkeit, auffuhr: „Sagen Sie: nein! nein!"

„Nein! nein! — Einst wäre wol eine Annäherung möglich gewesen; aber —"

„Gut, daß es nicht war" — unterbrach ihn der Herzog.

Der Doktor Orwin wurde gemeldet. Der Herzog wandte sich ruhig wieder an Adhemar: „Was wollten Sie von dem Kapitän sagen?"

„Er nannte auch die Krönungsfeierlichkeit eine Farce und wünschte sich und mir den Betrag der Kosten."

„Ein Beweis, daß der vernünftige Wunsch und das unvernünftige Urtheil wol aus demselben Kopfe entspringen können" — sagte Orwin.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Doktor: ich nannte die Krönungsfeier ebenfalls eine Farce" — sagte der Herzog lachend.

„Jeder Mensch, Durchlaucht" — erwiderte Orwin ohne Verlegenheit — „kann irren; und vielleicht war das gerade eben an mir."

„O, Sie werden sich schon zu helfen wissen! Aber der Zufall muß Ihnen auch eine Tücke spielen, wenn man die Wahrheit hören soll! Doch wissen Sie, daß ich dieselbe wol vertragen kann."

„Es giebt Wahrheiten“ — bemerkte Adhemar — „die den Bettler eben so sehr als den Fürsten verletzen: das sind jene, die seine Persönlichkeit angreifen.“

„Sie mögen Recht haben! Nun soll uns aber der Doktor die Vernunftmäßigkeit jenes Gepränges darthun! Doch gestehe ich vorweg, daß ich dasselbe nur in einer Anwandlung von Unmuth eine Farce nannte. Die tiefere Bedeutung kenne ich sehr wol: die meisten Menschen folgen gedankenlos der Macht äußeren Antriebs; daher müssen sie auf sinnliche Weise die Größe, Herrlichkeit und Majestät ihrer Herrscher empfinden.“

„Niemand“ — rief Orwin — „empfindet die! Jeder ergötzt das Auge an dem glänzenden Schauspiel, und der Verständige beklagt die Summen, welche auf Kosten des Staats hier verschwendet wurden. Solches thörichte Prunken kann in unseren Tagen Nichts wecken, als die Meinung: wenn man öffentlich so schamlos die Kräfte des Staats vergeudet, wie toll wird man erst wirthschaften im Geheimen! — Um dieser Wirkung willen, welche sie auf das Volks-Bewußtsein üben müssen, nenne ich solche öffentliche Prachtfeierlichkeiten keine Farce. Sie haben für mich einen großen Inhalt!“

„Jeder Bürgersmann“ — sagte Adhemar — „feiert seinen Ehrentag, so glänzend er's vermag. Der Ehrentag des Fürsten ist jener, an welchem er sich die

Krone, den Reif auf's Haupt setzt, zum Zeichen, daß er seinem Volk sich vermält mit jeder höchsten geistigen Kraft. Und den Tag sollte er nicht festlich begehen?"

„Der verständige Mann" — erwiderte Orwin — „nennt auch den Privaten, welcher für Feierlichkeiten verschwendet, einen Thoren. Uebrigens denkt Niemand an den Sinn, welchen Du der Krönung beilegst!"

„Jeder Akt derselben" — wandte der Herzog ein — „ist ein Symbol, das seine tiefe Bedeutung hat."

„Sie ist jetzt daraus verschwunden: wir haben nur die hohlen Formen noch. In jenen Tagen des Feudalismus, wo der Bauer dem angebornen Grundherrn sklavisch diente, der Baron dem angestammten Fürsten pflichtschuldig gehorsamte: da mag man in dem Oberlehnsherrn alle Hoheit, alle Würde, alle Machtvollkommenheit erblickt haben, welche ihm die Symbole der Krönung beilegen; wir aber wissen sehr wol, daß dem nicht mehr so ist. Unser Oberlehnsherr ist das Gesetz! — So erscheint mir die Ceremonie der Krönung wie ein altes Menuet, das man mehr als Satire auf die Tanzkunst früherer Zeiten als zur Erbauung der Gäste abtanzt; und die Tanzenden kommen sich in diesen altmodischen, steifen Wendungen nicht weniger närrisch vor, als den Zuschauern."

„Sie haben heute einmal die Laune, Republikaner zu sein“ — sagte der Herzog.

„Nicht einmal im Scherze möcht' ich das sein! Die mit den Lappen der Freiheit maskirten Menschenmärkte sind noch widerlicher als der in Ketten prunkende Freiheitsgeist der Monarchieen.“

„Orwin“ — sagte der Herzog — „stände ich an Ihrem Platze, wär' ich ein Plebejer geboren, ich würde vielleicht eben so denken, wie Sie; der Fürstensohn muß andere Prinzipien verfechten. Mit dem Bewußtsein des echt und rein Menschlichen Jeder treu und tüchtig auf seinem Platz! — Daß es so verschiedene Plätze giebt, während wir doch Alle nur Menschen sind — wir haben es nicht zu verantworten!“

In den diplomatischen Gesellschaften des Herzogs sah Adhemar sich gesucht. Sein Abenteuer, seine Gefangenschaft in dem fremden Lande hatten ihn zu einer Person des Tages gemacht. Es waren über den Vorfall, in welchen er verwickelt worden, bogenstarke Berichte nach allen Höfen Europa's gegangen; man sah schon den Anfang eines Bruchs zwischen zwei Höfen, deren weniger freundschaftliche Stellung so sehr gewünscht wurde. Vor Allem aber gaben diese Berichte wieder einen triftigen Beweis von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit des so zahlreichen und kostspieligen Ge-

sandtschafts-Personals! — Genug, Adhemars Bekanntschaft wurde gesucht! Es mußte ein fähiger Mensch sein, der mit einem so kitzlichen Geschäft beauftragt worden. Der kleine, schlaue Ronsard hielt zwar Adhemarn nicht für einen fähigen Menschen, sondern für den unschuldigen Legations-Sekretär, durch dessen Ungeschicklichkeit der Plan des Ministers mißglückt sei; aber um so besser glaubte er ihn benutzen zu können.

„Ihre Gefangenschaft" — sagte Ronsard — „hat alle Welt empört. In jenem barbarischen Lande achtet man weder Person noch Recht: Sie dürfen froh sein, nicht Aergeres noch erduldet zu haben!"

„Das bin ich auch" — erwiderte Adhemar.

„Aber Ihren Zweck haben Sie verfehlt?"

„Sie kennen ihn unfehlbar" — sagte Adhemar mit leichter Ironie.

„O, gewiß! Aber ist es nicht eine Thorheit, eine unverantwortliche Thorheit Ihres Ministers, die Interessen seines Hofes so schmählich zu opfern, Ihr herrliches, schönes Vaterland zu einer Satrapie des Kolosses zu machen?"

Adhemar zuckte mit der Achsel, als verstehe er Nichts von der Sache; und Ronsard war in der That dieser Meinung, als er fortfuhr: „Sie begreifen das sehr wol; Sie halten nur mit Ihrer Ansicht zurück. Aber

Sie werden zu Einfluß gelangen: Sie werden ein anderes politisches System Ihrem Vaterlande heilsamer halten!"

„Ich achte Ihren politischen Blick."

„Sie schmeicheln" — sagte Ronsard und fixirte Adhemarn mit seinem schlauen Auge. Als er sich versichert hatte, daß der unschuldige Legations-Sekretär die Wahrheit gesprochen, fuhr er fort: „Sie sollten jetzt schon dem Minister kräftig entgegenwirken; und Sie können das!"

„Wenn Sie meinen!" — wiederholte Adhemar mit derselben Trockenheit.

„Gewiß" — rief Ronsard, und mäßigte dann seine Stimme zu einem vertraulichen Flüstern, als er fortfuhr: „Aus Freundschaft für Sie und auch aus — Attachement für Ihr Vaterland, könnte ich selbst die Hand zu Ihrem Zwecke bieten. Sie sollen durch mich alle Beziehungen, in welchen jenes Kabinet zu meinem Hofe steht, auf's Zuverläßigste erfahren; den Inhalt jedes Berichtes, jeder Note von dorther will ich Ihnen mittheilen."

„Trefflich!"

„Natürlich muß ich wissen, was Sie gegen Ihren Minister durchsetzen wollen, und wie die Konjunkturen Ihres und des anderseitigen Kabinets stehen."

„Ohne Zweifel!“

„Wir besprechen den Plan näher!“

Adhemar lachte recht behaglich über die Schlauheit Ronsards. Er theilte das Gespräch dem Herzoge mit.

„Sie hätten gleich seine Anträge zurückweisen sollen“ — sagte dieser.

„Ich will darauf eingehen!“

„Glauben Sie in der That durch Ronsard nützliche Mittheilungen zu gewinnen?“

„Keine andere, als die in jeder Zeitung zu lesen sind; aber es ist eine politische Intrigue, die fein und vorsichtig gespielt sein muß. Ich werde mich sehr in Acht zu nehmen haben mit dem schlauen Ronsard.“

„Sie wollen also nur ein Uebungsstück, ein politisches Exercice schreiben? — Halten Sie ein so intriguantes Spiel, bei welchem Sie wissen, daß Sie betrogen werden, und auf welches Sie sich nur einlassen, um selbst zu betrügen — für erlaubt und für ersprießlich? Wo bleibt da die offene, wahre, hochherzige Politik, für welche Sie einst begeistert gewesen sein sollen?“

Orwin sagte ironisch: „Wir machen uns lächerlich, wenn wir edler, besser und vernünftiger sind als die Anderen. So ist's im Privatleben; im Staatsdienst würden wir noch obenein die Verhältnisse, welche so

kunstvoll basirt, so schön gegliedert sind, durch gerade Schritte verwirren."

„Ich nehme Ihre Ironie für Wahrheit" — erwiderte der Herzog. — „Auch mag der, welcher in den Schlangenwindungen am Geübtesten ist, in diesem verschlungenen Bau der Verhältnisse am Nützlichsten sein; doch stimmt eine absichtliche Ausbildung für die natürlich schiefe Behandlung des Lebens nicht mit meinem Gefühl. Die Schiefheiten drängen sich von selbst auf und verkehren unseren gesunden Sinn. Weil wir gegen Wahrheit und Recht so oft verstoßen *müssen*, sollten wir es wenigstens nie *wollen*."

Adhemar war betroffen über des Herzogs Worte. Sie erinnerten ihn an jene Tage, wo er so lebendig glühte für die Wahrheit, die Lüge so tief verachtete! Er fühlte, daß er ein Anderer, nicht ein Besserer geworden sei: beunruhigend stieg es in seiner Brust empor, und einen sehnsüchtigen Blick warf er zurück auf den edlen, starken Adhemar der Vergangenheit. Doch die ergreifenden Worte einer Unterredung sind Nichts als die elektrischen Funken der Maschine; sie erhellen die Finsterniß auf Momente, daß wir die Gegenstände wol im ungewissen Dämmerschein erfassen; aber wir erkennen sie nicht in ihren scharfen, schroffen Umrissen, mit ihrem Schmutz und ihren Flecken. Soll der Fin-

sterniß unseres Inneren die leitende Fackel entzündet werden: dann muß die elektrische Kraft von den Höhen herabdonnern, flammend und sprühend in unseren Busen fahren, und das elende Machwerk von Menschenkunst und Menschentrug und Menschenlüge in Staub und Asche wandeln! Da erkennen wir weinend die Mächte der Natur, welche unserer künstlich berechnenden Klugheit spotten.

Adhemar verabredete wenige Stunden nach der Mahnung des Herzogs mit Ronsard den Plan, nach welchem sie sich gegenseitig betrügen wollten.

Auf der Rückkehr übernachteten die Reisenden in jener kleinen Stadt, wo Bürgermeisters Nandinchen so lieblich erschienen war. Der Herzog erinnerte eben daran, als gemeldet wurde, daß ein alter Soldat vorgelassen zu werden bitte.

„Er mag kommen" — sagte der Herzog. Herein schritt die Trompete in ihrer rothen Husarenjacke, mit einem neuen Stelzfuß am linken Bein, mit dem alten zerbrochenen unter dem rechten Arm.

„Was wollt Ihr, Alter?" — fragte der Herzog.

„Durchlaucht, ich bin der Ober-Stadtmusikus. Als der Herzog hier durchreisten, hatte ein Wohlweiser Magistrat mich und mein Musik-Corps auf einem höchst gebrechlichen Gerüst im Hundeloch, zur Verherr-

lichung jenes denkwürdigen Tages, aufgestellt. Mitten in der prächtigsten Fanfare fiel das Gerüst zusammen, wie die Mauern von Jericho vor den nicht minder denkwürdigen Trompetenstößen. Ich weiß nicht, ob die Trompeten dabei Schaden genommen, aber hätten sie es, der edelmüthige Josua würde ihnen gewiß den Schaden ersetzt haben. Ich aber brach bei dem Einsturz des Gerüstes hier dies treffliche Bein, das mir so lieb war, wie mein eigenes; und des wackeren Theophilus Bummel Posaune wurde ganz zerquetscht."

„Was kann ich zu dem Schaden thun?" — fragte der Herzog, als der seltsame Erzähler innehielt.

„Eigentlich hätte ein Wohlweiser Magistrat Etwas thun sollen! Der aber sagt: es sei nicht seine Schuld, daß ich ein hölzernes Bein habe; hätte ich es nicht gehabt, würde ich es nicht haben zerbrechen können; und Theophilus Bummel, die ehrliche Haut, behauptet der Magistrat, habe seine Posaune selbst zerquetscht, als er den Tag und die Nacht hindurch auf derselben im Hundeloch, entweder vor Schreck oder weil er betrunken war, liegen geblieben sei. Und das ist auch Alles wahr; aber wir waren doch im Dienste, und wir machten doch Euer Durchlaucht erhabenen Einzug besonders feierlich!" — Wieder hielt die Trompete inne, und der Herzog sagte lächelnd:

„Ich verstehe Euch, Alter. Mein Kammerdiener soll's Euch berechnen."

Unter vielen Reverenzen hatte das Stelzbein eben den Rückzug genommen, als der Rektor Bohler gemeldet und angenommen wurde.

„Nun, lieber Rektor, Sie sehen ja so blaß aus! Macht Ihnen das niedliche Bräutchen vielen Kummer?"

„Ihr Vater zürnt mir. Er hatte angeordnet, daß bei dem Einzuge Eurer Durchlaucht die Schüler den Volksgesang anstimmen sollten; ich hielt das für ungeeignet, ein anderer Vorfall machte es auch unmöglich. Schon war es mir gelungen, den Unwillen des alten Herrn zu besänftigen, als die Zeitungen verkünden, daß der Bürgermeister von Dunkelwitz den Verdienst-Orden erhalten hat. Nun glaubt Nandinchens Vater, das Unterlassen des Gesanges bei des gnädigen Herrn Herzogs Durchreise sei nur daran Schuld, daß ihm nicht dieselbe Ehre zu Theil geworden. Das hat seinen Zorn gegen mich auf's Neue angeregt. Er hat erklärt, daß ich nie sein Schwiegersohn werden solle. Seit vierzehn Tagen schon sah ich Nandinchen nicht."

„Ist Ihre Stelle einträglich?"

„Sie ist freilich nicht reich dotirt; aber wir werden uns gewiß behelfen: Nandinchen macht gar keine Ansprüche."

„So betheuert's jedes Mädchen dem Geliebten; erst die Frau lernt die Ansprüche an den Mann."

„Nandinchen wird nie etwas Unverständiges fordern; und binnen wenigen Jahren muß mich die Regierung auch besser versorgen."

„So hoffe ich, daß Sie noch heute Ihre Braut begrüßen" — sagte der Herzog, den Rektor entlassend. Darauf ließ er den Bürgermeister zu sich bescheiden.

Im Hause des würdigen Mannes setzte der Befehl Seiner Durchlaucht alle Köpfe, Hände und Füße in die lebhafteste Bewegung. Der Schreiber rannte zum Barbier, der Knecht putzte die Schuhe, die Magd reinigte die Kleider, Nandinchen faltete das Halstuch, die Frau Bürgermeisterin nähte den untersten Knopf, welchen der Herr Syndikus im lebhaften Gespräch nach dem großen Diner abgezerrt hatte, mit eigenen Händen wieder an das Festkleid, und der Herr Bürgermeister hielt einen Monolog: „Was mögen nur Ihre Durchlaucht wollen? — Etwas sehr Wichtiges muß es sein — muß es sein; vielleicht meine Gesellschaft! Durchlaucht sind ein sehr gescheuter Mann, erkennen mit scharfem Blick ihre Leute; mögen wol des flachen Geschwätzes ihrer Hofkavaliere überdrüssig sein, wollen auch einmal etwas Verständiges sprechen. Wenn Ihre Durchlaucht mich so recht beurtheilen, ganz

meinen Verwaltungsgeist kennen — hm! — ja! — Bürgermeister — Oberbürgermeister in der Residenz!" — Der Gedanke machte den alten Herrn recht warm, recht gemüthlich. Auf dem Wege zum Gasthofe grüßte er nach allen Seiten hin so freundlich, und ließ selbst seinen einäugigen, tauben Polizei-Sergeanten ungeschoren, obgleich der Mann schon wieder betrunken war. „Er hat heut den Dieb eingefangen, der bei Sr. Durchlaucht festlichem Einzuge Gelegenheit gefunden hatte, zu entspringen. Da haben denn Beide wol die letzten paar Groschen des Gefangenen vertrunken" — entschuldigte ihn der gestrenge Herr Bürgermeister.

Der Herzog empfing den Vater der Stadt äußerst gnädig; er erkundigte sich mit der größten Umsicht nach dem Verwaltungswesen und nach den Hülfsquellen des Orts und schien durch alle Antworten sehr befriedigt.

„Sie müssen" — sagte der Herzog — „einen besondern Sinn für eine weise und sparsame Verwaltung haben; sonst begreife ich nicht, wie Sie mit so geringen Mitteln alle die nothwendigen, laufenden Ausgaben bestreiten und noch für außerordentliche Fälle, wie z. B. mein feierlicher Empfang war, Ersparnisse machen können."

„Durchlaucht" — sagte der geschmeichelte Mann — „Rechnen! — Rechnen! — Das ist die einzige wahre und nützliche Wissenschaft."

„Ich werde jenen Tag nie vergessen. Alle Anordnungen waren so höchst sinnreich und geschmackvoll. Auch das gedanken- und gefühllose Singen der Schulkinder, welches in der Provinz ein Hauptbestandtheil von Feierlichkeiten ist, hatten Sie sehr einsichtig nicht stattfinden lassen."

„Nein! Durchlaucht, nein!" — sagte der überraschte Bürgermeister und fügte bei sich hinzu: „der Rektor ist doch kein boshafter Mensch!"

„Ihre verständige Anrede und das schöne Gedicht Ihres Fräulein Tochter, das waren herzliche Empfangsworte! — Wer ist der Verfasser des Gedichts?"

„Unser Rektor Bohler, ein junger, talentvoller Mann, Ew. Durchlaucht zu Befehl."

„Derselbe, mit dem ich einige Worte wechselte! — Er scheint in der That ein sehr verdienter Schulmann. Ist er verheirathet?"

„Noch nicht; aber er wird sich nicht lange nöthigen lassen."

„In einer kleinen Stadt taugt's auch nicht, wenn eine Respektsperson unverheirathet ist."

„Sehr wahr! Durchlaucht. Das könnten meine Erfahrungen bestätigen. Der Rektor und Nandinchen sollen auch bald ihre Verlobung feiern."

„Also Nandinchen, Ihre Tochter, ist die Erwählte des

Rektors? — Das freut mich — ein hübsches Paar: ich gratulire von Herzen."

Tief gerührt von so viel Gnade, von der er den ganzen Rest seines Lebens zehren konnte, empfahl sich der Bürgermeister und eilte schnurstracks zum Rektor.

Am folgenden Morgen, als der Herzog eben im Begriff stand abzureisen, kamen Bohler und Nandinchen. Sie brachten dem Herzoge ihren freudigen Dank für seine Vermittelung.

Jeder Mensch ist schön, dessen Auge die reine Liebe verklärt, und Bohler hatte ein so offenes, freies Gesicht, Nandinchen so glückliche Züge in den edlen Formen: der Herzog blickte mit Wohlgefallen auf das Paar.

„Den herzlichsten Dank" — sagte er — „werden Sie mir weihen, wenn Sie bis zu Ihren spätesten Lebenstagen die Stunden segnen, in denen Ihre Liebe reifte. Glauben Sie nicht, daß Ihnen immer dieselbe Sonne lächeln wird, welche jetzt Ihrem Glücke leuchtet! Die Stürme des Schmerzes, auch des Schmerzes, den Sie sich gegenseitig bereiteten, werden heraufziehen. Ganz ausweichen kann ihnen der Mensch nie, aber er kann sie zu Vorboten höheren Glückes machen. Das werden Sie, wenn die freiste Wahrheit gegen einander Ihnen das unverbrüchlichste Gesetz wird. Was die Welt nicht duldet, das können zwei Menschen, die ein=

ander lieben, sich gestatten. Aber weichen Sie nie, weichen Sie in keinem Falle von dem Gesetz der Wahrheit! Die Lüge ist der furchtbarste Feind der Menschen! — Von ihrem giftigen Hauche möge nie der Spiegel Ihrer Seele so erblinden, daß er für Sie gegenseitig nicht in klarster Helle wiederspiegelte: das Glück möge Gott Ihnen schenken!"

In den Augen der Verlobten standen schöne, heilige Thränen.

Adhemar hatte der Scene beigewohnt. Nie noch hörte er den Herzog so innig, so väterlich sprechen. Die Achtung, welche er dem Geist des Mannes bisher gezollt hatte, übertrug er jetzt auf dessen Charakter. Für sich selbst fand er in den Worten des Herzogs Hindeutungen, deren Wesen er einst so tief gefühlt, so klar begriffen hatte; jetzt waren sie ihm fast Hieroglyphen. Aber hatte er jener Adhemar, mit den Heiligenbildern der Wahrheit und des Rechts in der Brust, bleiben können, wenn er ein nützlicher, ein brauchbarer Bürger des Staats sein wollte? Mit einem Schauder blickte er über das Leben hin: er sah auf Lüge, Trug, Entstellung! — Da hörte er sich von Orwin angeredet: „Wie wird man bei Hofe lachen, wenn man hört, daß der Herzog hier den Ehe-Prokurator gespielt! — Die Damen müssen wahrhaftig glauben, daß er, selber für die Liebe schon

zu alt, sich auf's Kuppeln legt! Wiederholt sich der Spaß in der Residenz, dann wette ich: das ist eine Falle, in die er manch' Gänschen lockt."

„Orwin" — rief Adhemar entrüstet — „was berechtigt Dich, von dem Herzog so unwürdig zu denken? — Der Herzog ist ein edler Mann!"

„Das habe ich nie bezweifelt, doch edle Menschen haben auch Schwächen."

„Von denen sie sich aber nicht zu Niederträchtigkeiten hinreißen lassen!"

„Wir, bester Freund, nähern uns mit starken Schritten dem Standpunkt, auf welchem Nichts mehr als niederträchtig gilt, wofür nicht im Kriminal-Codex eine Strafe bestimmt ist. Und dahin mußte es kommen: Kirche und Staat gaben praktisch die Lehre. Die Schüler bilden sich allmählig zu gleicher Höhe mit ihren Erziehungsinstituten aus."

Drittes Kapitel.

Adhemar lebt jetzt wieder im Hause des Oheims. Neffe und Oheim sind einander um Vieles näher gerückt. Dieser lebt fast nur in Aeußerlichkeiten. Die

Geschäfte und glänzenden Vergnügungen nehmen den ganzen Menschen in Anspruch. Sonst schaute Adhemar mit einem gewissen Mitleid auf solches Treiben; jetzt hat sein Leben kaum andere Tendenzen. Die Liebe zu Beatricen erwärmt wol sein Herz, durchglüht es nicht. Adhemar ist dem Oheim nach keiner Seite hin mehr entfremdet; und das spricht sich in dem offenen Vertrauen, in der Uebereinstimmung der Ansichten aus. Der Oheim liebt seinen Neffen mehr als je. Auch die Tante findet in ihm einen angenehmen Gesellschafter, einen dienstfertigen Cavalier. Er spricht mit ihr über den jungen Adel des Baron Hans v. Geldern-Hammelsraden, über die alte Koquetterie des Fräulein von Fangring, über die Unverschämtheit der Dienstboten, über die Anmaßlichkeit der Handwerker. Er theilt die Meinung der guten Tante so vollkommen, daß sie darin die Veranlassung findet, noch öfter Kammermädchen, Bedienten und Köchin fortzujagen, noch öfter die Handwerker zu wechseln. Der Baron Hans und das Fräulein von Fangring bleiben freilich die geehrten Gäste des Hauses.

Adhemar hatte bei seiner Rückkehr vom Minister die Zusicherung erhalten, ihm solle bald eine feste Stellung werden. In der That war er schon nach wenigen Wochen als Dirigent eines Büreaus im Ministerium eingeführt. An demselben Tage überreichte ihm der

Herzog Rudolph die Ernennung zum Legationsrath. Adhemar war von seinem Glücke selbst überrascht. Er hatte eine beispiellos schnelle Carriere gemacht. Viele, ja die Meisten, welche mit ihm gleiches Dienstalter hatten, waren noch immer unbesoldete Volontärs. Zu diesen gehörte auch sein Freund Edwin. Die zarte Röthe war ihm noch nicht wieder an die Stelle der krankhaften Blässe getreten und die feinen Züge waren markirter geworden; doch hatte sich der Körper neu gekräftigt, und die Seele hatte den herben Schmerz überwunden. Die weiche Elastizität seines Wesens ließ ihn tief niedergebeugt erscheinen, sie trug ihn auch rasch wieder empor. Er besaß wenig Charakter, viel Reizbarkeit der Phantasie, einigen Geist — alle Anlagen für einen Dichter der romantischen Schule. Dafür würde man ihn, seiner äußeren Erscheinung nach, eher als für einen Diplomaten gehalten haben. Er trug jetzt sein weiches blondes Haar à la jeune France sorgfältig geordnet und gebrannt, der volle Backenbart war zierlich gekräuselt, das Halstuch scheinbar nachläßig, doch sehr gewählt geschlungen; seine Kleidung wich von dem Gewöhnlichen ab, doch war sie durchaus elegant. Dazu hatte die unglückliche Liebe für Albinen seinem Auge den Ausdruck der nebelhaften Schwärmerei verliehen, welche so süß poetisch anspricht. Eben diese Liebe hatte auch die Kraft

des echten Gefühls herabgestimmt, und seine Lieblinge der Poesie hatten ihn gelehrt, sich desselben zum anmuthigsten Spiele zu bedienen. In einer Unzahl von Sonetten hatte er die Klagen seines Gefühls ausgetönt. Als Adhemar einige derselben aus der letzten Zeit gelesen hatte, sagte er: „Edwin, Sie sind genesen!“ —

„Und das sagen Sie, während Sie in den tiefsten Abgrund meines Schmerzes blicken?“

„Hören Sie dies Sonett:

„Verachtung tröpfle Balsam auf die Wunde,
Der Haß durchfurche sie mit glüh'ndem Eisen! —
Zerrissen Herz, lern' wol zu dieser Stunde
Der Weiber Art mit hellem Klang zu preisen:

Die treuen Lippen, unschuldsvolle Blicke,
Der Engel süße Scham auf holden Wangen; —
Verrätherisch die Brust, der Sinn voll Tücke,
Die Nerven bebend nach der Lust Umfangen!

Und nimmer doch kann ich das Glück vergessen,
Die Seligkeit, so himmlisch einst getrunken
Von jenen Lippen — Paradieses=Blüten!

Und nimmer noch mag ich die Wonn' ermessen,
Wenn glüh'nder Augen helle Liebesfunken
Die Brust zum süßen Wahne rasch erglühten!“

„Ich“ — fuhr Adhemar fort — „lese aus diesen Versen, daß Ihnen Nichts willkommner wäre, als die alte Flamme neu anzufachen. Wer nach einer unglück-

lichen Liebe es erst wieder zu dem Wunsche gebracht hat: der ist genesen."

„Als echte Zeugnisse meines Seelenzustandes" — erwiderte Edwin — „können Ihnen nur die ersten dieser Gedichte gelten. Jetzt ist mir das Poetisiren zum Bedürfniß, wenigstens zur Lieblingsbeschäftigung geworden."

„So hat uns denn Albine um einen Dichter reicher, um einen Diplomaten ärmer gemacht."

„Ich muß in der That fast an meiner diplomatischen Brauchbarkeit zweifeln. Wir traten zu gleicher Zeit in die Carriere. Sie sind Rath, sind mein Büreau-Chef; ich stehe noch auf der ersten, niedrigsten Stufe der hohen Leiter. Es ist wahr, Sie haben Ihre Tüchtigkeit und Brauchbarkeit bewährt und sich Ihre Stellung verdient; aber mir wurde nicht einmal die entfernteste Gelegenheit, ein Gleiches zu erringen! — Sie haben viel Glück gehabt."

Edwin sprach wahr. Das wußte Adhemar wol; dennoch kränkte es ihn, daß er dem Glücke Etwas danken solle. Wie hatte er es einst erstrebt, Alles nur durch sich allein zu erringen!

Es ist ein Unsinn, der kaum gut klingt; wenn die Schmeichler der Glücklichen sagen: „Glück haben, ist auch Verdienst!" — Wäre diese schöne Phrase mehr

als eine faule Nuß in grüner Schale: dann möchten wir das Leben wol freudig begrüßen! Es wäre, was es einst sein wird: ein Produkt der reinsten, klarsten, selbstbewußten Sittlichkeit; unsere Zustände aber sind noch die der Leidenschaften, welche uns verderben würden, wenn uns nicht die Kraft gebräche, dem höheren Geiste, welcher die sittliche Weltentwickelung gebietet, zu widerstehen. — Aber es braucht sich auch in unseren Zuständen Niemand seines Glückes zu schämen, wenn er es nicht auf unwürdige Weise suchte, und wenn er den Verhältnissen gewachsen ist, zu welchen ihn das Glück erhob. Mehr oder weniger sind wir Alle des Glückes Schuldner. Adhemar war dem Glücke besonders verpflichtet: es hatte ihn stets gesucht, während er es floh. Sein Charakter war so ganz geeignet gewesen, sein Geschick zu verwirren, jedes Glück zu untergraben; und es war ihm so reich erblüht.

Auch Beatrice lebte jetzt hier. Freudig war sie dem Ruf des Geliebten gefolgt; selig war der Augenblick des Wiedersehens: nur das Auge redete — redete von der tiefen Sehnsucht, welche die Brust durchzogen, von der mächtigen Liebe, welche im Herzen flammte. Solche Liebe umschlingt mit magischen Banden: Adhemar glaubte, nie so rein, so innig geliebt zu haben, als in diesem Augenblicke, wo sich Beatrice sein nannte, wo

sie unter den Freudenthränen des Wiedersehens bekannte, daß sie ewig, unauflöslich an ihn gebunden sei. Die wogenden, leidenschaftlichen Gefühle milderten sich erst allmälig, in den Tagen und Wochen, zu dem schönen Bewußtsein der reichsten gegenseitigen Innigkeit.

Nach allen Seiten hin hatte sich Adhemars Lage auf's Freundlichste entfaltet. Aeußerlich war er so vortheilhaft gestellt, wie wenige Männer seines Alters. Er empfing ein nicht unbedeutendes Gehalt, die Revenüe, welche er durch den Oheim bezog, hatte sich verdoppelt; dieser hatte ihn mit einer Equipage beschenkt, und die Tante ihm eine Wohnung auf's Eleganteste meublirt. Als sie den überraschten Neffen in derselben herumführte und mit seinem Eigenthum bekannt machte, sagte sie: „Du siehst, lieber Adhemar, die Wohnung ist geräumig genug, auch eine Frau Legationsräthin aufzunehmen."

„Sie waren sehr vorsorglich, meine gütige Tante" — erwiderte Adhemar lächelnd.

„Man wundert sich, daß Du noch nicht gewählt hast; und ich habe mich schon tausendmal unter unseren jungen Damen nach einer, für Dich passenden Partie umgesehen. Da ist die schöne und auch gute Mathilde von Wald; aber sie hat Nichts von Vermögen; Clara von Bornfeld besitzt Schönheit und Vermögen, aber

keinen Verstand; Laura Otten hat Geld und Verstand, aber sie ist nicht schön genug; die Uebrigen mag ich erst gar nicht aufzählen! Aber halt! Was sagst Du zu Rosalinden von Gohrau? — Reich, klug, schön — mehr kann ein Mann nicht fordern! — Du siehst mich lächelnd an, Adhemar: habe ich die Rechte getroffen? — Du darfst es mir vertrauen, und sie wird Dein! Du weißt, daß ihre Mutter zu meinen intimsten Freundinnen gehört."

„Ich danke Ihnen, verehrteste Tante, für so mütterliche Theilnahme, und ich bitte nur, daß Sie der Tochter, die ich Ihnen einst zuführe, ein gleiches Wohlwollen, wie dem Sohne, schenken."

„Deine Wahl wird doch gewiß auf ein adeliges Fräulein fallen? — Die Tangen gehören zu dem ältesten Adel: schon in der ersten Ausgabe des Wappenbuches von Siebmachem sind sie als solche aufgezählt."

„Das hat mich nie interessirt."

„Mich aber! — Ich hätte Deinem Oheim, so sehr ich ihn liebte, schwerlich die Hand am Altare gereicht, wenn ich nicht gewußt, daß er von guter, alter Familie sei."

Adhemar kannte diese Schwäche der guten Tante und erwiderte deshalb nur:

„Ich glaubte, daß die Frauen keinen so hohen Werth auf den Stand des Mannes legen.“

„Mehr noch als der Mann! Rang und Stand üben auf uns eine mächtige Gewalt, blenden uns mehr, als Jugend, Geist und Schönheit. Diese besitzen wir wol selbst; aber Rang und Stand besitzt eigentlich nur der Mann. Um so höher stehen sie in unserer Schätzung.“

Adhemar schwieg. Er dachte an Beatricen, und ob es ihr einen Kampf kosten werde, von ihrem höheren Stande zu dem seinen herabzusteigen? — Er glaubte sich die Frage verneinen zu dürfen: nie hatte er bei ihr die geringste Spur von Standeshochmuth entdeckt. Dennoch dünkte es ihm in dem Augenblicke wünschenswerth, daß die Kluft geebneter werde. Es war nicht schwierig, den alten Adel seines Stammes erneuert zu sehen.

Dahin war Adhemar gekommen, daß er seinen Werth durch moderndes, aber glänzendes Flickwerk glaubte erhöhen zu können! — So hatte das Leben den edlen Sinn des Jünglings gewandelt, während es den Blick des Mannes erweitert und geschärft hatte. Das Gefühl der Liebe und die Erinnerung dessen, was er einst gewesen, erhob ihn noch allein über die gewöhnlichen Menschen der vornehmen Welt. Deshalb aber

beseelte ihn auch die Liebe um so lebendiger, um so reicher. Er mußte seine Beatrice täglich sehen; keine Gesellschaft besuchte er, wo er sie nicht traf; und der Herbst spendete den Glücklichen noch freundliche Tage genug, um sich auf einsamen Spaziergängen, entfernter von der Stadt, des Glückes ihrer Liebe zu freuen. So wandelten sie längs dem Ufer des Flusses hin. Unter ihnen breitete sich der noch grüne Wiesenteppich weit aus; vor ihnen zitterte das glänzende Sonnenrund dem Untergange zu, scheidend küßten ihre letzten Strahlen die Wipfel der Bäume; der klare Wasserspiegel freute sich in stiller Feier der Pracht, in welcher er widerstrahlte, und der ganze Himmel, mit goldigem Duft umzogen, rief zu den Erdgeschöpfen nieder: „Blicket auf und reiniget Eure Herzen in Hoffnung und Sehnsucht nach dem Ewigen!"

Eine Thräne des Entzückens füllte Beatricens Auge, daß die Strahlen des goldenen Lichts, in dem heiligen Naß vielfach gebrochen, Wolken, Wasser und Gebüsch in bunten Flammen aufschlagen ließen. Es däuchte ihr, in einem Meer von Feuer zu stehen; aber sie erschrak nicht: jeder Flammenstreif war ein Gebet der Liebe. In seligem Entzücken legte sie still das Haupt an Adhemars Brust. Er umfaßte sie, blickte herab auf die Geliebte, blickte hinein in die heilige Natur, und

die Liebenden redeten zu einander, ohne Blick, ohne Wort, das Herrlichste und Tiefste, was der Mensch je empfunden. Die Minute rauschte vorüber. Beatrice blickte dem Geliebten in das ernste, schöne, vom Abendstrahl verklärte Antlitz; mild sagte sie: „Adhemar, Du glaubst an Gott, an Christus, an die heilige Jungfrau!"

„Ich glaube an die unbegreifliche Weisheit der Weltregierung, ich glaube an die reine Menschenliebe des Mannes, ich glaube an die Heiligkeit der Mutter! Ich glaube daran, weil ich das Alles sehe, denke, fühle!"

„O, ich verstehe Dich! Ich hatte vergessen, daß Du Protestant bist."

„Meine Beatrice, die Liebe kennt durch das ganze Weltall nur eine Religion, eine Kirche, einen Altar. Sie sind geweiht dem Glauben an das Schöne und Gute. Dieser Glaube bildet die ewige Religion, ihre ewige Kirche ist die Welt, ihr ewiger Altar die Herzen der immer neu und jung erblühenden Geschlechter. Dieser Glaube vereinigt uns, in ihm finden wir unsern gemeinsamen Gottesdienst!"

„Ja, die Liebe ist eine heilige Religion; mächtiger ist sie als alle Lehren der Priester. Sonst müßte ich Dich fliehen, hassen, verabscheuen; und es zieht mich

so allmächtig an Deine Brust, und aus Deinem Blick trinke ich immer neu die Strahlen der Liebe. Aber, Adhemar, ist mein Lieben auf dieser Erde auch ohne Sünde, ist es hier auch glücklich: wie furchtbar, einst von Dir getrennt zu sein, nicht mit Dir zu genießen das Leben der Ewigkeit! — Der Gedanke reißt den Vorhang von dem Tempel meines Glückes, und die Gräber öffnen sich, um nur todtes Gebein herauszuwerfen."

„Glaubst Du, daß der Vater der Liebe so grausam wäre, seine Kinder, die sich hier im Glücke der Liebe vereinten, dort zu trennen?"

„Ich habe nie die Lehren meiner Kirche in Zweifel gezogen; sie sind mir ein unantastbares Heiligthum, und diese Kirche heißt die alleinseligmachende. O, Adhemar, wenn Du ihr angehörtest!"

„Ich würde nicht besser, auch nicht schlechter sein; nicht inniger würde ich Dich lieben, meine Beatrice!"

„Nein, Du könntest nicht besser sein: Du bist so gut! — Aber zur ewigen Seligkeit bedarf es mehr, unendlich mehr: des ganzen Schatzes der Gnade und des Heils, der nur in die Macht unserer Kirche gegeben ist. An ihm würdest Du Theil gewinnen; mir reichtest Du die Palme des schönsten Seelenfriedens!"

„Ich glaube nicht an die Kraft jenes Schatzes: für mich würde er unwirksam sein."

„Er ist es für Niemand, der in den Schooß unserer Kirche aufgenommen.“

„Das sind Worte Deines Priesters, nicht Deines eigenen hellen Sinnes!“

„Zürne nicht, Adhemar! — Ich wollte ja nichts Selbstsüchtiges: ich sprach für das Glück unserer Liebe.“

„Das weiß ich; aber Du darfst Dich nicht mit Träumen der Zukunft quälen, wenn uns die Sterne der Gegenwart hell und freundlich leuchten sollen! Und siehe! wie blicken sie so segnend mild auf uns herab. Liebe strahlt aus ihren glänzenden Augen, lächelt die Sehnsucht zu dem ewigen Vater und das kindliche Vertrauen so rein mir in die Brust! Wer so empfindet, Dem ist Gott nahe, auch wenn er keiner Kirche angehört!“

Adhemar schwieg, und Beatrice ging schweigend neben ihm. Plötzlich warf sie sich an seine Brust; ihr schönes Auge schwamm in Thränen, und sie sagte im weichsten Tone: „Sie werden mir fluchen: wenn Deine Liebe mir nur bleibt!“

„Wer könnte so gottlos sein, meinem frommen Kinde zu fluchen! — Auch segnet der Bösen Fluch die Guten!“

„Auch zittere ich nicht: mein Herz ist so selig still, so frei von aller irdischen Furcht, von allen irdischen

Wünschen; die Gegenwart und die Liebe füllen es ganz."

Wieder zog Adhemar sie an seine Brust, wieder küßte er ihr geliebtes Haupt; schweigend dann und sinnend schritten sie durch die stille, duftende Nacht.

Adhemar hörte ohne Beben, ohne rascheren Schlag des Herzens, daß Delkamp nach der Hauptstadt berufen sei. Er sah Helenen: schön war sie und lieblich in der holden Weiblichkeit. Das empfand Adhemar noch; aber nicht mehr zog über sein Antlitz das Zucken des Schmerzes, wenn Delkamp sein trautes Weib in die Arme schloß, und sie sich zärtlich an ihn schmiegte.

Delkamp wurde jetzt erst Adhemarn genauer bekannt. Mit der schönen Gestalt verband er das feinste Betragen, den gewandtesten Geist, und gegen Freunde ein offenes, inniges Wesen. Er war ein liebenswürdiger Mann. Dies so begehrte Attribut hat die Erfahrung gegen sich, daß es noch keinen großen Mann zierte: große Männer haben zu viel Charakter, um liebenswürdig zu sein. Wer hohe, selbstständige, lebengestaltende Ideen offen, entschieden und mit Bewußtsein verfolgt, kann selten gefällig, nachgiebig, schmiegsam sein; er kann nicht die Freuden und Schmerzen eines kleinen Lebens willig theilen, nicht die eigenen Gedanken und Empfindungen traulich an des Andern Brust

legen. — Männer, die vorzugsweise liebenswürdig genannt werden müssen, sind für die leichten Tage des Glückes herrliche Menschen; die Kraft, in den schweren Stunden des Unglücks treu zu sein, besitzen sie selten: sie haben der Freunde zu viele.

Adhemar hielt den Verwandten für seinen besondern Freund. Auch Helene und Beatrice befreundeten sich. Adhemar war hier die nahe Vermittlung.

Um diese Menschen bildete sich gleich im Anfange des Winters ein kleiner Kreis, der sich den edleren Genüssen der Geselligkeit empfänglich zeigte.

Delkamp besaß eine Sammlung von Kupferstichen. Weniger durch die Zahl als die Bedeutsamkeit der Werke ausgezeichnet, gewährte ihr Anschauen und die Unterhaltung über sie den reichsten Stoff des Gesprächs. An einem der nächsten Abende befand sich ungefähr dieselbe Gesellschaft bei der Gräfin Romanino. Sie wies die kostbare Sammlung von geschnittenen Steinen vor, welche ihr Gemal mit Kenntniß gesammelt, und die sie mit Geschmack vermehrt hatte. Die Richtung auf die Kunst, welche von der Gesellschaft einmal eingeschlagen worden, veranlaßte Edwin, ein neueres Dichterwerk vorzulegen. Diese ersten Abende entschieden den Geist der Unterhaltung. Jedes Mitglied des kleinen Kreises bestrebte sich, irgend etwas Neues und Bedeutsames der Gesellschaft

mitzutheilen. Kein Gebiet der Kunst war ausgeschlossen. Schöpfungen des Pinsels, Griffels, Meissels, Dichter- und Musikwerke dienten der interessantesten Unterhaltung.

Herzog Rudolph hatte sich durch Adhemar in die Gesellschaft einführen lassen. Man fürchtete Anfangs wol durch seine Gegenwart in dem ungezwungeneren Ton beengt zu werden; doch der Herzog war zu sehr gebildeter Mann, um nicht den Fürsten rasch vergessen zu machen. Sein Geist und die reicheren äußeren Mittel machten ihn bald zum bedeutendsten Gliede der Gesellschaft. Von hohem Interesse war seine Sammlung von Bildhauerwerken. Die trefflichsten Werke der neuesten Zeit, eines Canova, Thorwaldsen, Rauch, in kleinen Kopieen, treu und fleißig gearbeitet, bildeten ihren Hauptbestandtheil. Heute hatte er aus dieser Sammlung ein Kunstwerk gesandt, das mit dem lebhaftesten Beifall betrachtet wurde. Es war nach einem Modell ausgeführt, welches Rauch in früheren Jahren gefertigt hatte. Die drei edelsten Wesen der Natur — Mensch, Roß und Löwe — bildeten eine herrliche Gruppe. Die Klugheit, den edlen Stolz und die Kraft, welche vereint zur Weltherrschaft bestimmt sind, sehen wir hier im Todesringen. Fast ist der Stolz von der Kraft gewältigt: schon hat der starke Löwe die furchtbare Tatze

in die Seite des stolzen Rosses eingeschlagen: vergebens bäumt es sich, um den überlegenen Feind niederzustampfen. Da schwingt der Mensch, dem edlen Stolz verbündet und ihn zugleich beherrschend, im rechten Augenblick mit kluger Vorsicht leicht, frei, gewandt den sicheren Speer: er wird das Herz des wilden Thiers durchbohren. Der Löwe in seiner ungestümen Stärke, das Roß in seinem muthigen Stolze, der Mensch in seiner beherrschenden Klugheit — Alles war in so sicherem Charakter, in so trefflichen Formen, in so geründeter Gruppirung hingestellt, daß Gedanke, Gefühl und Geschmack gleichmäßig angeregt und befriedigt wurden.

„Sie Alle" — sagte der Herzog — „zollen diesem Werk den ungetheiltesten Beifall; und doch findet sich von plastischen Arbeiten höchstens auf Ihren Nipptischen ein neckischer Amor, ein karikirter Porzelanmann, ein dürrbeiniges Windspiel von Bronze — genug überall mehr Spiel als Kunstwerk!" —

„Delkamp und ich" — entschuldigte Helene — „haben unseren Kunstsinn den Kupferstichen zugewandt; und ihr Ankauf erschöpft vollkommen den Etat der außerordentlichen Ausgaben."

„Ich" — sagte Adhemar — „habe meine Liebhaberei an den Gemälden."

„Und zwar" — bemerkte Beatrice — „an den

Genrebildern und Landschaften; während ich mir noch aus den frühsten Jugendanschauungen den Sinn für historische Kompositionen bewahrte."

„Und vorzugsweise für die religiös-historischen Werke? — So wenigstens läßt es das lyrische Element, welches in dem Charakter der Frauen vorwaltet, vermuthen" — sagte Edwin.

„Was meinen Sie damit?" — fragte der Herzog.

„Die Bildung der Frauen ist mehr eine richtige und schöne Entwickelung ihrer Gefühls- als ihrer Denkkräfte; man darf mit Recht ihre Bildung eine mehr lyrische nennen. Nach der Gesammtbildung richtet sich unser Geschmack an den besonderen Künsten. Und wenn wir die Malerei mit der Poesie vergleichen, so entspricht das Heiligenbild der Legende, einer Dichtung, an der die Entwickelung und Katastrophe zwar im epischen Zusammenhang d. h. durch die äußeren Verhältnisse bedingt erscheinen, aber die Motive liegen im Gemüth; sie sind lyrisch. Die Legende hat von allen Nüancen historischer Stoffe das stärkste lyrische Moment. Findet sich also bei der Frau Sinn für historische Kompositionen, so werden diese gewöhnlich der Heiligengeschichte angehören."

„Die Malerei" — sagte der Herzog — „hat über-

haupt den Charakter des Lyrischen, wie die Bildhauerei den des Epischen und die Musik ist dramatisch."

„Der Bildhauer" — wandte Adhemar ein — „kann immer nur eine Handlung aus der ganzen Kette von Ereignissen, die das Epos bildet, darstellen: wie kann sein Werk ein episches genannt werden?"

„Schauen Sie" — erwiderte der Herzog — „diese Gruppe an! Erzählt sie Ihnen nicht, wie der Jüngling, durch den Schlaf der Nacht gestärkt, vom Lager aufspringt? — Die Brust bebt unter den muthigen Entschlüssen. Er ergreift den Jagdspieß, er eilt hinaus zu dem treuen Gefährten seiner Abenteuer. Kampfahnend wiehert das muthige Roß, es stampft den Boden, wie sich der Jäger hinaufschwingt. Dahin fliegen sie, wie vom Sturmwind getragen, über die weite, sandige Wüste. Jetzt steigt die Sonne empor. Der Jüngling hängt mit seinem Auge an dem herrlichen Schauspiel; es wird mild und weich in seiner Seele, und fast vergißt er, daß es heut einem kühnen, muthigen Werk gilt. Die Ebene ist durchmessen. Vor uns erheben sich die Zacken, die Gipfel und Kuppen des Hochgebirges in ihren wilden, phantastischen Formen bis zur Schneeregion. Wir sind in den kahlen, steinigen Vorbergen. Hier ist das Gebiet des Königs der Thiere. Der Jüngling erwacht aus seinen Träumen: ein leiser

Schauer durchrieselt die Brust; der nächste Augenblick schon schwellt sie wieder von Kampfesmuth. Sein Adler=Auge durchdringt die Schluchten und Gebüsche, schwebt über den Berggipfeln: vergebens späht er nach dem Feinde. Da stutzt das Roß, es spitzt die Ohren: der Feind ist nahe. In furchtbaren Sprüngen, den gewaltigen Schweif wild schlagend, umkreist der mächtige Löwe seine Beute. Mit festem Auge folgt der Jüngling allen seinen Bewegungen. Jetzt nimmt das Thier, wild entschlossen, den Anlauf: es hat seine Tatze in die Seite des edlen Rosses eingeschlagen; vorsichtig gewandt biegt sich der Jüngling zurück, blickt fest auf den Feind, stößt sicher den Speer in seine Brust. Vergeblich sucht der überwundene Herrscher der Wüste im Todeskampfe noch den Feind zu sich herabzureißen, zu vernichten. Allmälig verhaucht die Kraft eines starken Lebens. Schon steht der Jüngling neben dem treuen Roß, untersucht seine Wunden, legt ihm die schmerzstillenden Kräuter auf und liebkost ihm, dankend für den treuen Dienst. — Fröhlich im Gefühl seines Muths, seiner Kraft und Gewandtheit, kehrt er heim, um das Lob der Freunde, um die zarten Vorwürfe der Geliebten zu hören, die sich doch seines Muthes freut. — So zwingt uns jedes echt künstlerische Werk des Bildhauers ein Vorher und ein Nachher im Zusammenhange mit dem

Moment der Darstellung zu denken. In dem Ausdruck, in der Stellung, in den Attributen einer einzigen Statue muß uns der Künstler die ganze Geschichte des Helden, des Staatsmanns, des Gelehrten vorführen."

„Und der Malerei" — fragte Beatrice — „sprechen Euer Durchlaucht die Möglichkeit oder das Recht ab, andere Gedanken und Empfindungen anregen zu dürfen als die, welche unmittelbar aus dem Moment der Darstellung fließen?"

„Ein gutes Gemälde" — bemerkte Adhemar — „fesselt uns in der That so, daß sein Inhalt sich unseres ganzen Denkens und Empfindens bemeistert; wir können weder vor- noch rückwärts gehen: der Moment hält uns gefangen. Das hat allerdings die Malerei mit dem lyrischen Gedicht gemein."

„Das Gemälde" — sagte Delkamp — „hat stets die Darstellung von einem Innerlichen zum Hauptzweck, und es wirkt nur auf das Gemüth des Beschauers. Deßhalb kann ihm der Charakter des Lyrischen beigelegt werden. Und ein plastisches Werk mag episch genannt werden, weil es in dem Beschauer die Vorstellungen äußerer Ereignisse, zwar durch individuelle Gestalten, aber in großen, allgemeineren Umrissen weckt. Uns fehlt meistens die Lebendigkeit und Schärfe des äußeren Sinnes, um eine klare, concentrirte Anschauung aus

großen und unbestimmten Umrissen zu gewinnen. Deßhalb finden plastische Werke weniger unser Interesse, als Gemälde. Bei den Alten war es umgekehrt: sie hatten reichere und geschärftere Sinne."

„Und vor Allem" — setzte der Herzog hinzu — „kannten sie genauer sowohl ihre Volks- als ihre Götter-Geschichte. Die einzelne Statue war ihnen nicht nur die Darstellung des Gottes, des Herren und dieser einen Situation; sondern die ganze Mythe mit all' ihrem poetischen Schmuck trat zugleich vor die Seele des Beschauers. So erst gewinnt die Statue ihre volle Bedeutung."

„Die Musik" — bemerkte Helene — „wurde dramatisch genannt: warum? Hat sie nicht vielmehr, wie die Poesie selbst die vier Seiten des Lyrischen, Epischen, Dramatischen und Didaktischen?"

„Die vier Hauptrichtungen des menschlichen Geistes" — antwortete Edwin — „werden sich in jeder entwickelteren Kunst zeigen. Doch je nach dem Reichthum der Mittel, mit welcher jede Kunst schafft, ist ihr Gebiet weiter oder enger. Die Plastik ist am Beschränktesten in ihren Mitteln, und sie sollte nie über die epische Darstellung hinausgehen. Reicher ist die Malerei. Wesentlich lyrisch kann sie doch epische Momente zum Vorwurf nehmen. Ueber bedeutendere Mit-

tel noch verfügt die Musik. Jeder Akkord ist schon eine dramatische Katastrophe — die Auflösung widerstreitender Elemente zur Harmonie! Und so stellt uns die Musik am Lebendigsten den Kampf innerer und äußerer Zustände bis zu ihrer Versöhnung in der Katastrophe dar. Sie ist also wesentlich dramatisch; sie kann jedoch mit gleicher Leichtigkeit im epischen und lyrischen Sinne schaffen. Die Poesie, welche an der Sprache das lebensfähigste Material besitzt, bewegt sich in allen Kunstrichtungen mit gleicher Energie. Das Didaktische ist nicht etwa ihr Charakter, sondern das Element, in welchem sie allein von allen Künsten ohne Zwang heimisch ist."

Neben den Abenden des Kunstgenusses und der lebendigen Unterhaltung wurde auch die Langweiligkeit der Repräsentations-Gesellschaften erträglicher.

Adhemar hatte nie so herrliche Tage gesehen. Die edelsten Genüsse der Geselligkeit an der Hand der Geliebten, eine angenehme Geschäftsthätigkeit und dazu die schönen Hoffnungen der Liebe, die glänzenden Aussichten äußeren Glückes stellten ihn auf eine Höhe, vor der das Leben sich wie die sonnigste Landschaft frisch, duftend, reich ausbreitete. Die vollste Befriedigung des Daseins war ihm gewonnen. Aber sie war nicht das Resultat innerer Kämpfe; diese waren vielmehr in

Mitten ihrer Entwickelung abgebrochen. Und eine Befriedigung, welche nur auf äußeren Stützen ruht, kann ein Hauch des Zufalls, eine Laune des Glücks, ein Schritt der Bosheit vernichten.

Viertes Kapitel.

Liebende glauben das Band nicht fest genug knüpfen zu können: sie eilen den Segen des Priesters zu empfangen. Adhemar aber war in der Gegenwart glücklich. Eine geheime Ahnung sagte ihm, daß die Steigerung seiner inneren Zufriedenheit kaum möglich sei. Das schloß ihm die Lippen, wenn er mit der Geliebten von jener Zeit sprechen wollte, wo ihnen jede Hoffnung der Liebe, das feste Band ewigen Besitzes geheiligt werden sollte. Um so häufiger ließ die Tante Winke fallen über die Begründung häuslichen Glückes. Die Gräfin Romanino däuchte ihr eine sehr angemessene Partie für den Neffen. Gewiß war es nicht ohne ihre Veranlassung, daß Delkamp einst das Gespräch auf das Glück eines freundlichen Familienlebens wandte und dann die Worte hinwarf: „Du hast den Sinn, das Gemüth dafür; um so mehr freue ich mich, Dich diesem Glück nahe zu sehen.“

„Bin ich ihm schon so nahe?“ — fragte Adhemar zerstreut.

„Das solltest Du am Besten wissen; ich aber kann es Deinem Charakter nicht zutrauen, daß Du in dem Verhältniß zur Gräfin Romanino bei einer gewöhnlichen liaison d'amour stehen bleiben wolltest.“

„Das fürcht' ich auch nicht.“

„Und warum schließest Du nicht den festen, unzerbrechlichen Bund? — Homme vertueux sans épouse ne peut être verteux qu'à demi — sagt ein Mann der das wissen konnte; denn er war ohne Gattin.“

Sein Ausspruch gilt nur von dem Manne, in dessen Herzen nicht die Liebe waltet.

„Auch die Liebe schützt ohne das äußere Band nicht gegen Verführung und Treubruch! Wenn Alles wankt, wenn die Leidenschaften schon im Inneren längst den Sieg errungen haben; dann hält so häufig nur die äußere Form in den Grenzen der Pflicht.“

„So mag's in anderen Dingen sein, nicht in der Liebe. Einmal dem Herzen entfremdet, ruft kein Bannfluch, kein Segen sie zurück.“

„Gewiß nicht! — Aber was ertödtet gewöhnlich die Liebe in unserem Herzen? — Eine neue Leidenschaft! — Wir werden angezogen, wir scheinen selber zu interessiren; die Neuheit reizt und unserer Eitelkeit wird geschmeichelt.

Da ist das Gefühl der Liebe noch nicht belebt, aber wir spielen und täuschen mit seinem Schein. Hier stehen wir auf einem Wendepunkt. Der Mann von Ehre erinnert sich, daß er öffentlich sein Wort eingesetzt: dies Wort erhält seiner Gattin die Treue und er kehrt selbst zu der Liebe zurück."

„Ob ich dies Wort am Altare, ob ich es in einsamer Stunde der Geliebten gab, für mich ist es gleich bindend."

„Ein Versprechen an die Geliebte ist wie eins, das wir uns selbst im Geheimen ablegten. Hast Du nie ein solches verletzt? — oft nur aus Unbesonnenheit und Laune verletzt? — Nun laß die mächtigste Leidenschaft schmeichelnd nahen: da erscheint Dir die äußere Ehre, das öffentliche Gewissen, vielleicht als einzige Schranke, die nicht umzustürzen ist."

„Die äußere Ehre ist ein Phantom, wenn ich die innere opferte!"

„Gewiß! — aber sie ist eine feste Säule menschlicher Verhältnisse, wenn sie vor unwürdiger That schützt und zugleich das Bewußtsein unserer Pflichten weckt. Niemand hat sie noch ungestraft verachtet! Die Ehre schützt Männer, die Tugend Frauen vor Schuld; und ihre Treue ist nicht unantastbar, bis sie dieselbe zu einem Gelübde der Ehre und Tugend gemacht."

Adhemar trat zu Beatricen. Sie las in Byron's Childe Harold.

„Dies Buch" — sagte sie — „hat einen eigenen Reiz für mich: die ewige Klage des selbstverschuldeten Lebensüberdrusses ist eines edlen Mannes unwürdig; den verwöhnten Weichling, welchem die Sünde wol leicht wurde, der sie aber nicht durch kräftige That zu tilgen vermag, schützt nur der reiche gewaltige Geist, nicht der Charakter vor Verachtung. Dennoch spricht es mich verwandt aus diesen melancholischen Tönen an: die ähnliche Sehnsucht, fort und fort zu ziehen durch die Länder und Meere der Erde erwachte in der Brust, seit ich hinaustrat in's Leben, seit ich die Stille des Klosters verließ."

„Hoffe nicht" — sagte Adhemar scherzend — „daß diese Sehnsucht Dich mir entführen könnte: sie würde auch in meiner Brust erwachen, und ich zöge mit Dir."

„Sie ist gestillt, seit ich Dich gefunden! Es war der Trieb, welcher den Zugvogel dem Frühlinge zuführt — mich dem Frühling der Liebe."

„Und wenn der Frühling endet — ziehst Du weiter?"

„Er darf nie enden, Geliebter!" — rief sie mit glänzendem Blick und legte ihren Arm um seinen Nakken so zärtlich, so innig, daß Adhemar ausrief: „So

laß uns ihn fesseln! Der Segen des Priesters soll die heilige Kette sein, welche ihn an uns bindet."

Beatricens freudeseliger Blick wurde plötzlich ernst und sie schwieg. Adhemar schaute betroffen auf sie und fragte mit fast zitternder Stimme: „Du trittst zurück vor dem Ernst der Liebe?"

„Nein, nein!" — rief sie aus — „ich kannte nie ihr Spiel. Im ernsten heiligen Scheine durchleuchtete sie nur die Brust; aber Adhemar —"

„Du zögerst? — Zweifelst Du an dem reinen, echten Klang meiner Liebe?"

„Ich halte Dich für den edelsten Mann; und doch" — sagte sie endlich mit innerem Widerstreben — „Du glaubst um eine reiche Frau zu werben: könnt' ich es Dir verargen, wenn Du zurücktrittst von dem armen Weibe, die kaum noch Etwas ihr eigen nennt, sobald sie Dir die Hand reicht?"

„Kannst Du heimisch werden, kannst Du Dich glücklich fühlen im Kreise beschränkterer Mittel: ich hoffe den Segen meines Lebens allein von Deiner Liebe!"

„Und ich entsage um Deines Herzens willen freudig jeder Gewöhnung des Glanzes und der eitlen Pracht!"

„Du sollst nicht des äußeren Schmuckes entbehren, welcher der Schönheit so wol ansteht."

„Des schönsten Weibes schönster Schmuck ist des edlen Mannes Liebe, und das Weib, welches für sie nicht gern die niedere Hütte um den glänzenden Pallast eintauscht, verdient nicht, sich dem hochgesinnten Manne anzuschmiegen!“

Adhemar schlang den Arm um die Geliebte; sie sank an seine Brust. Das heilige Glück der Minuten, in welchen die Liebenden erkennen, daß Hoheit und Adel der Gesinnung das Band ihrer Liebe zur ewigen Dauer gewoben, ist seltsamer Weise häufiger, als die Wahrheit hoher Gesinnung selbst. Doch sind jene Minuten nicht das Geschenk einer glücklichen Täuschung: die hohe heilige Weihe der Liebe führt selbst den gewöhnlichen Menschen über sich hinaus, und das Haupt des edleren Menschen umzieht ihre Flamme mit dem Heiligenschein, der den Pfad des seligen Wanderers so lange erhellt, bis die Flamme, bis das Leben des Herzens erloschen. Was in der Zeit verrauscht, ist darum nicht weniger wahr gewesen. Nichts ist Täuschung, was die Herzen der Menschen in heiliger Stunde läutert! —

Beatrice hielt des Geliebten Hand; sie blickte vertrauend ihm in das liebe Auge, als sie begann: „So oft habe ich Dir von den fröhlichen Tagen meiner Kindheit im lieben Vaterhause erzählt, so oft von der trüben Stille des Klosters, mir doch so lieb, so theuer in der

Erinnerung. Dort erwachte in der Brust die Fülle seliger Ahnungen, unbestimmter Hoffnungen. Die Phantasie durchsegelte ihr unbegrenztes Reich; die Sternenpracht des Himmels leuchtete ihrem Pfad. Das Säuseln und Rauschen der Wipfel redete von nahen und fernen Welten, die sonnigen Berge von ihrer Freude und Lust, und die Erinnerungen der Kindheit durchwebten Alles mit dem Schein des Wirklichen: seltsame Bilder, duftig umhaucht, glühend durchschienen, und jede Ferne im reizendsten Dämmerschein! Alles, was ich dachte, was ich empfand, was ich ahnte und träumte: immer neu mußte ich es Dir erzählen, Du folgtest jedem leisen Tritt, jedem eiligen Flug; aber nie fragtest Du: Wer waren die Eltern, die Verwandten?"

„Die Mutter kenne ich: Du bist ihr verjüngtes Bild. — Hättest Du nie von ihr gesprochen, ich hätte ihr Dein holdes Auge, Deine heitern Züge, die ganze liebliche Gestalt verliehen. Die Mutter der Geliebten ist dem Herzen des liebenden Mannes zehnmal heilig! Schon, als sie noch das Kind auf ihren Armen wiegte, empfand sie den süßen Schmerz, ihr Theuerstes einst dem fremden Manne überlassen zu müssen; und sie umfaßte ihn doch mit mütterlicher Zärtlichkeit, und um so sorgsamer wahrte sie des Kindes. So ist uns auch Alles theuer, was das Mädchen zur Liebe für uns heran=

bildete, was ihr das süße Leben einhauchte, in welchem die eigene Seele ihr holderes Selbst wiederfindet. Dem forschen wir nach. Die anderen Beziehungen, was können sie uns gelten?"

„Dennoch mußt Du mich durch einige Verhältnisse meines Lebens begleiten, die nicht jenes Interesse für Dich haben. Mein Vater war ein Deutscher. Sein Sold als Offizier im päpstlichen Heer war die ganze Einnahme der Eltern. Doch müssen sie sehr glücklich gelebt haben: mir sind nur freundliche Bilder des Elternhauses erinnerlich. Daß sie so bald mit dem Schleier tiefster, schmerzlichster Trauer umhüllt wurden! — Der Vater schied von uns, und nach wenigen Wochen trugen sie die theure Mutter zur Gruft. Bischof Zeno, der Oheim meiner Mutter, war zu tief in die kirchlichen Angelegenheiten, vielleicht auch in die Pläne seines Ehrgeizes verwickelt, als daß er um ein Kind hätte große Sorge tragen können. Er übergab mich einem Kloster seines Sprengels. Wie hier allmälig Lebensmuth und Frohsinn in die junge Brust zurückkehrten, das habe ich Dir erzählt. Mein Großoheim aber erinnerte sich meiner erst wieder bei dem Besuche, welchen er auf einer Visitationsreise unserm Kloster machte. Ich wurde ihm vorgestellt, um seinen Segen zu empfangen. Er war überrascht, mich schon so

erwachsen zu sehen, unterhielt sich lange auf's Väterlichste mit mir und erklärte endlich, daß er es für seine Pflicht halte, mich erst die Eitelkeiten der Welt sehen zu lassen, damit ich einst nach freier Wahl den Schleier nähme. Ich war hoch erfreut. Nach wenigen Wochen schon holte er selbst mich aus dem Kloster, um mich auf das Schloß eines Verwandten zu geleiten. Der war der Graf Romanino."

„Nicht weiter, meine Beatrice! — Ich empfing Dich an den Pforten des Klosters, an meiner Hand tratst Du in das Leben. Du trugst noch Nichts in Deiner Brust als Deinen Gott und Deine Ahnungen der Liebe, die durch mich zur Wahrheit, zum reichen, blühenden Sein erweckt wurden. Laß mir diese Täuschung, und nimm sie selber an!"

„Das Mädchen, welches aus den Klostermauern trat, mit dem beschränkten Geiste, mit dem kindischen Sinn hätte wol nimmer Deine Liebe gewonnen. Was ich bin, verdanke ich dem Grafen Romanino. — Seine Gemalin war schon vor mehreren Jahren kinderlos gestorben. Ihr Neffe, der Ritter Cerloni, lebte in unserem Hause, und seine Wildheit machte dem Greise nur Sorgen; mein fröhlicher Jugendsinn sollte seine Tage erheitern. So hatte es der Bischof Zeno eingeleitet; und er vermochte Alles über den Grafen. Meine Gei-

stesbildung war im Kloster vernachläßigt. Das merkte der Graf sehr bald. Er selbst übernahm die Leitung meines Unterrichts, und ausgezeichnete Lehrer standen ihm zur Seite. Nichts entzückte ihn mehr, als meine Fortschritte; und wie lebhaft erfaßte ich den ganzen Reichthum des Wissens, der sich vor dem willigen Geiste ausbreitete! Ein Jahr war vergangen. Da fragte der Großoheim, ob ich in's Kloster zurückkehren, oder ferner in der Welt leben wollte? — Ich entschied mich ohne Bedenken für das Letztere. Dann — fuhr der Bischof fort — müsse ich meine Zukunft sicher stellen: der Graf lasse mir seine Hand bieten. — Der Antrag überraschte mich: ich hatte nie noch daran gedacht, mich einem Manne zu verbinden. Doch ich war ja dem freundlichen, gemüthvollen Greis recht herzlich gut: warum sollte ich ihm nicht mein Lebensglück anvertrauen? — Der Bischof segnete die Ehe ein. — Wir besuchten im ersten Jahre die vornehmsten Städte Italiens, mehr zu meiner Bildung, als zu meinem Vergnügen. Dann kehrten wir auf unseren reizenden Landsitz zurück, wo ich durch die zarte Aufmerksamkeit meines Gemals keinen Genuß edlerer Geselligkeit vermißte. Aber schon im dritten Jahre löste der Tod unsere Verbindung. — Welchen Umständen ich das seltsame Glück jener Ehe verdankte, wurde mir jetzt klar. Der Bischof Zeno

hatte mich gegen den Neffen meines Gemals, den Ritter Cerloni, zu Hülfe genommen. Das Testament des Grafen gab mich und eben so den Ritter ganz in die Hände des Bischofs. — Bald nach des Gemals Tode schickte er mir den jungen Jesuiten in's Haus, dessen reine Frömmigkeit mein Gemüth bilden, dessen Schlangenklugheit meine Schritte leiten sollte. Es gelang ihm in der That, ein höheres religiöses Leben und die Begeisterung für unsere Kirche in mir zu wecken. Die Wiedervereinigung aller getrennten Glieder unter das eine Oberhaupt des heiligen Stuhls schien mir das herrlichste Werk, ein Ziel, jedes Opfers werth. So dachte ich, als der Oheim in mir den Gedanken anregte, meine Verwandten in Deutschland zu besuchen. Der Jesuit und der Ritter, welcher seit des Grafen Tod eben so eifrig des Bischofs Gunst, als meine Liebe vergebens gesucht, mußten mich begleiten. Bald bemerkte ich, daß es sich um ganz andere Zwecke handelte, als den, meine Verwandten zu sehen. Durch die Empfehlungen des Bischofs wurde ich in die Kreise eingeführt, welche vorzugsweise durch das Interesse für die Kirche zusammengehalten scheinen. — Die Stimmung der Gemüther in Deutschland deuchte Allen günstig für kirchliche Wirren und deren geschickte Benutzung. Den kräftigsten Widerstand fürchtete man von Deiner Re-

gierung und vermuthete, daß sie, außer den offenen Maßregeln zur Erhaltung des Protestantismus, geheime Pläne zur Bekämpfung unserer Kirche entwickele. Die zu kennen war wichtig. Den Minister Nordwall und, durch ihn, Dich glaubte man im Besitz derselben. Jenem beizukommen, hielt man für unmöglich; Dich für unser Interesse zu gewinnen, sollte ich versuchen."

„Wie" — rief Adhemar überrascht — „Du hättest mich zum Verrath an der Sache meines Vaterlandes, zum schimpflichsten Verbrechen bewegen wollen? — Sage: nein! — ich bitte Dich!"

„Kannst Du fordern, daß das Weib die Sachen so scharf auffaßt? — Ich wußte nur, daß ich zu dem hohen, heiligen Bau der Kirche ein Steinchen zutragen wollte! — Erst als ich Dich kennen, als ich Dich lieben lernte, ahnte ich, daß ein Unrecht gegen Dich beabsichtigt wurde. Ich hätte nimmer die Hand dazu weiter geboten. Aber ein schönes, reines Ziel dünkte es mir, den theuren, geliebten Mann in den Schooß der wahren Kirche zurückzuführen. Es war ein thörichtes Streben; dessen überzeugtest Du mich!"

„Die Liebe überzeugte Dich! Und die reine, echte Liebe ist die lauterste Führerin auf unsern Pfaden. Wären alle Herzen von ihr wahrhaft durchdrungen, der Kampf der Meinungen löste sich auf in das gemein=

same Gebet für die Wahrheit des Gedankens, für die Reinheit der Seele und des Wandels!"

„Meinen Umgebungen, dem argwöhnischen Ritter und dem scharfsichtigen Beichtiger, ist die veränderte Gesinnung nicht entgangen. Harte Kämpfe habe ich mit Letzterem zu bestehen; und seinen religiösen Ermahnungen folgen die Drohungen mit dem Zorn des Oheims und der Kirche."

„Die sind leer und können Dich vielleicht nur bestimmen, das Glück zu beschleunigen, welches ich in Deinem Besitz finden werde."

Fünftes Kapitel.

Adhemar hatte in seiner reich und elegant eingerichteten Wohnung nur wenige Veränderungen und Vorbereitungen zu treffen, um die geliebte Braut als Hausfrau zu empfangen. Wenige Wochen nur trennten noch von dem glücklichen Tage. Da trat der Pater Giuseppe, welchen Beatrice seit längerer Zeit nicht gesehen hatte, zu ihr ein. Auf seinem blassen Gesicht las man eine tiefe Erregung, deren Hauptzug Bekümmerniß schien. „Es ist also gewiß, Frau Gräfin" —

begann er — „daß Sie unserer heiligen Kirche abtrünnig werden?"

„Wer Sie zu der Meinung verleitete, hat Sie getäuscht, ehrwürdiger Vater."

„Ist die Verbindung mit dem Ketzer in diesem verruchten Lande nicht dem Abfalle gleich?"

„Die Lehren unserer Kirche sind mir heilig, und ihnen werde ich treu anhangen, aber die Priester-Lehren, auf welche sich das Ansehn und die Macht der Geistlichkeit stützt, weiß ich jetzt von jenen zu unterscheiden. Möge Ihnen das genügen, ehrwürdiger Vater, ich mag Sie nicht durch weitere Auseinandersetzungen erzürnen: wir wollen in Frieden scheiden."

„O! sind das die Früchte meiner Sorgen um Ihr Seelenheil? — Kehren Sie um von dem schrecklichen Pfade, der zum Zweifel, zum Unglauben, zur ewigen Verdammniß führt! Nur der Glaube macht selig!"

„Das hoffe ich von dem meinen, der ja auch, mit unbedeutenden Abweichungen, der Ihre ist."

„Schon sind Sie abgewichen, Sie gestehen es selbst; und diese irdische, verdammliche Liebe wird Sie immer tiefer hineinziehen in das Netz der Irrlehren. Ich bitte, ich beschwöre Sie, kehren Sie um, da es noch Zeit ist!"

„Guter Vater, ich erkenne Ihre Besorgniß um

mein Seelenheil, aber sie ist wahrlich unnütz" — endete die Gräfin das Gespräch.

Der Geistliche sah der Abgehenden mit dem Blick der Theilnahme nach; dann sagte er: „Thörin, ende wie Du kannst!"

Er war eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als Cerloni eintrat.

„Sie haben die Gräfin gesprochen?" — fragte er — „Haben Sie ihren Sinn gewandt?"

„Alle Worte waren vergebens: sie beharrt in ihrer Leidenschaft."

„Wie wird der hochwürdigste Zeno Sie empfangen, wenn Sie seine Nichte, seine nächste Verwandte in den Händen der Ketzer lassen?"

„Das ist des hochwürdigsten Bischofs eigene Schuld. Sein Plan war völlig unreif, ohne alle Berechnung der Persönlichkeit, ohne alle Kenntniß der hiesigen Verhältnisse. Diese seine Nichte, ein Wesen mit so lebendigem, natürlichem Gefühl mußte verführt werden, statt zu verführen. Und der Fehler, daß er die Staatsdiener dieses Landes mit italienischem Geiste beurtheilte, ist nicht minder unverzeihlich. Die Ehre, die Treue, die Pflicht ist hier nicht überall feil für Genüsse, Geld und eitlen Glanz: die Männer tragen hier noch etwas Höheres in der Brust. Aber das ist eben das Unglück,

daß man von Rom aus Alles schief beurtheilt, alle Pläne verkehrt anlegt und dann das Unmögliche auszuführen verlangt! Unser Aufenthalt in Deutschland hat mich einen klaren Blick thun lassen in die Verhältnisse unserer Kirche zu diesen Reichen. Alles war hier im besten Gange: die deutschen Fürsten, selbst die protestantischen, begünstigten uns; denn sie hatten der Aufklärung schon genug, selbst zu viel. Die langsamen Rückschritte, das Beleben eines gehorsamen Glaubens in Stelle der aufrührerischen Freigeisterei war ihnen ganz recht. Kaum wird das in Rom bemerkt, und schon glaubt man Alles erobern zu können und setzt Alles auf's Spiel! — Es giebt nur zwei Wege, die unsere Kirche mit Erfolg betreten kann: sie schließt sich an die Fürstenmacht, dann verliert sie vorläufig Nichts und kann allmälig Manches erringen; oder sie erfaßt den demokratischen Grundton der Christus-Lehre, sie predigt das Christenthum der Freiheit und Gleichheit und gründet eine Hierarchie der Ewigkeit. Das wäre der Weg, den ein Gregor und Innocenz einschlügen, wenn sie heute die Tiara trügen. Sie fänden mehr als einen Heinrich zu bannen, mehr als einen Friedrich zu bevormunden! — Die Stütze der Kirche in ihrer glänzendsten Zeit war das Volk und die Demokratie. Nur weil sie diese natürliche Verbindung löste,

hatte sie dienen lernen, wo sie herrschen könnte! — Belebte nur noch der wahre Geist der Loyola und der Lainez unsern Orden, ich stände mit einer andern Mission hier als der, ein verliebtes Weib zu wahren!"

„Das ist doch unsere nächste Aufgabe, ehrwürdiger Vater."

„Es läßt sich Nichts thun! Die wenigen Mittel, welche uns hier zu Gebote stehen, dürfen wir nicht leichtsinnig für eine Person wagen. Die höchste Vorsicht, die besonnenste Konzentrirung aller Kräftekann hier nur wieder gut machen, was einmal verdorben ist."

„Sie sind zu ängstlich und vorsichtig, ehrwürdiger Vater."

„Wir sind nicht in Italien. Hier in den nordischen Ländern wachen die Menschen um so eifriger über Leben und Eigenthum, je weniger sie Beider genießen; der kleinste Gewaltschritt gegen sie macht Aufsehn. Was verlieren wir auch an dieser Gräfin? — Mit dem Gelde, welches sie verschwendete, soll mancher wackere Kämpfer für die Wahrheit des heiligen Glaubens ausgerüstet werden!"

„Sie vergessen mich, meine Liebe, meine Leidenschaft!"

„Was geht Ihre irdische Neigung mich an und die Kirche?"

„Verbanden wir uns nicht zu gleichem Zweck?"

„Zu gleichem Zweck? — Niemals! — Der Diener der Kirche verbündete sich mit dem Knecht der Leidenschaft, daß dieser seiner heiligen Sache nütze. Ein unbrauchbar gewordenes Werkzeug legt Jeder bei Seite."

„Recht, kluger Pfaffe! Ich würde es in ähnlichem Fall Euch ähnlich gethan haben. Aber ich gebe meine Hoffnungen noch nicht auf: dieser Ketzer wird das schöne Weib nicht besitzen!" —

„Sie sinnen auf verwegenes Unternehmen, an welchem ich nicht Theil haben darf. Können Sie aber die Gräfin ihrem zeitlichen und ewigen Verderben entreissen: Sie thun ein Gott wohlgefälliges Werk. Der Segen der Kirche und der Schutz der Heiligen geleite Sie!"

„Noch bin ich nicht entschlossen; aber es dämmert auf in meinem Geiste!"

„Alles, was Sie thun, mein Sohn, um eine Seele der Pest verfluchter Ketzerei zu entreißen, ist im Voraus vergeben. Dennoch vermeiden Sie, wenn es möglich ist, jede Gewaltthat! Schonung gegen die Gräfin empfehle ich Ihnen vor Allem."

„Wenn Sie sich trösten kann über den Verlust eines Geliebten und fügsam genug ist für den anderen, wird sie sich wohl dabei befinden."

An demselben Tage hatte Adhemar einen Jäger in seinen Dienst genommen und für denselben noch ein Zimmer über seiner Wohnung gemiethet. Adhemar kam erst in der Nacht aus einer Gesellschaft. Er fand sein Arbeitszimmer offen, die Lichter angezündet, aber vergebens schellte er nach dem Jäger, welchem befohlen worden, des Herrn Rückkehr abzuwarten. Der Gedanke, daß seinem Diener ein Unfall zugestoßen sei, bewog Adhemarn, das Licht zu ergreifen und die Stufen zu dessen Zimmer hinanzusteigen. Auch in diesem brannte ein Licht, aber der Diener fehlte. Unwillig wollte Adhemar hinabgehen, als sein Blick auf einen der Winkel des Bodens fiel. Matt beleuchtete die kleine Flamme, welche jeden Augenblick an der scharfen Zugluft zu erlöschen drohte, eine erschütternde Scene. Abgezehrt, bleich, tief athmend war ein Mann auf elendem Lager hingestreckt. An der einen Seite kniete ein Weib, deren Züge einst schön waren, aber der Gram hatte in ihnen gewüthet. Sie hatte die Hand des Kranken an ihre Brust gedrückt und hing mit dem Ausdruck unaussprechlicher Angst an dem geliebten Antlitz. Zur andern Seite des Lagers standen ein Knabe und ein Mädchen im zarten Kindesalter — zwei blasse, weinende Engelsköpfchen. Um sie hatte der Kranke den Arm geschlungen, und sein heller Blick war so zuver=

sichtlich zum Himmel gerichtet, als müsse das Gebet des Segens für seine Lieben in Erfüllung gehen.

Adhemar war der Gruppe näher getreten; tiefes Mitleid bewegte seine Brust. So zu fühlen, hatte er seit langen Jahren fast verlernt. Er wagte nicht zu sprechen. Endlich wurde die Frau seiner ansichtig. Sie erhob sich und trat vor Adhemar hin. Die schmerzliche Milde war aus ihren Zügen geschwunden, und mit entschiedener Schärfe sagte sie: „Mein Herr, diese Räume sind so elend, daß Sie es kaum wünschenswerth finden können, uns auch aus ihnen zu vertreiben."

„Ich fürchte nicht" — antwortete Adhemar überrascht — „Sie irgendwo vertrieben zu haben. Aber dieser Aufenthalt ist weder für einen Kranken, noch für so zartes Alter — indem er auf die Kinder deutete — und am wenigsten in dieser winterlichen Jahreszeit geeignet."

Ein bitteres Lächeln spielte um die Lippen der Frau; sie sagte: „Wie sollte der Reiche auch wissen, was er thut! Gedankenlos wirkt für ihn sein Geld, ob gut, ob böse? — so weit reicht sein, vom Genuß umnebelter Blick nicht. — Ja, mein Herr, Sie haben uns aus jenem Zimmer Ihres Dieners vertrieben! Sie haben meinen leidenden Mann von Neuem auf's Krankenlager geworfen! Sie haben den armen Kleinen zu ihrem

Hunger noch den Winterfrost gesellt! Ich bitte Sie, lassen Sie es dabei bewenden, wenigstens — fügte sie kaum hörbar hinzu — bis der Sterbende die Augen geschlossen."

„Frau" — rief Adhemar erschüttert — „Sie sind schrecklich! Aber ich habe Nichts von dem Allen gethan, dessen Sie mich anklagen, und ich will möglichst wieder gut machen, was Andere gegen Sie verschuldeten. Nehmen Sie Ihre Wohnung wieder in Besitz."

„Ungern bin ich den Reichen verpflichtet. Keiner von ihnen trägt ein menschliches Herz. Sonst könnten sie nicht blind sein gegen das unsägliche Elend rings um sich; sie könnten nicht in überdrüssigen Freuden die Güter vergeuden, mit denen sie Hunderte ihrer Brüder vom Tode des Mangels erretteten! Nein, kein Reicher trägt ein menschliches Herz! Sie haben an dessen Stelle einen von jämmerlichen Leidenschaften aufgeschwellten, häßlichen, thierischen Dämon!"

„Marie" — sagte der Kranke mit matter Stimme — „Du bist so mild, so himmlisch gut! Laß die Leiden Dich nicht hart machen, daß nicht Dein Herz selbst jenem Dämon ähnlich werde."

„Nie, nie! Dein Beispiel wird mich nie vergessen lassen, daß ein reines, mildes Herz unser heiligster Besitz ist! — Mit diesen Worten war die Frau wieder

an der Seite des Kranken niedergekniet, hatte seine Hand ergriffen, und ihr bleiches, schönes Gesicht hatte den Ausdruck der zärtlichsten Besorgniß wiedergewonnen. Adhemar schien vergessen, nur die Kinder hatten ihre Blicke noch auf den Fremden gewandt. Sein Entschluß war indessen gefaßt: er mußte hier helfen! —

Jetzt kam sein Jäger. Er war erschreckt, den Herrn hier zu erblicken. Doch dieser fragte nicht einmal, warum er seinen Dienst versäumt, sondern befahl ihm nur, schleunigst seine Sachen aus dem Zimmer in die untere Wohnung zu schaffen. Er selbst weckte einen anderen Diener, welcher sogleich den Doktor Orwin herbeiholen mußte. Der Jäger war mit dem Ausräumen fertig; und Adhemar ersuchte nun die Frau, zu erlauben, daß er und sein Diener den Kranken in das Zimmer trügen. Sie dankte, als es geschehen, durch eine stumme Bewegung, während die Hoffnung neu aufleuchtete in dem trüben Blick.

Orwin war gekommen. Der Kranke klagte über kein besonderes Leiden; er fühlte nur die allgemeine Abspannung aller Kräfte. Der Arzt erkundigte sich nach dem früheren Gesundheitszustand des Patienten, und die Frau erzählte: „Walter war von einer langwierigen Krankheit genesen, er hatte eben die Kräfte wiedergewonnen, um durch seinen Fleiß uns wenigstens

gegen Hunger zu schützen: da kündigte uns der Wirth an, daß wir die Wohnung räumen müßten. Wir waren ihm freilich Miethe schuldig, und er wünschte dem Herrn Legations=Rath gefällig zu sein, der dieses Zimmer für seinen Jäger bedurfte. Eine andere Wohnung zu miethen, fehlte uns jedes Mittel: selbst des nothwendigsten Hausgeräths hatten wir uns schon während Walters Krankheit entäußert. Die Sorge, was mit uns, was aus diesen Kleinen werden sollte, zehrte am Herzen des Vaters und vernichtete die kaum gesammelten Kräfte. Der heutige Tag auf dem Bodenraum, in schneidender Zugluft hat seinen Zustand auf's Aeußerste verschlimmert, vielleicht unrettbar" — sagte sie mit leiser Stimme, indem sie ihr Auge forschend auf den Arzt wandte.

Orwin erklärte den Zustand des Kranken nicht für gefährlich, aber er fordere die sorgfältigste Pflege.

Die Frau senkte den Blick, Thränen füllten ihr Auge, und in tiefer Aufwallung rief sie aus: „Könnte ich dem theuren Manne mit dem Leben die Gesundheit erkaufen: ich gäbe es freudig; könnte ich meinen geliebten Kindern den Vater erhalten: jedes Opfer dünkte mir gering; aber wie soll ich schaffen, was Sie fordern! Nichts ist mehr unser Eigenthum; schon heute hatten

wir keine Speise: woher soll dem Kranken Pflege werden!"

Adhemar beruhigte sie.

Die Frau sah ihn mit zweifelndem Blicke an, dann sagte sie: „Ich muß glauben, daß es Ihnen Ernst ist; und Sie mögen mir verzeihen, wenn ich Sie für hart und kalt hielt, wie alle Reiche, die ich noch kennen lernte. Und lebten wir doch unter demselben Dache — Sie im reichsten Ueberfluß, wir im drückendsten Mangel; und endlich vertrieben Sie uns von der sicheren Stätte und werfen uns so in die Verzweiflung der Hülflosigkeit. Sie wußten vielleicht nicht einmal von uns; dennoch erregte in dem Herzen des Armen die verschwenderische Fülle des Reichen den Stachel der Bitterkeit."

Adhemar antwortete nicht: er stand in Gedanken versunken. Orwin machte noch einige Anordnungen, und Beide verließen das Zimmer. Der Arzt versprach, am folgenden Morgen wiederzukommen, und Adhemar gab seinen Dienern den Befehl, Vorrath an Speisen für die Familie und Erquickungen für den Kranken hinaufzuschaffen. Er warf sich zwar auf sein Lager, aber der Schlaf mied ihn. Er hatte einst selbst mit den Zuständen der Gesellschaft im Kampf gelegen; aber seit Jahren hatte er sich gewöhnt, an deren Trefflichkeit zu glauben. Der Glückliche hat sehr schwerfällige Sinne

für das fremde Unglück. Er bemerkt dessen Erscheinungen, er wird selbst unangenehm durch sie berührt; aber das Elend selbst dient ihm zu einem wohlthuenden Gefühl, wenn er der Armuth die geringe Gabe in den Schooß wirft, welche ihm kein Opfer, keine Entsagung kostet! —

Orwins und des Herzogs Betrachtungen über die Verworrenheit und Verschrobenheit aller natürlichen Grundlagen in unseren Zuständen hatten Adhemars angewöhnten Optimismus wenig erschüttert. Ein Gemälde der Wirklichkeit, eine Scene des tiefsten Elends versetzte plötzlich die Kämpfe, welche er einst auf besonderen Gebieten der Gesellschaft gefochten, auf das große Feld der Menschenrechte. Die edelsten Geister sind hier aufgetreten und haben sich den Tod oder die Verachtung des feigen, sinnverwirrten, entsittlichten Geschlechtes errungen. Die Kräftigsten haben wol einzelne Zweige von dem Baum der allgemeinen Verkehrtheit heruntergehauen: aber der Stamm selbst wuchert fort in seiner üppigsten Fülle. Adhemar schaute empor zu seinem verschlungenen Laubdach: kein Schein der heiligen Sonne drang hindurch; er grub nieder zu seinen Wurzeln: keine Hacke, kein Spaten erreichte ihr Ende. — Erst gegen Morgen setzte ein unruhiger Schlummer seinen unerquicklichen Gedanken das Ziel.

Am Morgen kam Orwin. Er hatte den Zustand des Kranken sehr zufriedenstellend gefunden, und er äußerte die gegründetsten Hoffnungen zu dessen Wiedergenesung, wenn Adhemar in der Sorge für die Verpflegung der Familie fortfahre. Der Kummer um die Seinigen sei der einzige Grund von Walters Krankheit.

„Es ist furchtbar" — sagte Adhemar — „daß Menschen ohne ihr Verschulden in solches Elend gerathen können!"

„Die Lage der Leute" — erwiderte Orwin — „ist noch keine der übelsten. Der Arzt ist daran gewöhnt, in weit bodenloseres Elend zu blicken. Er tritt in ein Gemach, das mehr jedem anderen Behältniß als einer menschlichen Wohnung gleicht; eine Schaar gespenstiger Gestalten, in Lumpen gehüllt, ist in dem engen Raum eingepfercht; dann erblickt er den Kranken. In einer Ecke des Gemachs, auf elendem Stroh liegt er hingestreckt, die zerrissenen Kleider, welche er trug, sind seine spärliche Decke, und der Frost rüttelt in allen seinen Gliedern. Forsche nach der Ursach des Leidens! — Freilich verhungert Niemand unter uns; aber Mangel, Entbehrungen, Elend und Sorgen zehren allmälig die Kräfte dessen auf, der sich nur spärlich trockenes Brot zur strengen Arbeit gewähren darf, der Ruhe nur auf hartem Boden findet, den Nichts in eisiger Kälte er-

wärmt, als der matte Schein der Sonne und die Anstrengungen des Körpers. Nimm dazu das Geschrei der Kinder um Brot, ihr Wimmern des Frostes, und zu der schrecklichen Gegenwart den am Herzen nagenden Kummer der Zukunft: Das sind die reichsten Quellen des Todes! Sie fließen langsam, aber füllen ununterbrochen und sicher das große Becken des Grabes."

„Gott sei Dank, daß solche Tiefe des Elends zu den seltensten Erscheinungen gehört!"

„Selten? — Sie ist in den größeren Städten noch gewöhnlicher als schlechtes Straßenpflaster!"

„Sehen wir doch überall nur wohlgekleidete Menschen! — Ein zerrissenes Gewand, eine abgezehrte Gestalt sind allgemein auffällig."

„In den Stadttheilen, welche die Reicheren und Vornehmeren nur sehen, ist's freilich so! — Aber besuche die abgelegeneren Gassen, die entfernteren Vorstädte: das Elend wird Dich aus jedem Fenster anblicken, wenn Dir nicht aller Beobachtungssinn für dasselbe fehlt. Und doch ist äußerlich noch Alles glänzend gegen die düsteren Bilder der Entsetzen erregenden Armseligkeit im Inneren der Häuser."

„Und wir leben dahin in Ueberfluß und Verschwendung, Hunderttausende, Millionen werden verthan, um

der Pracht, der Eitelkeit, dem Genusse zu fröhnen; während um uns das Elend wuchert und an dem Mark der Menschheit zehrt! — Wir reden vornehm von Kunst und Wissenschaft, kein Opfer dünkt uns zu groß, sie zu fördern, und der schönsten Kunst, der herrlichsten Wissenschaft: die Menschen gut und glücklich zu machen — ihnen werfen wir höchstens elende Krusten verschimmelten Brotes hin. Das ist entsetzlich!"

Adhemar hatte ganz aus Orwins Anschauungen herausgesprochen; aber Orwin hatte sich längst und gern mit dem Leben ausgesöhnt. Sein doppelter Standpunkt — radikaler Anschauungen und conservativer Lebensbehandlung — machte es ihm leicht, jede Opposition zu übernehmen.

„Was" — sagte er — „ist davon viel Aufhebens zu machen? — Das liegt im Gange der Welt, in der Natur des Menschen!"

„Nimmermehr! Kein Zug der menschlichen Natur bestimmte Diesen, daß er sich sein Leben hindurch müßig auf weichem Polster recke, und daß jedem seiner launischen Wünsche die schnelle Befriedigung folge; während Jener mit schweißvoller Anstrengung, mit blutigen Opfern keine Stunde der Ruhe und des Genusses zu erringen vermag. Das sind die Folgen roher Zustände, in denen die Gewaltthat herrschte; und an ihnen haben

wir unsere weisen Institutionen, unsere ausgeklügelten Systeme angebaut. Das nennen wir dann großartige Organisationen, historisch begründet; und unsere Philosophen von ihrem besoldeten Katheder, unsere Staatsmänner neben den goldenen Thronen beweisen uns: Das müsse so sein und sei gut, herrlich, göttlich; weil es so ist! — Ich schau' es klar und fühl' es mit Empörung, daß an diesem ganzen Gerumpel von Organisation Nichts gut, Nichts göttlich ist, als der Funke freien menschlichen Geistes, der trotz aller Mühen nicht gebannt werden konnte, der hier und dort immer neu wieder durch den ganzen Wust hindurchflammt, und vor dem die gezähmte Menge wie vor den flammenden Blitzen des Himmels zurückbebt!"

„Ich höre Dich mit Verwunderung! Deine Raisonnements klingen wahrlich nicht, wie die eines in den Geschäften des Staats gereiften Mannes. Ein bitterer Gegner würde Dir sagen, daß Du die Gedanken Deiner unreifen Jugend wiederholst."

„Wol möglich, daß ich in jenen Jahren ungehemmten Gedankenflugs reiner menschlich dachte und fühlte, als seit das Netz unserer künstlichen Verhältnisse mich umspann!"

Adhemar hatte sich in eine leidenschaftliche Aufregung hineingesprochen; Orwin aber behauptete die lächelnde

Ruhe eines sicheren Reiters, der das wild gewordene Roß im tiefen Sande unbekümmert dahinstürmen läßt: er glaubt, es bald um so unbedingter in seiner Gewalt zu haben. Ruhig und wie außer Zusammenhang mit dem geführten Gespräch, stellte er die Frage: „Warum, Freund wohnen wir doch nicht Alle in den glücklicheren Gefilden Spaniens, Italiens, Griechenlands? — Warum müssen wir in diesem rauhen Klima bis hinauf zu den Eisfeldern des Pols mit jeder Ungunst der Natur kämpfen?"

Adhemar stutzte nur einen Augenblick, dann sagte er: „Ich sehe, wohin Du zielst! — Aber die Natur rüstete den Menschen jedes Himmelsstrichs mit den geeigneten Kräften, nicht so die Menschen der verschiedenen Stände; unter jedem Himmelsstrich sind ihm besondere Mittel gegeben, die gottentstammten Kräfte zu seinem Glücke zu entwickeln; aber in der Armuth, in dem Elende, in der Noth unserer fein verständig zugeschnittenen Zustände verkümmern sie!"

„Lieber Freund, der Gegensatz von Nord und Süd, von Höhen und Tiefen ist durch das ganze Leben nothwendig. Nivellire Alles, und Du stehst in einem großen, langweiligen Sumpfe! — Uebrigens werden wir Beide es mit allem Ernste nicht dahin bringen, wenn wir auch unsere ganze fahrende Habe daran setzten. Also laß

das Leben, wie es ist, und sei froh, daß Du nicht in dem Elende steckst. Adieu! Ich habe noch schwächere, wenn auch nicht gefährlichere Patienten zu besuchen."

Der Spott streifte unbeachtet an Adhemar hin. Die Sache, für welche es so tief und erregt in ihm wogte, war zu gewichtig, als daß ihr der Angriff, welcher nur seine Persönlichkeit traf, hätte schaden können. Der Aufregung aber folgte bald ein Seelenzustand, dem ähnlich, in welchem Adhemar einst die Universität verließ; und doch waren beide Zustände höchst verschieden. Damals erschien ihm das Treiben der Menschen verächtlich, jetzt wurde er gegen alle ihre Interessen gleichgiltig. — Das Gefühl der Verachtung fordert uns wenigstens zu Aeußerungen auf, die dem verachteten Gegenstande eben so viel nützen können, als sie ihm schaden sollen. Das Gefühl der Gleichgiltigkeit dagegen stumpft die eigenen Kräfte ab, und es nützt der Sache eben so wenig, als es ihr schadet. Haß und Liebe und die ihnen verwandten Gefühle reifen allein die Entschlüsse der Thaten. — Wir kennen aber Adhemarn, wir wissen, daß ihm die Energie der Leidenschaften keineswegs fehlt; seine Gleichgiltigkeit entsprang also nicht aus seinem Inneren: sie wurde ihm aufgezwungen durch die Unmöglichkeit, zu kämpfen gegen eine ganze Welt, gegen eine Welt, welche die Ordnung und Sitte der

Jahrtausende für sich und für ihre Vernunftmäßigkeit hat. Ihr den Fehdehandschuh hinwerfen: Das heißt, zum Himmel emporsteigen wollen; und das fordert einen Muth, gegen welchen jener des Curtius Feigheit war; denn in die Erde gehen wir Alle!

Adhemar lebte fort ganz, wie bisher: er verrichtete seine Berufsgeschäfte, er besuchte die gewohnten Gesellschaften, er war täglich bei seiner Braut: aber der winterliche Hauch ersterbender Lebensfreudigkeit breitete sich über all' sein Thun, über sein ganzes Wesen.

Das liebende Weib ist äußerst scharfsichtig für die wechselnden Seelenzustände des Geliebten; mit fast ahnender Kraft weiß sie aus jeder Miene, jeder Bewegung und Haltung die Vorgänge seines Inneren zu deuten. Beatrice mußte Adhemars veränderte Weise bemerken. Sie glaubte, daß dem Geliebten irgend welche Unannehmlichkeiten begegnet seien, und sie suchte ihn durch verdoppelte Zärtlichkeit dafür zu entschädigen. Er schien das gar nicht zu bemerken. — Sie fühlte sich verletzt, oft durch seine Kälte empfindlich gekränkt, und ein gemessenes Benehmen sollte ihn darauf aufmerksam machen. — Vergebliches Bemühen! — Es war verzeihlich, wenn Beatrice endlich den Argwohn schöpfte, Adhemars Liebe sei vor dem Ernst der nahen Verbindung erstarrt. — Wechselnde Entschlüsse bewegten ihr zer-

rissenes Herz. Wie ersehnt war noch vor wenigen Wochen der Tag, welcher jetzt im zweifelhaften Glücke durch seine Nähe fast drohte!

Beatrice erwartete Adhemarn. Sie saß allein, den Blick zu Boden gesenkt; keine Bewegung verrieth, daß Leben in ihr sei, und in ihrer Brust wogten die Zweifel und Qualen. „Nein" — rief sie endlich — „so ertrag ich's nicht! — Er wird, er muß offen erklären, was ihn so plötzlich umgewandelt. Und ist meine schreckliche Ahnung Wahrheit." — Sie hielt inne: dem Gedanken versagte die Stimme, der Pulsschlag stockte, bis die durchbrechende Thräne auch das Blut wieder in lebendige Wallungen umtrieb. — Da trat ein Diener ein. Er überreichte einen Brief, mit den Worten: „Vom Herren Legations-Rath Tangen. — Befehlen Excellenza, daß der Jäger auf Antwort warte?"

„Er mag!" — antwortete Beatrice, die rasch das Siegel löste und las:

„Nach hartem Kampfe, meine geliebte Beatrice, habe ich den Sieg errungen. Es muß so sein, wie ich beschlossen, und sollte auch der Schmerz mein Dasein verzehren! — Von der lodernden Glut der Liebe geblendet, träumte ich, Du könntest zu mir herabsteigen, Du könntest glücklich sein in dem engeren Kreise, in dem glanzlosen Leben. Es war

ein Traum! — Du stehst auf der Höhe des Lebens, Du bist gewöhnt an fürstlichen Reichthum; wie bald und wie schmerzlich würdest Du Beides vermissen! Ich würde den Unmuth in Deinem Blicke lesen, ich würde namenlos elend sein; ich müßte mich verachten, Dein Glück dem Wunsche meines Herzens untergeordnet zu haben. O, daß die Liebe nicht allein das Glück der Menschen schafft! — Je näher ich Dir trat, je ernstlicher ich unser Verhältniß prüfte, um so lebendiger wurde die Ueberzeugung, daß der Segen unseres Bundes der Fluch Deines Seelenfriedens werden müßte. Gleichheit des Standes, des Vermögens, des Volkes, der Religion sind Bedingungen, über welche nur die Leidenschaft, nicht die wahre Liebe, leichtsinnig hinweggeht! — Beatrice, ich bringe Deinem Glücke ein Opfer, bei Gott ein schweres Opfer, unter dem das Herz schmerzlich blutet, vielleicht verblutet. — Vielleicht wäre selbst die heilige, uneigennützige Liebe, welche ich für Dich trage, dieses Opfers nicht fähig, wenn ich nicht glauben müßte, daß es Dir erwünscht sei: ich habe aus dem trüben Ernst Deines Auges die Ahnungen, die Befürchtungen gelesen, die in Deinem Inneren sich hervordrängten, je näher der Tag rückte, der Dich in die harten Ketten schlagen sollte. Nein, ich will nicht unedelmüthig sein!

Wenn Du ein Glück gefunden hast, das Deiner würdig ist, das die sichere Dauer in der Gewährung aller Deiner Ansprüche verbürgt; dann wird auch dies Herz Ruhe und Trost finden, das sich jetzt von dem Deinen so schmerzhaft losreißt. Lebe wohl! lebe ewig wohl! Adhemar."

Beatrice war über dem Lesen bleicher und bleicher geworden, farblos sank sie in den Sessel zurück, das unselige Papier krampfhaft zusammendrückend. Ein Hoffnungsstrahl schien sie plötzlich wiederzubeleben. Sie las den Brief von Neuem und rief dann aus: „Wie thöricht ist die besorgte Liebe! — Was habe ich aus diesen Zeilen herausgelesen, und was Anderes enthalten sie! — Das reinste, uneigennützigste Gefühl spricht aus ihnen: weil Adhemar mich liebt, glaubt er meinem Besitz entsagen zu müssen. Aber wie wenig kennen doch die Männer, deren Sinn immer auf das Aeußere gerichtet ist, die Innigkeit weiblicher Liebe! Nur weniger Worte bedarf's auch, um den Geliebten zu überzeugen, daß uns kein Opfer schwerer wird als das der Liebe, dem Gefühl, von welchem unser ganzes Dasein gehoben und getragen wird, zu entsagen. O, wenn ich diese Liebe in der Brust ersticken müßte: dem Leben wäre seine Sonne erloschen, mir selbst ein farbloses Schattenbild, wanderte ich über die dunkle Erde!"

Mit diesen Worten hatte sich Beatrice zum Schreiben niedergesetzt. Die Feder eilte über das Papier hin: die Schreiberin sprach aus der Fülle des Herzens. Da nahm sie auf's Neue Adhemars Brief zur Hand und las ihn zum dritten Male, dann faltete sie ihn mit zitternder Hand und verschloß ihn in dem zierlichen Kästchen zu denen, die einst der Geliebte in so ganz anderem Geiste geschrieben hatte.

„Ja, wahrlich" — sagte sie mit ruhiger, aber gepreßter Stimme, und indem sie eine Thräne aus dem Auge trocknete — „das Herz auch der besten Menschen ist ein Betrüger! Es schafft uns schöne Worte für Wünsche und Leidenschaften, es stempelt den Zwang der Nothwendigkeit zu freien Tugenden und nennt die Thaten der Selbstsucht heilige Opfer. So betrügen wir uns, oft auch Andere, und von dem Opfer unserer Selbstsucht heischen wir noch die Bewunderung unseres Edelsinns! Ich, Adhemar, kann sie Dir nicht zollen: Du fürchtest für Dein Glück, und um seiner zu wahren, giebst Du das meine verloren. Gern aber gönne ich Dir die Beruhigung und Ehrenrettung vor Dir selbst!"

Sie schellte und befahl dem eintretenden Diener: „Als Antwort auf den Brief: daß ich die Stadt bald möglichst verlassen werde! — Die Reisevorkehrungen

demgemäß zu treffen, lasse ich den Herrn Ritter Cerloni ersuchen."

Die Anordnungen sprach sie mit ruhiger, fester Stimme, dann sank sie erschöpft auf das Sopha. Nur die wogende Brust, von Zeit zu Zeit eine lebhafte Bewegung mit der Hand und ein Seufzer, bei dessen Ton sie erschreckt auffuhr, um sogleich wieder zurückzusinken: Das allein verrieth ihren innern Zustand. Selbst das Treiben, welches bald das ganze Haus durchtönte, ließ sie unberührt, bis die Kammerfrau sich die Befehle über einige Gegenstände erbat. Das erinnerte die Unglückliche an ihr Vorhaben, und sie begann nun selbst, die Sachen, denen sie eine besondere Aufmerksamkeit widmete, zu verpacken. Wie manches theure Pfand, wie manches Erinnerungszeichen selig glücklicher Stunden ging da durch ihre Hand! — Und wenn sie im stummen Schmerz das Angedenken zerrissener Liebe an die bebende Lippe drückte, dann flossen die kaum getrockneten Thränen reichlicher. So war Beatrice langsam mit ihrem Geschäft zu Stande gekommen, und Mitternacht war schon vorüber, als der Ritter Cerloni eintrat.

„Die Wagen" — sagte er — „sind gepackt, und die Postpferde stehen bereit: befehlen Excellenza, daß ich Sie hinunter geleite?"

„Wer sagte Ihnen, daß ich heute reisen wolle? —

Unmöglich können auch alle Angelegenheiten hinlänglich geordnet sein! — Lassen Sie die Postillone auf morgen Mittag bestellen."

„Sie ließen mir dringende Eile empfehlen; meinem Eifer ist es geglückt, alles Nöthige vorzubereiten. Das Uebrige wird durch Signor Giuseppe, der erst morgen nachfolgt, arrangirt werden."

„Es ist nicht nöthig, daß wir uns von dem ehrwürdigen Vater trennen; wir reisen morgen zusammen."

„Mit der größten Mühe habe ich die Vorkehrungen getroffen, und es ist nun doch wahrlich kein Grund vorhanden, sie vergeblich zu machen! Ich hoffe, Frau Gräfin, Sie werden befehlen, daß wir sogleich abreisen."

„Ich danke Ihnen, Herr Ritter, für Ihre Bemühungen; aber Sie werden nicht fordern, daß Ihre Uebereilung mir Grund sei, gegen meinen Willen, mitten in der Nacht die Reise anzutreten."

„Ich muß dennoch darauf bestehen, Excellenza!"

„Wie, Signor, diese Sprache? — Es ist mein fester Entschluß, zu bleiben!"

„Sie werden meinen Bitten nachgeben, Sie werden sogleich reisen!"

Wie ein Blitzstrahl fuhr es jetzt durch Beatricens

Seele, und zugleich rief sie aus: „Betrüger, Sie sind entlarvt! — Verlassen Sie mich auf der Stelle!"

„Ich weiß nicht, meine schöne Frau, wovon Sie reden; aber ich weiß, daß Sie mir sogleich folgen werden." — Mit diesen Worten öffnete der Ritter die Thür des Nebenzimmers, in welchem zwei Männer standen; und er fuhr fort: „Sie haben die Wahl, Madame, auf meinen Arm gestützt den Wagen zu besteigen oder sich von diesen Leuten, vielleicht nicht allzu sanft, hinabtragen zu lassen. Ihre Kammerfrau und alle Ihre Diener gehorchen nur meinen Befehlen. Durch den kleinsten Versuch, meinen Bitten nicht Folge zu leisten, würden Sie Maßregeln herbeiführen, die ich anwenden müßte, weil sie zu Ihrem Glücke dienen. Ich bin hier Ihr nächster Verwandter und Ihnen mit der höchsten Ehrfurcht, mit der innigsten Liebe ergeben: unbesorgt dürfen Sie Ihr Geschick in meine Hände legen!"

Beatrice blickte ihn Anfangs mit tiefer Verachtung an; aber je weiter er sprach, um so mehr erkannte sie ihre gänzliche Hülflosigkeit. Sie sah sich in den Händen des Mannes, den sie nie anders als mit dem lebhaftesten Widerwillen angeschaut hatte, und sie fand kein Mittel, ihm zu entgehen. Die Beängstigung durchzitterte ihren ganzen Körper, an welchem im Laufe weniger Stunden schon die heftigsten Affekte wechselnd

gerüttelt hatten. Plötzlich sank sie auf das Knie, erhob die Hand, wie bittend zugleich und abwehrend, gegen den schrecklichen Mann; aber noch ehe sie ein Wort gesprochen, war sie auf dem Boden niedergesunken.

Schon war die Sonne des folgenden Tages aufgegangen, als Beatrice wie aus dem schwersten, düstersten Traume des Lebens erwachte. Durch eine unbekannte Gegend rollte der Wagen dahin, von raschen Pferden gezogen.

Sechstes Kapitel.

Adhemar war am vorigen Abend in das Hotel der Gräfin gekommen, und der Portier hatte ihm gesagt, daß sie so eben ausgefahren sei. Es war schon spät, als er auf's Neue Beatricens Wohnung betrat und hörte, daß sie noch nicht zurückgekehrt sei. Er stieg die Treppe hinauf, um bei der nähern Dienerschaft Erkundigung einzuziehen. „Die Gräfin" — hieß es — „sei mit der Frau v. Wahl auf deren Landsitz hinaus gefahren und werde erst morgen wiederkehren." — Adhemar war betroffen über eine Rücksichtslosigkeit, wie er deren von Beatricen keineswegs gewohnt war. Unmuthig verließ er das Haus.

Am folgenden Vormittage holte ihn Delkamp, wie es gestern verabredet worden, zum Besuch einer Kunsthandlung ab. Hier war eine Sendung von französischen Gemälden und Aquarellen eingetroffen, welche die Aufmerksamkeit der vornehmen Welt in Anspruch nahmen. Die Eintretenden begegneten sogleich dem Herzog, der sie zu sich heranzog. Adhemar nahm wenig Theil an dem Gespräch, welches der Herzog und Delkamp über den Werth der Aquarellmalerei führten.

„Mir" — sagte der Herzog — „sind diese Bilderchen ganz werthlos: Zeichnung, Färbung, Ausdruck — Alles liegt, wie im Nebel, ungewiß vor dem Auge; ein Bild erscheint wie das andere, und von besser oder schlechter kann ich hier gar nicht sprechen."

„Das Auge" — entgegnete Delkamp — „muß sich nur erst daran gewöhnen, um auch hier die Unterschiede scharf und sicher herauszufühlen und zu beurtheilen."

„Freilich hörte ich oft genug, wie man mit Begeisterung von der Schönheit der Bilderchen sprach. Jede Zeit hat ihre Kunst-Spielereien, und es gehört dann zum guten Ton, sich den Sinn dafür zu erwerben. Daß dieser Sinn jedes Mal eine Vervollkommnung des echten Schönheitsgefühls und ein Fortschritt in der Entwickelung des guten Geschmacks gewesen, wird

Niemand behaupten. Für einen Modewaaren-Artikel halte ich nun auch die Aquarellen. Deshalb will ich mir nicht die Mühe geben, den lebendigen Ausdruck, die schöne Zeichnung, den warmen Ton an ihnen bewundern lernen."

„Doch möchte ich diese Gemälde für den Prüfstein des fein ausgebildeten Kunstblickes halten."

„Etwa wie jener Blick der schärfste und tiefste ist, welcher überall, auch in der Entstellung und Verkrüppelung, die Gesetzmäßigkeit der Natur erkennt und sie bewundert? — Hier kommt es allein auf ein objektiv richtiges Erkennen an; in der Kunst aber bilden objektives Erkennen und subjektives Empfinden das Urtheil. Das Erkennen geht vorzugsweise das Kunst-Genre an: was mit den Mitteln, welche für diese Art der Darstellung zu Gebote standen, geleistet ist. — Das Urtheil kann objektiv richtig sein. — Das Empfinden wird durch die Gesammt-Ausführung geweckt: ob das Kunstwerk die Kraft des Eindrucks erreichte, den es bezweckt. Dies Urtheil ist überwiegend gegen jenes andere und zugleich immer subjektiv: es richtet sich nach den Vorstellungen, die wir aus der Anschauung des Wirklichen oder von anderen Kunstwerken her zu diesem besonderen Werke hinzubrachten. Bei häufigem Verkehr mit Kunstwerken, die selbst des Charakters der

Wahrheit und Wirklichkeit entbehren, wird sehr leicht nach und nach unserer Vorstellung Das als Wirklichkeit und Wahrheit untergeschoben, was eben nur in jenen Kunstwerken sich ausprägt. — So allein ist es zu erklären, wie ganze Zeiten sich verkehrten Kunstrichtungen hingaben, und wie dann der Geschmack als der feinste und ausgebildetste galt, welcher in den Darstellungen, die jeder Naturwahrheit am Fernsten lagen, noch die Wahrheit bewunderte."

„Machen es die Menschen doch mit dem ganzen Leben so: die geschraubtesten, vernunftwidrigsten Zustände sind die gepriesensten" — warf Adhemar hin.

„Ohne Zweifel" — sagte Delkamp — „muß man den Aquarellen den Vorzug einräumen, daß sie dem Künstler gestatten, eine Fülle von Ideen rasch, leicht und anmuthig hinzuwerfen."

„Sie mögen noch manchen andern Vorzug haben: Das weiß ich nicht. Aber, glauben Sie mir, wer schöne Ideen hat, läßt sich nicht die Mühe verdrießen, ihnen auch die schöne Form zu geben. An Ideen, auf welche der Künstler nicht diese Mühe verwenden will, verliert die Welt schwerlich viel!"

„An guten Ideen fehlt's überhaupt der Welt nicht, wenn wir nur den Muth hätten, sie auszuführen" — sagte Adhemar in der kurzen Weise.

Unter den Oel=Gemälden waren die Landschaften und Seestücke das Bedeutendste. Die Auffassung der Natur, besonders in einzelnen Erscheinungen, war häufig von frappanter Eigenthümlichkeit und Sicherheit. Die Genre=Bilder zeugten zum Theil von leichter, gefälliger Behandlung des Komischen; selten ein Strahl echten Humors, für welchen dem Franzosen überhaupt der tiefe Ernst der Betrachtung und die reine Weihe des Gemüths fehlt; aber sie allein erzeugen den wahren Humor. — Die historische Seite der Kunst war nur schwach vertreten. Leben, Bewegung, theatralischer Effekt genug! — Aber große, der Geschichte würdige Ideen sind überhaupt selten, am Seltensten bei den Künstlern eines Volks, das eben dem Militär=Despotismus entrann, und welches dessen Zeit noch als seine glänzendste Epoche feiert.

Der Herzog hatte die ziemlich zahlreiche Sammlung rasch überblickt; dann wandte er sich an den Kunsthändler: „Veranstaltet man in Paris ähnliche Ausstellungen deutscher Kunstwerke?"

„Nur selten" — war die Antwort — „sieht man dort eine deutsche Arbeit. Die Franzosen achten unsere Künstler und ihre Werke nicht besonders."

„Aber wir Deutsche sollen jede fremde Pinselei wie ein Wunder verehren; und wir thun es auch ganz gut=

müthig! — Ewig bleiben wir dieselben Narren: kaum hat ein Gährungsprozeß den fremden Schmutz und Schaum herausgeworfen; kaum sind die Quellen unseres nationalen Lebens und Geistes aufgedeckt und gereinigt: so eilen wir schon wieder, sie mit fremdem Tand zu überbauen, zu verstopfen, zu trüben! — Warum leisten Sie nicht unseren vaterländischen Künstlern denselben Vorschub, wie den fremden?"

„Dabei würde ich schlechte Geschäfte machen: die **haute société** schätzt einmal nur das Fremde und besonders das Französische."

„Weil es ihr von allen Seiten aufgedrungen wird!"

„Noch mehr wol, weil sie in der Oberflächlichkeit und Halbheit ihrer Bildung und ihres Charakters mächtig von dem entsprechenden französischen Wesen angezogen werden muß" — sagte Adhemar.

„Nicht gegen die vornehme Welt" — erwiderte Delkamp — „richte Deine Anklage, sondern gegen die Künstler und Gelehrten. Mit jämmerlichem Neide setzen Sie so gern den Werth vaterländischer Tüchtigkeit herab und enthusiasmiren sich für jede fremde Albernheit."

„Fast möchte man" — bemerkte der Herzog — „die Kraft dieser deutschen Natur für unverwüstlich halten. Romanen, Slaven, Orientalen haben unsere Raçe ge-

kreuzt, und jedes Volk der Erde hat Saaten seiner Kultur auf den Boden unseres Geistes gestreut: und doch sind wir Deutsche geblieben!"

In dieser Unterhaltung waren der Herzog und seine Begleiter auf die Straße hinausgetreten und an Adhemars Wohnung gekommen. Der Herzog fuhr hier fort:

„Ich möchte doch sehen, ob der jungen Frau eine gute Aufnahme vorbereitet ist."

„Euer Durchlaucht ehren mich hoch durch Ihre gnädigste Theilnahme" — erwiderte Adhemar und forderte durch das Oeffnen der Thür zum Eintreten auf.

Adhemars Wohnung war höchst geschmackvoll eingerichtet; besonders zeugten die Zimmer, welche für Beatricen bestimmt waren, von der feinsten Eleganz. Der Herzog wußte sein Lob so zu spenden, daß es auch für Adhemar schmeichelhaft klang. Wir mögen in einer Stimmung sein, welche es wolle, es giebt eine Art der Begegnung, die uns immer angenehm erregt. Auch Adhemar wurde durch deren Zauber berührt. Und als der Herzog in dem kleinen Kabinet, wo Adhemar für sich und Delkamp das einladende Dejeuner hatte serviren lassen, es so behaglich fand, daß er sich zu dem Frühstück einlud, war Adhemar schon in der besten Laune, den freundlichen Wirth zu spielen.

„Es gehört Muth dazu" — sagte der Herzog,

durch den Lauf des Gesprächs veranlaßt — viel Muth, sich zu verheirathen."

„Und doch" — sagte Delkamp — „kommen die Feigsten am Leichtesten damit zu Stande."

„Sie" — entgegnete der Herzog — „kennen dann nicht die große Aufgabe, welche sie übernehmen; aber wer sie kennt und dennoch übernimmt, hat echten Muth. Die Sorge für das eigene Wohl ziehe ich kaum in Betracht, aber die Verantwortlichkeit für den Geist und Sinn, den der Mann in seiner Familie zu gründen, für die Tugenden, welche er in der neu erwachsenden Generation zu entwickeln hat —"

„Leidenschaften" — unterbrach Adhemar — „haben die Geschichte gemacht, Leidenschaften werden ihren Gang weiter bestimmen: was sollen diesem Geschlecht Tugenden!"

„Was sie immer gesollt haben: den Leidenschaften das Gegengewicht halten" — erwiderte der Herzog. — „Ich weiß wohl, daß der Ausdruck „große Leidenschaften" jetzt von jedem Schulbuben gehandhabt wird, um die Hebel der großen historischen Ereignisse zu erklären; und statt der alten Zucht der Tugenden, will man sich auf den Anbau großer Leidenschaften legen. Das wird nicht glücken: große Leidenschaften sind die Kinder großer Tugenden; wir haben jene aber nur erfunden, um

uns über den Mangel dieser zu trösten. Die Vertheidiger der großen Leidenschaften mögen es mir immerhin übelnehmen, daß ich sehr viele kleine Leidenschaften bei ihnen voraussetze."

„Und doch„ — sagte Delkamp — „suchen wir vergebens nach rein sittlichen Motiven für die großen Schritte in der Weltgeschichte."

„Sie ziehen nur die politischen Helden vor ihren Richterstuhl. Diese schaffen vorzugsweise das Material für den Bau der Geschichte; die Helden des Glaubens aber und der Wissenschaft geben dem Material erst die Form, den Geist und das Leben; und mit der ihnen eigenen Tendenz zur Sittlichkeit sorgen sie, daß auch die Thaten der Leidenschaft der Entwickelung zur Sittlichkeit dienen."

„Die Entwickelung zur Sittlichkeit ist noch sehr in Frage zu stellen" — erwiderte Adhemar.

„Wir haben wenigstens mit unserer Lehre von der Emanzipation des Fleisches oder der Incarnation des Geistes keinen bedeutenden Schritt zu ihr gethan" — bemerkte Delkamp.

„In jeder echten Ehe" — entgegnete der Herzog — „waren diese Dinge längst vorhanden, und sie werden es bleiben. Wenn unsere jungen Dichter und Philosophen in dem Uebermaaß der Freude, daß für ein ural-

tes Sein ein neues Wort gefunden ist — mit demselben kindischen Mißbrauch treiben, wenn sie es auf jeden elenden Genuß anwenden, den sie sich in den Armen einer Lustdirne erkaufen: so mögen sie es! Ob diese Menschen ihren Geist zu Fleisch oder ihr Fleisch zu Geist machen, ist höchst gleichgültig: sie werden mit Beiden nur Würmer füttern, und ihre Haut wird höchstens dazu dienen, daß die Nachwelt Warnungstafeln auf derselben schreibe."

Der Herzog verließ die Freunde, und für diese war es auch Zeit geworden, sich in ihre Büreaux zu begeben. Auf dem Wege, welchen sie noch eine Strecke gemeinschaftlich fortsetzten, sagte Adhemar: „Der Herzog erscheint doch in sonderbarem Widerspruch der Anschauungen und der Handlungsweise."

„Weil er" — entgegnete Delkamp — „die Dinge objektiv betrachtet, und weil er gegen sich und Andere offen und stark genug ist, den Schmutz nicht für Schmuck auszugeben, wenn er auch an ihm selbst haftet. Die meisten Menschen dagegen täuschen sich und Andere: sie lassen ihr Urtheil durch ihre Leidenschaften bestimmen und vertheidigen ihre Fehler und Schwächen unter allgemeinen Gesichtspunkten. Geistvolle und denkkräftige Menschen bringen so ihre besonderen Verkehrtheiten als allgemeine Wahrheiten in Cours. Weniger durch Lüge

und Trug, als durch die kraftvollen Apostel, welche ihren eigenen Schwächen einen Cultus stiften, wird Unwahrheit und Finsterniß über die Menschen verbreitet."

Adhemar war eben in sein Büreau eingetreten, als er zu dem Geheimrath Revers beschieden wurde. Dieser hatte ihn mit seinem Wohlwollen fast verfolgt; um so mehr fiel Adhemarn der frostig gemessene Empfang auf.

„Sie haben" — begann er — „die neuen Instruktionen für unseren Gesandten am B'schen Hofe schon ausgearbeitet?"

„Ich habe heute die Arbeit zur Unterschrift eingereicht."

Adhemar überflog ein dargereichtes Papier und sagte: „Das ist Wort für Wort meine Arbeit."

„Diese Bogen" — fuhr Revers, Adhemarn mit seinem lauernden Blick fixirend, fort — „diese Bogen müssen von einer der Personen, die gestern bei dem Herrn Minister Audienz hatten, vergessen worden sein. Seine Excellenz selbst fanden sie zu ihrem höchsten Erstaunen im Vorzimmer."

„Das ist seltsam!"

„Ja wol, höchst seltsam! — Stehen Sie, Herr Legationsrath, im Briefwechsel mit dem Minister Ronsard?"

Adhemar war durch die Frage überrascht, doch erklärte er unbefangen, welcher Art jener Briefwechsel sei.

„Stimmen diese Kopieen vielleicht mit jenen Briefen überein, die Sie an den Minister Ronsard schrieben?"

Es waren die Abschriften von vier Briefen. Adhemar las sie mit steigendem Unwillen; dann sagte er: „So viel ich mich erinnere, lese ich hier im Allgemeinen dasselbe, was ich an den Minister schrieb; aber Einzelnes ist zuverlässig entstellt, Anderes böswillig eingeschwärzt."

„Sie sehen, wie gefährlich es war, eine solche Correspondenz ohne Wissen Ihrer Vorgesetzten zu führen."

„Der Herzog Rudolph wußte um dieselbe, und sein Zeugniß wird mich hoffentlich vor jeder Mißdeutung schützen."

„Ich wünsche es; obgleich Ihr Verhältniß zu Seiner Durchlaucht —"

„Wenn mich der Herzog durch die Zeichen seiner Gnade beehrte, so wird er doch nicht, seiner hohen Stellung uneingedenk, in mir den Verräther schützen."

„Man würde das gewiß nicht annehmen, wenn nur nicht diese Briefe zusammen mit jener Instruktion gefunden wären, die auch aus Ihrer Feder floß."

„Das Ganze" — rief Adhemar empört — „ist also das Werk einer niederträchtigen Intrigue, deren Plan und Zweck ich noch nicht durchschaue, deren Enthüllung aber meine Rechtfertigung fordert!"

Der Geheimrath betrachtete Adhemarn einige Minuten, dann sagte er:

„Excellenz wollen die Sache auf sich beruhen lassen, aber Sie müßten dann sogleich Ihren Abschied nehmen."

„Ich danke Seiner Excellenz für die Gnade, durch welche ich zum Schurken gemacht werde! — Ich muß sogar auf das strengste richterliche Verfahren dringen, wenn sich im Wege der Disciplinar-Untersuchung kein entscheidendes Resultat herausstellen sollte."

„So bin ich beauftragt" — brach Revers sein Untersuchungsgeschäft ab — „Ihre Auslassungen zu Protokoll zu nehmen. Genügt es, wenn ich niederschreibe, was der Lauf unserer Unterredung ergeben hat, oder haben Sie noch fernere Erklärungen beizufügen?"

Adhemar verneinte. Das Protokoll enthielt außer seinen Erklärungen noch die, daß ihm die vorläufige Suspension vom Dienste angezeigt sei.

Adhemar fühlte sich dadurch zwar auf's Empfindlichste verletzt, doch mußte er es dem Geheimrath Dank zu wissen, daß derselbe mit feinem Takte schriftlich

vorlegte, was mündlich noch verletzender getroffen hätte.

Adhemar unterschrieb und verließ in der höchsten Aufregung den Geheimrath und das Haus des Ministeriums. Fast unbewußt richtete er seine Schritte nach der Straße, in welcher die Gräfin wohnte, als werde er in der Gegenwart der Geliebten seinen Unmuth und sein Mißgeschick vergessen. Aber schon nahe dem Hotel der Gräfin fühlte er, daß er nicht die Verstimmung verbergen, noch weniger die Sache Beatricen im beruhigenden Licht darstellen könnte. Er wandte sich zurück nach seiner Wohnung.

Adhemar mußte sich bei ruhigerem Nachdenken gestehen, daß er die Schuld schwer abweisen werde, wenn er nicht der Intrigue auf die Spur komme, welche ihn stürzen sollte. Sich an Ronsard zu wenden, würde vergeblich gewesen sein. Wußte dieser um das tückische Spiel, so war er viel zu gewandt, um nicht tausend unschuldige Möglichkeiten aufzustellen, durch welche Adhemars Briefe in tausend fremde Hände gerathen sein konnten; wußte er nicht um dasselbe, so konnte er auch Nichts entdecken. Die Instruction, das andere Zeugniß des Verdachtes, war schon von Adhemar aus durch mehrere Hände gegangen: hier konnte eine sorgfältige Untersuchung auf die richtige Spur leiten. Diese Hoff=

nung und das Bewußtsein der Schuldlosigkeit beruhigten Adhemarn so weit, als es dem Manne möglich ist, beruhigt zu sein, wenn die Ehre auf dem Spiel steht. So hatte er gegen Abend die Haltung wiedergewonnen, in welcher er vor die Geliebte treten konnte, ohne sie zu beunruhigen. Da überreichte ihm sein Jäger einen Brief. Er erkannte an der Aufschrift Beatricens Hand und hoffte einige Zeilen der Entschuldigung, daß sie sich ihm gestern entzogen — zu finden. Statt dessen las er:

„Der Unfriede herrscht in Deiner Seele und in Deinen Mienen: ich weiß ihn zu deuten. Glaubst Du, Adhemar, daß ich eigensüchtig genug wäre, auf Kosten Deines Glückes glücklich sein zu wollen? Nein, das will ich nicht! — Dich bindet kein Wort, keine Pflicht: der Liebe muß jeder Zwang, auch der moralische, fremd bleiben. Ich gebe Dein Glück zurück in Deine Hand und wünsche von ganzem Herzen, daß es Dir freundlich gedeihe! — Deine Ehre gebietet Dir vielleicht, meinen Entschluß wankend zu machen: mir gebietet die Liebe, des Weibes Ehre, treu und fest in demselben zu verharren. Um das zu können, durfte ich Dir nicht mehr in das liebe Auge schauen, nicht mehr die theure Stimme hören: gestern schon verließ ich die Stadt; und wenn Du diese

Zeilen liest, liegen viele Meilen zwischen uns. Schmerz durchbebt mich bei dem Gedanken, daß es so sein wird: daß ich getrennt sein muß, ewig getrennt von dem Theuersten der Erde! — Aber ruhig pochendes Herz! — Die Liebe, welche es nicht vermag in das flammende Herz zu greifen und sich selbst herauszureißen, wenn es dem Geliebten gilt, ist keine Liebe! — Sieh! ich erhebe mich stark und fest, unerschüttert schaue ich in die Zukunft, welche nicht elend sein kann; da die Vergangenheit eine That zurückspiegelt, welche des edlen Weibes würdig ist. — Schmerzlich allein würde ich es empfinden, wenn Du mich schwach genug hieltest, an meinem unerschütterlichen Entschlusse ändern zu können. Ich zeichne mit sicherer Hand die Worte, welche Dir ein ewiges Lebewohl sagen!

Beatrice."

Adhemar starrte auf das unselige Papier. Das Unerwartete, Ungeahnte hatte ihn so gewaltig ergriffen, daß er sich keines Gedankens, keines bestimmten Gefühls bewußt wurde; aber in seiner Brust wallte es tief auf, und Welle auf Welle stürzte im mächtigen Drange. Mit starken Schritten, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, den Kopf gesenkt, hatte er heftig das Zimmer hin und zurück oft durchmessen; endlich brach er in die

Worte aus: „Weiber! Weiber! Ihr nennt die Liebe Eure Ehre, Eure Tugend, den Inbegriff Eures ganzen Werthes; und, bei Gott! sie wär' es, wenn Eure Koquetterien, Euer falsches, trügerisches Spiel mit dem göttlichen Gefühl es nicht herabwürdigten zur Maske Eurer Eitelkeiten! Wenn Ihr lügt, betrügt, verführt, Eure heiligsten Eide und Pflichten brecht: die Liebe muß es entschuldigen! Beatrice mich betrügst Du nicht, mich reißt Du nicht hin zur Bewunderung der kalten, todten Maske! — Du kannst es nicht lassen das glänzende, reiche Leben und die Unabhängigkeit, welche Dir das freieste Spiel der Launen, die Du Liebe nennst, gestatten!" — Er ging wieder schweigend auf und zurück und knüpfte ruhiger an: „Den Vorwand habe ich ihr gegeben. Ich war mürrisch, verschlossen, vielleicht, ohne daß ich es ahnte, schroff und unzart. Wir verlangen die treue, feste Ergebenheit des Weibes, und thun doch Nichts, uns ihre Liebe zu bewahren. Einmal erworben, halten wir sie wie jedes todte Eigenthum, auf welches uns das unbedingteste Recht zusteht, aber die Liebe ist eine zarte, lebendige Pflanze! Um immer neue Blüten zu treiben, bedarf sie der freundlichsten Pflege. — Es ist mehr als Vorwand, was Beatrice mir entgegenhält: mein Betragen rechtfertigt den Zweifel an meiner Liebe. Und wenn Beatrice nun

glaubte, mir ein wohlgefälliges Opfer zu bringen? — wenn sie sich nur deshalb entschloß, die Liebe aus dem blutenden Herzen zu reißen? — Ich muß Gewißheit, ich muß von ihren Lippen die Entscheidung haben: ich folge ihrer Spur, wohin sie sich auch gewandt!" —

Er wollte sogleich zum Minister, er wollte sich Urlaub erbitten. Aber sein Muth sank, seine kaum belebte Hoffnung erstarrte: wenn er ging, so schien er sich nur der Untersuchung entziehen zu wollen, auf welche er vor wenigen Stunden noch so eifrig gedrungen; er schien seine Schuld einzugestehen: seine Ehre war für immer befleckt. — Delkamp, der kluge Mann ihm verwandt, Beatricen befreundet, mußte ihm einen Dienst erweisen: er mußte die Geliebte zurückführen! — Adhemar hatte den Gedanken kaum erfaßt, als er auch schon in des Freundes Hause war. Aber er traf Delkamp nicht daheim; Helene erwartete ihn erst spät am Abend zurück aus einer Gesellschaft. Adhemar theilte ihr den Inhalt von Beatricens Briefe mit. Sie war überrascht, betroffen; sie konnte diesen Schritt nicht mit Beatricens sonstigem Betragen reimen. Aber als sie die Umstände erfuhr, welche Adhemarn hinderten, die Aussöhnung mit der Geliebten selbst zu suchen, da sagte sie, mit weiblichem Scharfsinn kombinirend: „Zwischen den beiden widrigen Ereignissen muß ein Zu-

sammenhang stattfinden. Entweder löste Beatrice das Band, weil sie den Schlag kannte, der Deine Ehre vernichten, Dich aus Deiner bürgerlichen Stellung verdrängen soll; oder die Intrigue wurde angestellt, damit Dir die Geliebte um so sicherer entrissen werden konnte."

„Der erste Fall" — rief Adhemar — „ist unmöglich! Beatrice konnte einen so niedrigen Verrath nicht an mir begehen!"

„Das glaube ich auch nicht, und dann ist der zweite und zwar der günstigere Fall wahrscheinlich. Du wirst die Geliebte wiedergewinnen und das schändliche Spiel zugleich aufdecken. Beatricens Spur zu finden, wird Delkamp Dir seine Dienste nicht verweigern."

Adhemar glaubte bald selbst an Helenens Vermuthung, die seinen Wünschen so günstig war. Er eilte zu erforschen, wohin Beatrice ihre Reise gerichtet. Bald wußte er, daß ein Ritter Ramini für sich nebst Gemalin und Dienerschaft Pässe nach dem Süden genommen; und es blieb ihm kein Zweifel, daß diese Reisenden Beatrice und ihre Begleiter seien.

Adhemar kam mit seinen Nachrichten am folgenden Morgen zu Delkamp. „Wenn" — erwiderte dieser auf des Freundes Mittheilungen — „die Sachen so stehen, wie man gestern Abend in der Gesellschaft erzählte,

dann sind gewiß alle Versuche einer Aussöhnung mit der Gräfin überflüssig.“

„Was erzählte man?“ — rief Adhemar.

„Daß die Gräfin im Interesse eines fremden Hofes, hinter gewisse Geheimnisse unseres Kabinets zu kommen gesucht; Du warst ihr Werkzeug. Ein Zufall hat Euch verrathen; und die Gräfin reiste schleunigst ab. Um ihre Verbindung mit Dir sei es ihr nie Ernst gewesen.“

„Und als Du dies schändliche Gewebe von Lügen bestrittest —“

„Ich konnte Nichts bestreiten: man führte Thatsachen an. Es war mir peinlich genug, über einen Verwandten so erbauliche Dinge zu hören. Man brachte selbst die Vergiftung des Herzogs in Zusammenhang mit der ganzen, saubern Geschichte.“

„Welches Herzogs?“

„Nun, des Herzogs Rudolph! Sogleich nach der Rückkehr von Deinem Frühstück ist er ja erkrankt. Glücklich genug erkannte der Arzt sogleich die Symptome der Vergiftuug, und hoffentlich wird der Kranke gerettet. Beim Tode des Fürsten ist er der einzige Prinz unseres Hauses, welcher die vormundschaftliche Regierung ergreifen kann: sein Tod hätte dem Spiel der fremden Diplomatie ein weites Feld geboten. Du

siehst die Verknüpfung der wunderlichen Dinge, als deren Mittelpunkt Du gilst. Mir ist es sehr unangenehm, als Zeuge in sie verwickelt zu werden!"

Der Andrang widerwärtiger Ereignisse kann den starken Charakter wol erschüttern, aber bald erhebt sich in ihm jener Muth, der die Gefahr erkennt, umsichtig die Mittel der Vertheidigung wählt und entschlossen in den Kampf tritt. In Adhemars Auge brannte noch das Feuer des Zorns über den unwürdigen Verdacht und über das Spiel der Ränke, zu deren Opfer er ersehen schien; aber seine Entschlüsse waren schon gefaßt. Auf Delkamps Beistand rechnete er nicht mehr: er mochte von dem, der selbst an seiner Ehrenhaftigkeit zweifelte, nicht den kleinsten Freundschaftsdienst mehr fordern. Aber Beatrice mußte zurückkehren; sie mußte für seine Unschuld zeugen. Das konnte sie ihm nicht verweigern. — Von Delkamp begab sich Adhemar unmittelbar zu Edwin. Er setzte diesen von seiner Lage in Kenntniß und forderte ihn auf, die Gräfin zur Rückkehr zu bewegen. Edwin hatte für den Freund die innigste Theilnahme: er zeigte sich sogleich zu jedem Dienst bereit. Adhemar gab ihm die nöthigen Instruktionen; er reiste noch an demselben Tage.

Sich Gehör bei seinem Minister zu verschaffen und das Interesse des Polizei-Direktors für sich zu gewin-

nen, war Adhemars nächste Aufgabe. Beide Männer erklärten ihre Theilnahme für ihn; indessen nahmen die Dinge doch ihren Gang, wie sie ihn auch ohne jene Erklärungen genommen hätten.

Siebentes Kapitel.

Gewöhnliche Menschen werden durch die Angriffe auf ihre Persönlichkeit isolirt; die allgemeineren Beziehungen werden ihnen über ihren besonderen Sorgen gleichgiltig. Der bedeutendere Geist sieht in dem ungerechten Angriff auf sich zugleich die Verletzung des allgemeinen Menschenrechts. Dann fühlt er sich mehr als je im Zusammenhange mit dem Gesammtleben. Mit dem Ueberschauen seiner Lage drängten sich Adhemarn auch die Reflexionen über unsere Zustände auf. An jener war er nicht ohne Schuld, aber diese hatten ihn schuldig gemacht. Mit der tiefen Achtung vor dem menschlichen Recht, mit dem kräftigen Willen für die Tugend war er ausgerüstet. Dem unbedeutenden Jüngling hatte man es nachgesehen, daß er Recht und Tugend zur Richtschnur seiner Handlungen machen wollte, von der Wirksamkeit des Mannes forderte man, daß die

That sich den Verhältnissen akkommodire. Lüge und Täuschung, vornehme Gleichgiltigkeit gegen das Recht und anständige Härte gegen das Elend waren ihm so geläufig geworden; und sie werden es Jedem in unserem Leben, der nicht für einen exaltirten, unpraktischen Menschen gelten will.

Unterdeß war höheren Orts die Untersuchung über des Herzogs Vergiftung befohlen worden. Der Assessor von Weitenau leitete sie. In seine Hände kam auch die Untersuchung gegen Adhemar wegen Verletzung der Amtstreue. Das Disziplinar-Verfahren hatte um so weniger zu einem günstigen Resultat geführt, als dem Neffen des Geheimraths Revers interimistisch die Stelle Adhemars übertragen worden.

Schon nach dem ersten Verhören beantragte Weitenau, der Inquirent, die Verhaftung Adhemars. Wir sehen ihn unter der Anklage schwerer Verbrechen in den Kerkermauern; und in seinem Herzen brennt der tiefste Haß gegen jedes Unrecht, selbst gegen das durch Sitte und Gesetz geheiligte, von welchem unter den Millionen von Menschen nur die seltenen eine Ahnung haben.

Adhemar begriff, daß er Nichts thun könne, als die Ereignisse abwarten. Das Bewußtsein der Schuldlosigkeit ließ ihm auch in der übleren Lage die bisherige

Ruhe. Er brütete in der traurigen Einförmigkeit des Gefängnisses nicht über seine Verhältnisse, nicht über seine Verbrechen: er hatte keine zu bereuen. Das furchtbare Loos der Menschheit, ihre sittliche Erniedrigung, ihr bürgerliches Elend erzeugte ihm die Gedanken, welche der Wermuth der Seele, das Gift der Lebenshoffnungen und der Schleifstein des Geistes sind. Die Geschichte der Völker überschaute er, die Entwickelung der Menschheit verfolgte er in den feinen Fäden, die das künstliche Gewebe spannen; die Kräfte des Menschen zerlegte er bis zu den Punkten, wo ihre Elemente im Gleichgewicht stehen, welches die Einflüsse des Lebens so leicht und bald vernichten, aber so schwer und selten wiederherstellen! —

Allgemeine Gedanken sind das heilsamste Mittel gegen den besonderen Schmerz. Adhemar war oft umfangen von der glühenden Sehnsucht zur Geliebten; er erinnerte sich der köstlichen Stunden des Liebes-Glücks; er gedachte der reichen Hoffnungen, die ihrer Erfüllung so nahe geschienen. Es war Alles so anders geworden. Aber wenn der bittere Schmerz ihm an der Seele rüttelte, daß die Thräne dem Auge entgleiten wollte, dann stand er auf, durchmaß mit heftigen Schritten seine engen Räume und er sagte sich selbst: „Was bin ich? — was mein Schmerz? — Ein Tropfen in dem

allgemeinen Meer des Elends! — Ein verdorrtes Herz, eine gebrochene Kraft mehr oder weniger — sie hemmen, sie beschleunigen nicht die Räder der Zeit; sie sind des Jammers nicht werth. Wie eitel, dies kleine Selbst zu hätscheln, zu trösten, zu beweinen! Dahin rollt das große Dasein, gleichgiltig, ob es unsern hohlen Schädel, ob es unser sprühendes Hirn auf seiner Bahn zermalmt. Und verdient dies Leben, daß es auch mehr als gleichgiltig sein sollte? — Fort! fort! rollende Zeit und vergrabe mich bald in den Staub, den die Hufe deiner Rosse aufwirbeln, daß er sich hier als Glanz und Glück, dort als Schmutz und Elend einnistet. Es ist Alles Eins! Es ist Alles Dein Staub!"

Adhemar hatte sich auf einen Stuhl geworfen und blickte düster vor sich nieder. Die Thür seines Gefängnisses wurde geöffnet; plötzlich stand der Herzog Rudolph vor ihm mit der Frage: „Wie geht es Ihnen?"

„Gut! sehr gut!" — erwiderte Adhemar kalt und zerstreut.

„Das Geschick hat Sie sehr hart getroffen."

„Ja so! daran dacht' ich nicht! — Das ist zu tragen!"

„Niemand sollte geduldig tragen, was seiner unwürdig ist; und ich bin überzeugt, Adhemar, daß Sie Unwürdiges tragen, daß Sie unschuldig sind."

„Ich danke Eurer Durchlaucht für die gute Meinung.“

„Habe ich diese Kälte um Sie verdient?“

„Sie gilt nicht Eurer Durchlaucht, sie gilt mir, sie gilt dem ganzen Leben.“

„Diese Verzweiflung ist verzeihlich, dem starken Manne aber ungeziemend. — Adhemar, ich halte Sie für unschuldig — sagte der Herzog mit Nachdruck.“

„Wenn mir sonst Ihre Meinung, Herr Herzog, vom höchsten Werthe war: jetzt bin ich nicht in der Stimmung, sie zu schätzen.“

„So nöthigen Sie mich zu der Frage, durch welche ich Sie zu beleidigen fürchtete?“ — Adhemar schwieg. Die Ruhe des jüngeren Mannes bildete einen seltsamen Gegensatz zu der Erregung, welche sich in Blick und Haltung des älteren malte. Mit dem Ausdruck tiefster Liebe, die in den Zügen des ernsten Mannes immer die Schattirung der Wehmuth annimmt, fragte der Herzog: „Adhemar, regt sich keine Ahnung der Brust? — klingt meine Stimme nicht, wie eine liebe Erinnerung der Kindheit, an in Deinem Herzen? — Sohn, mein theurer Sohn!“

Oft hatte Adhemar gefühlt, daß er dem Herzoge näher stehen müsse. Er glaubte, daß der Vater zu ihm spreche und er warf sich an die väterliche Brust. Lange

hielten sich Beide schweigend umarmt, bewegt von den heiligsten und schmerzlichsten Gefühlen; dann sagte Adhemar: „Vater, Du zweifelst nicht an der Ehre Deines Sohns!"

„Ich bin reich belohnt für jede Zweifelsqual, die fremde Stimmen in meine Brust warfen! — Wußtest Du" — fuhr der Herzog nach einer Pause fort — „wie nahe ich Dir stand?"

„Ich habe die innige Beziehung zwischen uns in manchem ernsten Augenblick gefühlt, aber nie deren wahre Bedeutung geahnt. — Aber meine Mutter! — Ihr Bild schwebt mir, wie ein Traum der frühsten Kindheit, so rein, so freundlich vor der Seele! Und bin ich der Sohn des Herzogs, muß ich nicht fürchten" —

„Nichts Unwürdiges, Adhemar! Deine Mutter war das reinste, beste Weib, mein Weib auch durch Priesters Segen. Sieh'! Dein Blick erhellt sich zu diesem Wort. Legst Du ein so großes Gewicht auf die Form? — Ist sie nicht gleichgiltig, wenn eine schöne, heilige Liebe nur die Herzen verknüpfte?"

„Gewiß, wenn die Menschen und die Zustände wären, wie sie sein könnten, wenn wir überall die Wesenheit der Dinge und der Verhältnisse richtig zu schätzen und festzuhalten verständen."

„Die Wahrheit fühlt das Weib, ohne sie zu be=

greifen; und ich liebte Helenen mit dem heiligen Jugendfeuer, das an der Geliebten kein Stäubchen des Makels duldet. — Deine Mutter war die Schwester des Banquier Tangen. In der fürstlichen Kapelle wurde der Segen unseres Bundes gesprochen; der Fürst selbst und die Fürstin waren Zeugen. Den Vernunftgründen, welche geboten, daß die Ehe wenigstens vorläufig geheim bleibe, hatte ich Nichts entgegenzusetzen. Der Hauptmann Tangen also wurde mit dem Gute belehnt, welches die adlige Linie des Namens bisher besessen. Dieser Hauptmann war ich; und auf jenem freundlichen Gute verlebte ich an der Hand meiner Helene die glücklichen Tage, während deren man mich auf Reisen in fremden Ländern glaubte. Endlich riß mich der Krieg aus den Armen der Gattin, die ich nicht wiedersehen sollte. Albinens, Deiner Schwester, Leben brachte ihr den Tod."

„Ich hörte nie von einer Schwester: sie folgte wol der Mutter bald nach in's Grab?"

„Wär' sie es! — aber sie lebt: Albine Charmier ist Deine Schwester" — sagte der Herzog zögernd.

„Wie? diese Albine Bahrenfels!"

„Eine verlorene Tochter, eine verlorene Schwester!" — sagte der Herzog, indem eine schmerzliche Bewegung aus seinen Zügen sprach.

Adhemar blickte stumm und starr vor sich nieder. Theilnehmend schaute der Vater auf ihn und wollte Worte der Beruhigung reden, als der Sohn heftig ausrief: „Vater, Du hast schwer an dieser Tochter gesündigt! Die Natur hatte sie zu einem edlen, herrlichen Wesen bestimmt: Dein ist die Schuld ihrer Laster! — Warum übergabst Du sie dem buhlerischen Weibe? — warum ließest Du sie den verderblichen Händen?" —

„Höre, Adhemar! Dann verdamme mich, wenn Du kannst! — Ich wurde in der Schlacht verwundet. Die Zeitungen verkündeten meinem treuen Weibe, was ich ihr gern verborgen hätte. Ungeachtet ihre Entbindung nicht mehr fern sein konnte, trieb die Angst und Sorge um mich sie an mein Lager. Aber die Gemüthsbewegungen beschleunigten den Gang der Natur: auf der Reise erkrankte die Mutter; Albinens Geburt gab ihr den Tod. Dies unselige Ereigniß hatte im Hause der Frau von Bahrenfels Statt, deren Gemal auch im Felde stand. Sie hatte sich des Kindes mütterlich angenommen; und da ihre Ehe kinderlos war, beschloß sie Albinen für ihre Tochter auszugeben. Durch Deinen Oheim wurde ich bewogen, meine Rechte an mein Kind abzutreten. So wurde das Geheimniß meiner Ehe bewahrt, um so sicherer, als auch die Bahrenfels den verstorbenen Hauptmann Tangen für Albinens Vater hielt.

Du kennst den ferneren Gang der Ereignisse. Meine Unterstützungen, die ich durch Deinen Oheim den Bahrenfels zufließen ließ, steigerten vielleicht nur die Verschwendung der Frau. Nach dem Tode des Mannes war sie abscheulich genug, Albinens Schönheit feil zu bieten. Zu spät wurden mir die Augen geöffnet. Ich übernahm die schreckliche Pflicht, mich zu überzeugen, wie tief mein Kind gesunken; und ich glaubte die Vorstellungen des Vaters am Niederschmetterndsten und am Wirksamsten in jenem Hause der Schändlichkeit, wo ihre Tugend und Ehre schnöd geopfert worden."

„Also kennt Albine den Vater, den Bruder?"

„Nur den Vater lernte sie kennen. Sie wurde erschüttert, sank in Reue zu meinen Füßen; aber schon war es zu spät. Um nur die äußere Ehre zu retten, verband ich sie jenem Charmier."

„In dessen Händen sie völlig verderbt wurde" — sagte Adhemar bitter.

„Hätte sie ihre Versprechungen, ihre Betheurungen gehalten: Das wäre nicht geschehen."

„Alles ist doch die Folge Eurer egoistischen Geheimnisse, Eures Truges, Eurer Furcht vor dem Urtheil der Menschen! Und wie schrecklich hätten sie nicht noch den Unschuldigen treffen können, wenn ich nicht in jener Zeit so besonnen um mich geblickt."

„Ihr wart damals scharf beobachtet. Albinens Liebe, Dein Interesse für sie" —

„Und doch, wie leicht hätte die Leidenschaft Eure künstlichen Gewebe zerreißen und doppelt furchtbare Schuld heraufbeschwören können! — Daß doch alle Menschen dem Gefangenen gleichen, der im finstern Kerker, des heiteren Sonnenlichts entwöhnt, auch in der Freiheit das Dunkel der Nacht sucht! — Und warum mußte ich in der Unkunde über meine Verhältnisse die Wege und Irrwege gehen?"

„Du solltest der Mann Deiner eigenen Kraft werden; die Gunst der Geburt und des Reichthums sollte Dich nicht leicht emportragen, und der Mißgunst des Glückes solltest Du trotzen lernen."

„Und ist es also gewesen? — Wenn ich mir jetzt die Aeußerungen und das Betragen des elenden Revers vergegenwärtige: sollte er nicht gewußt haben, daß er einem Höheren diene, wenn er mir gefällig sei?"

„Der geheime Bund meiner Ehe konnte nicht ganz ohne Mitwisser sein, und von Anderen mochte er vermuthet werden. Indessen waren die Jahre verflossen, Du warst in der Stille herangewachsen, und nicht wahrscheinlich dünkt es mir, daß man Deine Spur verfolgte. Aber Revers ist schlau, und meine Theilnahme an Dir konnte er, nach seinem Charakter, nicht für uneigen=

nützig halten. Im Ganzen gelang dennoch mein Plan, und selbst die Bevorzugung, welche Dir der Geheimrath zuwandte, war wenigstens nicht ganz unverdient."

„Selbst die Ahnung des Nepotismus ist mir verhaßt!"

„Bist Du ohne Verdienst emporgestiegen, so bist Du ohne Schuld noch tiefer gefallen. Doch beruhige Dich über Beides: mit der Ueberzeugung von Deiner Unschuld kann ich für Dich handeln."

Am folgenden Morgen wurde Adhemar vor den Inquirenten gerufen. Herr von Weitenau empfing ihn mit den Worten: „Ich gratulire, Herr Legationsrath! — Sie haben nicht nöthig Ihre Schuld oder Unschuld erweisen zu lassen: Sie sind frei! Dieser landesherrliche Befehl schlägt die Untersuchung gegen Sie nieder."

Adhemar las die ihm dargereichte Ordre. „Ich darf" — sagte er dann — „dies Zeichen fürstlicher Gnade nicht annehmen und bleibe in Haft. — Lassen Sie mir gefälligst Feder und Papier verabreichen, damit ich an den Fürsten die Bitte richte, der Gerechtigkeit ihren Gang zu lassen."

„Ganz wie es beliebt; indessen, wenn es mir erlaubt ist zu rathen, benutzen Sie rasch die Gunst des Glückes: Ihre Sache liegt sehr ungünstig. Das wissen Sie am Besten."

„Noch besser, was meiner Ehre ziemt!“

Sein Gesuch an den Fürsten ging ab. Wenige Tage später hatte er schon das Schluß-Verhör, nach welchen die Akten zum Erkenntniß eingereicht wurden.

Am Abende desselben Tages begleiten wir Weitenau'n in eine der kleinen Nebengassen, welche in größeren Städten die Verbindung der Hauptstraßen vermitteln. Hier drängen sich die Menschenklassen zusammen, welche theils im unmittelbaren Dienst der vornehmeren Mitbürger der Hauptstraßen stehen, theils mühsam und kummervoll bearbeiten, was dort als Glanz und Schmuck leuchtet — der Freude, dem Hochmuth und der Verschwendung.

In einem kleinen Hause stieg Weitenau eine Treppe hinauf und trat in ein Zimmer, klein und niedrig, aber auf's Anmuthigste eingerichtet. Die eleganten Meubles waren nach den Verhältnissen des Zimmers fast nur von Miniatür-Größe, und die niedlichsten Sächelchen waren zur Zierde mit weiblichem Geschmack aufgestellt. Die höchste Ordnung und Nettigkeit bezeugten überhaupt, daß eine weibliche Hand hier walte. Nur ein Gypsabdruck der nackten Schmetterlingsfängerin nach Drake, der auf dem Sekretär stand, und eine Kopie der Liebenden nach Giulio Romano, die über dem Sopha hing, verstießen gegen die feine Weiblichkeit, welche wir sonst

durchaus anerkennen müssen. Eine junge, schöne Frau saß auf der Fensterestrade vor ihrem Putztischchen und ordnete an den Locken. Sie nickte Weitenau'n gleichgiltig den Gruß. Er trat zu ihr heran, küßte sie auf den schön geformten, weißen Nacken und setzte sich behaglich auf's Sopha. Eine Zeitlang sah er der Dame und dem Spiel ihrer niedlichen Finger in den reichen Locken lächelnd zu, dann sagte er: „Setz' Dich zu mir, Binchen, mich dürstet nach dem Honig Deiner Lippen!" — Während Albine sich erhob und ihm langsam nahte, rief er aus: „Wahrlich, Du bist doch ein schönes Weib! Welcher Schnee-Glanz der wellenden Schultern, und welcher Reiz in dem stolzen Wuchs und seiner üppigen Fülle! Nur Dich selbst kann ich mit Dir vergleichen, und doch wüßte ich nicht zu entscheiden, ob Du jetzt, ob Du damals reizender" —

„Erinnere mich nicht an jene Zeiten!"

„Sie waren doch so schön, die Zeiten unserer Jugendliebe, deren Nachlese uns noch reiche Spenden bieten soll!"

„Jugendliebe? — Du warst betrogen, wie Du mich betrogst!"

„Willst Du mich etwa überreden, Du hättest nicht in meinem Arme zuerst das volle Glück der Liebe kennen lernen?"

„Der elende Genuß mag Dir als Liebe gelten; ich kannte eine andere Liebe, und sie gehörte einem edleren Manne!“

„Etwa dem entlaufenen Kapitain? — Er war in der That ein sehr nobler Mann, so lange er Geld hatte. Schade nur, daß er selbst mit falschen Karten unglücklich spielte.“

„Charmier war ein gewöhnlicher Mensch, aber er war offen, nicht schleichend, tückisch, bübisch.“

Weitenau war solcher Komplimente von Albinen gewohnt: er nahm sie mit einem ruhig verächtlichen Lächeln auf; heute konnte er sich selbst rächen. „Ich glaube gar“ — sagte er — „Du denkst an Deine kindischalberne Schwärmerei für den Herren Adhemar Tangen? — Ja, ein sehr edler Mann und stolz dazu! — Ich bin recht neugierig, wie ihm das Sträflingskleid stehen wird.“

„Es ist nicht wahr: er ist der Verbrechen nicht schuldig, deren er angeklagt ist“ — rief Albine eifrig.

„Ich habe heute die Untersuchung gegen ihn geschlossen. Er muß verurtheilt werden. Einige Jahre Gefängniß und die offene Schande werden ihm recht wohl thun: er war von je ein naseweiser, übermüthiger Bursche!“

„Er war nur edler und klüger“ —

„Klug?“ — unterbrach Weitenau. — „Das hat er bei dieser Untersuchung wieder bewiesen. Beschränkter ist kein Schulknabe! Nicht zu fordern, daß sein Diener“ — Er hielt inne, sich besinnend, daß er im Begriff stand, Etwas zu verrathen, das er bei Albinen vielleicht nicht in sichere Hut gab. „Laß uns die Erinnerung an den Menschen wegküssen“ — fuhr er fort, indem er Albinen zu sich heranzog.

Es ist eine Erfahrung, daß die reine Jugendliebe sich von Zeit zu Zeit um so mächtiger im Herzen regt, je mehr das spätere Leben von dem Glück der Seelenreinheit abirrte. — In Albinens Brust stand Adhemar noch immer als das hohe Heiligenbild: von ihm fleht die Sünderin Erbarmen in den Stunden der Reue; vor ihm schüttet sie ihre volle Liebe aus in jenen reineren Minuten, in denen auch die Schuld sich zurückträumt zur Seligkeit der Unschuld. Albine tändelte mit Weitenau, ihre Gedanken aber waren beschäftigt mit dem Geschicke Adhemars. Weitenau hatte genug verrathen, um ihrem Scharfsinn Anknüpfungspunkte zu bieten. Von den Dienern Adhemars mußten Aufschlüsse zu gewinnen sein. Sie forschte ihnen nach und sie gerieth zunächst auf die Spur des Jägers. Er hatte inzwischen seine Wohnung verschiedene Male verändert. In der ersten derselben wußte man, daß er bei Adhemar gedient

und eine neue Condition suche; in der zweiten kannte man ihn nur als einen Jäger, der, von einem großen Gutsbesitzer zum Förster bestimmt, sich hier noch wissenschaftlich ausbilden wolle; in der dritten galt er als Candidat des Forstfaches, und man hielt ihn für vermögend. Diese Notizen dünkten Albinen verdächtig genug, aber wie sollte sie dieselben benutzen? — War Adhemar vielleicht dennoch schuldig? — konnte er nicht mit seinem Diener gemeinsame Sache haben? — Albine schwankte, was sie mit ihrer Entdeckung beginnen solle. Sie beschloß endlich, Adhemarn dieselben zu beliebigem Gebrauch mitzutheilen. Ein Gefangenwächter, auf den die Bestechung nicht wirkt, ist kaum seltner als ein Minister und Präsident, dem der Nepotismus fremd ist: Adhemars Gefängniß öffnete sich Albinen. Er war überrascht: vor ihm stand Albine, der er einst, als sie ihm noch fremd, die reinste Theilnahme geschenkt, die er jetzt, als Schwester, verachten mußte. Sie hatte das schöne Auge zu Boden gesenkt, die dichten Wimpern schatteten trüb herab; sie schwieg und zitterte dem Manne gegenüber, der ihr die schönen Jahre der Jugend und Unschuld zurückrief, die reinsten, nun verklungenen Empfindungen der Seele weckte. So stand sie, ein rührendes Bild der reizendsten Büßerin. Adhemar sagte im kalten Tone: „Welchem Motiv danken diese Kerker-

wände das Glück, die Frau von Charmier zu umschließen?"

„Sie mögen so fragen! Sie hätten mich hier nicht aufgesucht" — sagte Albine im weichsten Tone.

„Schwerlich" — erwiderte Adhemar mit erheuchelter Gleichgiltigkeit.

„Ihre Kälte soll mich dennoch nicht abhalten, Ihnen zu dienen, wenn ich es kann."

„Frau von Charmier möchte einen Undankbaren an mir finden."

„Vergebens, daß Sie Ihren Hohn gegen mich wenden! Was gilt mir auch der Legations-Rath Tangen? — Was ich thue, geschieht für jenen Adhemar, dem ich einst das heilig glühende Herz weihte, für jenes Jugendideal, das einmal dem Blick des Weibes aufgegangen, ihm ewig theuer bleibt!"

Adhemar war von den Worten der Schwester betroffen: sie redete aus der innersten Seelenstimmung. Wie tief sie auch gesunken, wie wenig Adhemar auch geneigt war, ihr ein brüderliches Herz zu weihen: die Urkraft des Besseren, die sich einst in so lebendigen, wenn auch seltsamen Klängen ausgesprochen, war nicht erstorben. Milderen Tones sagte Adhemar: „Wohl Ihnen, wenn die Erinnerung schönerer, reinerer Tage Ihnen nie verhallt!"

„Die Erinnerung“ — sagte Albine lächelnd — „ist so viel ich weiß, das angenehmste Desert, wenn Glanz, Schönheit und Macht das Diner anrichten. So lange ich diese noch zu meinen Füßen sehe, verachte ich jene nicht.“

„Kamen Sie, Madame, mir das zu sagen?“ — fragte Adhemar, „und die Aufwallung brüderlichen Gefühls war niedergekämpft.

„Nein, Herr Legationsrath“ — erwiderte Albine in der heitersten Laune. — „Das Geständniß haben Sie mir nur entlockt. Ich hätte es gewiß verschwiegen, wenn ich gedacht, daß Sie sich darüber ärgern könnten.“ — Ernster fuhr sie dann fort, Adhemarn über den Zweck ihres Kommens zu unterrichten: sie theilte ihm die Verdachtsgründe gegen seinen Diener mit.

Aufmerksam hatte Adhemar der Erzählerin zugehört; er erkundigte sich über einige Umstände näher, und sagte dann: „Ihre Theilnahme, Albine, verpflichtet mich um so mehr, als ich sie nie zu verdienen suchte; und auch den Dank muß ich Ihnen schuldig bleiben bis zur günstigen Gelegenheit.“

„Für den Legationsrath Tangen habe ich Nichts gethan! Alles galt mir jener Adhemar, dessen Bild die dunklen Flecken des Verbrechens und der Schande nicht entstellen sollen. Leben Sie wohl!“

Adhemar blickte noch lange auf die Thür, durch welche Albine rasch verschwunden war. Eine Thräne füllte das Auge und Trauer die Brust, daß die herrlichen Keime des Edlen nicht emporgewachsen zum starken Baume, in dessen Schatten die Pflanzen der Eitelkeit und Genußsucht hätten verkümmern müssen.

Dasselbe Bedauern entlockt dem Menschenkenner selbst der Bösewicht; und an den entschiedensten Charakteren der Tugend finden wir auch die schroffen Züge tadelnswerther Leidenschaften zu beklagen. Hier und dort hat die Bildung nicht nivellirt. Das ist das eigenthümliche Wesen unserer Bildung, die Tugenden zur anständigen Sitte, die wilden Leidenschaften zu zahmen Lastern, selbst zu Triebkräften des Nützlichen und Fördersamen herabzustimmen. In der Bildung höchster Potenz spielen die Fäden des Guten und Bösen so fein durch einander, daß der schärfste ethische Blick nichts Besonderes zu rühmen oder zu tadeln fände, und er das Resultat des Handelns überall als das Angemessene erkennen müßte. Nach dem Niveau strebt die ganze Körper- und Geisterwelt, und in ihm ist Ruhe, aber nicht der Tod. Auf den Spitzen der Leidenschaft, sei's für die Tugend, sei's für das Laster, herrscht eben so wenig das Glück als auf der Eisspitze des Montblanc oder auf der Feuersäule des Vesuv. Glaubt aber nicht meinen Worten, Ihr

Leser! — Die Zeit der Ruhe ist noch nicht gekommen: Leidenschaft kämpfe gegen Leidenschaft, daß sie sich erschlagen bis auf den letzten Mann, wie die wilden Schaaren des Attila und die Christuskämpfer vor Rom. In der Nacht dann mögen sie sich neu erheben aus ihren Gräbern und den unentschiedenen Streit fortsetzen im leeren Luftgebiet der Gespenster: die ewige Stadt hat den Frieden!

Adhemar hatte ernst überlegt, ob er den Verdacht gegen seinen Diener officiel machen dürfe; und er hatte sich am folgenden Morgen vor den Inquirenten führen lassen. Es war ihm die angenehmste Ueberraschung, in der Stelle des feindseligen und höhnischen Weitenau seinen trautesten Freund zu finden. Karl war wiederum an den Gerichtshof in der Residenz berufen. Er eröffnete Adhemarn, daß in der Untersuchung noch Einiges genauer zu erörtern, und er damit beauftragt sei. Der Präsident hatte Karln die Untersuchungssache wider Adhemarn zur Abfassung des Erkenntnisses zugetheilt. Es war ein seltsam unheimliches Gefühl, mit welchem Karl die Akten anschaute. Der nächste Freund seiner Jugend stand unter den furchtbarsten Anklagen, und er mußte vielleicht das „schuldig" über ihn erkennen. — Die öffentliche Meinung hatte sich Anfangs scharf gegen Adhemar ausgesprochen; seit einigen Wochen hatte sie

sich erst entschieden zu seinen Gunsten gewandt. Für das Eine sah man so wenig den Grund, wie für das Andere. Das Wetter an der Meeresküste ist kaum launenhafter als die öffentliche Meinung über lebende Personen. Das wußte Karl sehr wol. Er hatte seinen Freund seit einigen Jahren nicht gesehen; und was können einige Jahre nicht an einem Charakter ändern, der so den Schwankungen ausgesetzt erschien, wie Adhemars! — Solche Charaktere zu begeistern, ja zu fanatisiren ist leicht. Es giebt eine Begeisterung für den kalten Verstand und dessen Consequenzen. Sie tritt am Häufigsten in der Politik auf, und ist jedes Mittels fähig, um ihre Zwecke zu erreichen. Es war nicht unmöglich, daß Adhemar ihr verfallen. Der Kriminal-Richter schaut den Verbrecher und dessen Thaten zwar mit ganz anderen Augen an, als wir: sie sind ihm das Object seiner Thätigkeit, und er kann an ihnen ein ähnliches Interesse finden, wie der Arzt an den Patienten mit seltener Krankheit; aber Karln überfiel doch ein innerstes Unbehagen, als er sich niedersetzte zum Urtheil über seinen Freund. Sein scharfer Blick entdeckte indessen bald, daß die Untersuchung durchaus unvollständig geführt sei; und aus jeder Verhandlung ergab sich, daß der Untersuchungsrichter den Angeklagten vom Anfange an als schuldig betrachtete. Deshalb hatte er

nur die anklagenden, nirgends die entlastenden Momente hervorgehoben. Karl erkannte darin den unwürdigen Versuch Weitenau's, sich für die Geringschätzung zu rächen, mit der ihn Adhemar seit ihrer Universitätszeit behandelt hatte. Mit glänzendem Geist, mit dem reichsten juristischen Scharfsinn entwickelte Karl die Fehler des Inquirenten und dessen Verstöße gegen die Vorschriften des Gesetzes. Der Präsident und das Kollegium gingen auf Karls Ansicht ein: „die Untersuchung sei neu aufzunehmen, und dieselbe bedürfe einer umsichtigeren und unbefangeneren Leitung.“ — Weitenau hatte durch diesen Vorfall den Rest von Achtung, welchen er bisher noch bei Vorgesetzten und Kollegen besessen, vollends eingebüßt. Die Untersuchung zu vervollständigen oder vielmehr neu aufzunehmen, wurde Karln übertragen. So stand er als Untersuchungsrichter dem Freunde gegenüber. Die Untersuchung auf die Diener des Angeschuldigten auszudehnen, lag so nahe, daß nur Weitenau es hatte verabsäumen können. Deshalb wurde auch dem Antrage Adhemars in Bezug auf seinen Jäger sogleich entsprochen. Karl war unermüdlich. Scharfsinn, Gewandtheit, Menschenkenntniß und das leidenschaftlose Wesen, welches auch das Zutrauen des Verbrechers weckt, standen ihm zur Seite. Schon nach wenigen Tagen war der Jäger geständig. Er hatte

von dem Ritter Cerloni angeblich ein Liebespulver der Gräfin für Adhemar empfangen. Die Speise, in welche der Jäger das Pulver gethan, war bei jenem Frühstück in die Hände des Herzogs gefallen. So war die Beschuldigung, welche Adhemarn in's Gefängniß geführt, aufgehoben. Karl konnte des Gefangenen Freilassung beantragen. Dieser mußte sich indeß verpflichten, die Stadt nicht ohne vorgängige Erlaubniß des Gerichts zu verlassen.

Adhemar lebte zurückgezogen von aller Welt. Nur den Herzog und seinen Oheim besuchte er zuweilen; Karl bezeugte ihm die treuste Anhänglichkeit. Er hatte sich aus dem fernen Grenzorte die junge Gattin mitgeführt; Adhemar sah sie zum ersten Male. Ottilie war die anmuthigste Erscheinung: ihr schönes Auge hatte nie die Heftigkeit einer Leidenschaft verkündet; die feinen Formen und Züge boten das Bild der freundlichsten Ruhe; ihre sanften Worte waren der harmonische Klang des edelsten Gefühls und des kindlich klaren Geistes. Adhemar fühlte sich wunderbar beruhigt in ihrer Nähe; doch zu rasch verwischen sich die Eindrücke schöner kurzer Stunden, während eine unselige Minute das ganze Leben hindurch nachhallt. Adhemars Sinn blieb trüb, fast düster. Schritt er durch die Straßen der Stadt, in denen es geschäftig auf- und abwogte, so wurde es

ihm unheimlich unter den Gesichtern, auf denen nur Sorgen, Mühen und Leidenschaften zu lesen waren. Wie kleinlich erschien ihm das emsige Treiben! — Ein neues Kleid, eine Equipage, ein Titel — um solche Dinge ringen diese Menschen, davon träumen sie Tag und Nacht; das sind die hohen Zwecke, für welche jede Lebensader schlägt. Wer Höheres erstrebt ist ein Thor, ein bedauerlicher Schwärmer. Bedauert ihn nur, Ihr Nullitäten der Aeußerlichkeit! Er trägt in sich das Glück und den Frieden, welchen Ihr vergebens in der Anerkennung Eurer Nichtigkeiten sucht; er lebt wahrhaft, Ihr ringt Euch mühsam zum Tode hin, der auf ewig verlöscht, was Ihr habt sein wollen. Weiß noch Euer Enkel davon? — Er liest auf dem Leichensteine Eure in Gold glänzenden Namen ruhiger, als er das kleine, schwarze Kreuz auf dem Grabe des neugebornen Kindes betrachtet. So sind Eure Werke! — Waren sie Eurer Aengsten und Mühen werth? — Solche Gedanken beherrschten Adhemarn, wenn er durch die thätige Menge schritt; bitterer noch ergriff es ihn in den Kreisen der Vergnügungen und der Lust. Schmerzlich tönten dann zwischen allen den Gedanken hindurch die Empfindungen, mit denen er Beatricens gedachte. Aus der Liebe zu ihr war schon die süße Gewohnheit des täglichen Umganges geworden. Zwar wird das

Band der Gewohnheit schmerzloser zerrissen, als das der Liebe: das Gemüth leidet weniger, aber der Charakter wird erschüttert. So lag in Adhemars Brust das Chaos! — Ob sich aus ihm die innere Welt gestalten wird?

Achtes Kapitel.

Wie steht es um Beatricen? — War sie weniger unglücklich als Adhemar? — Hat sie weniger Anspruch auf unsere Theilnahme? — Die unglückliche Frau ist immer bedauernswerther als der unglückliche Mann. Sie versinkt in den Schmerz, welchen der Mann bald durch die Anstrengungen des Verstandes oder durch neue Interessen neutralisirt. Die Männer, denen das Herz zum Tode gebrochen, sind als Seltenheiten dem Gedächtniß aufbewahrt; die Frauen, welche im schrecklichen Seelenkampfe still erloschen, zählt Niemand.

Beatrice trug ein unendliches Wehe in der Brust. Ihr gegenüber saß der Mann, welcher es ihr bereitet hatte. Cerloni beobachtete mit scharfem, lauerndem Blick jede Bewegung in Beatricens Mienen; er sprach wenig, zeigte sich aber äußerst gefällig und aufmerksam

für alle Bequemlichkeiten seiner Gefährtin. Diese, in sich, in die Gedanken an ihre Lage versunken, war dafür durchaus unempfänglich. So hatte man einige Tage ununterbrochen die Reise fortgesetzt. Endlich begann der Ritter: „Sie zürnen mir jetzt, Gräfin; bald werden Sie es mir danken, daß ich Sie unwürdigen Händen entriß."

„Krönen Sie Ihr Werk: befreien Sie mich aus den unwürdigsten" — erwiderte Beatrice.

„Ich habe es um Sie nicht verdient, verächtlich behandelt zu werden! Habe ich nicht mit meiner heißen Leidenschaft gestritten? — Meine Verehrung habe ich Ihnen geweiht, meine Hingebung bewiesen, so lange ich glaubte, daß Ihrem Herzen die Liebe unzugänglich sei; aber Sie sind für die süße Leidenschaft nicht weniger empfänglich, als irgend eine glühende Italienerin—"

„Schweigen Sie!" — unterbrach ihn Beatrice gebieterisch. — „Ich bin nicht gewohnt, mich von Ihnen beurtheilt zu hören!"

„Stolzes Weib, ich wage es dennoch, um Ihre Liebe zu ringen, ich wage es, mit jenem Deutschen in die Schranken zu treten! Wenn die stärkere Liebe siegt, bin ich des Sieges gewiß! — Was wagte ich nicht für Sie, Beatrice: das Leben, irdisches und ewiges, ich werf' es hin! — Er! was hätte er für seine Liebe

gethan? — Nicht einmal seine elende, ketzerische Religion mochte er ihr opfern! — Und Beatrice, sind Sie mir nicht eine Entschädigung schuldig für die Liebe meines Oheims, die Sie mir entrissen?"

„Hätten Sie je gestrebt, die Liebe des edlen Mannes zu verdienen, nie hätte er sie Ihnen entzogen."

„Auch nicht sein Vermögen, um es Ihnen und der Kirche Ihres Oheims, des heiligen Mannes, zuzuwenden?" — sagte der Ritter, mit dem spöttischen Ton aus seiner Rolle fallend.

„Elender, ich wußte es, mein Geld wollen Sie! Mögen Sie es nehmen!"

„Und, schöne Frau, Ihre Liebe? — Seien Sie nicht hart! Gewähren Sie meinem Flehen, was Sie jenem täppischen Deutschen freiwillig zuwarfen; beglücken Sie mich durch das, was jenem gleichgiltig war!"

Beatrice würdigte ihn keiner Antwort. Mit scheinbarer Gleichgiltigkeit blickte sie zum Wagenfenster hinaus, während ihr Inneres in tiefster Aufregung wogte. Der Ritter hatte seine letzten Worte in weichem, bittendem Ton gesprochen und harrte der Antwort. Als diese nicht erfolgte, ergriff er Beatricens Hand und erzwang dadurch ihre Aufmerksamkeit, indem er sagte: „Beatrice, Sie müssen mein sein! Sie haben keine Wahl.

Schon gelten Sie als meine Gattin: ich habe alle Zeugnisse, welche meine Rechte auf Sie beweisen; Sie sind völlig in meiner Gewalt. Wir gehen durch Frankreich nach England; und finde ich dort selbst kein sicheres Asyl, so verlassen wir den Erdtheil. Ein Wort von Ihnen wird alle diese Maßregeln überflüssig machen; und auf den Knieen will ich als ein Geschenk empfangen, was ich mir ertrotzen kann. Ich beschwöre Sie, Beatrice, seien Sie gnädig gegen mich, gegen sich selbst!"

„Elender, ich verachte Sie und Ihre Drohungen!" — erwiderte Beatrice entschlossen; aber alle ihre Kraft war gebrochen und sie sank erschöpft in die Kissen des Wagens zurück.

Die Lebhaftigkeit in Beatricens ganzem Wesen bedingte sie als eine jener Naturen, deren Körper und und Geist nie ihren innigen Zusammenhang verläugnen. Jede Berührung des einen zieht den anderen in Mitleidenschaft, so daß der Mensch stets konsequent in sich ist. Die Freude leiht seinem Körper den Glanz der Frische und der Kraft, und im Schmerze welkt er rasch dahin. — Beatrice war schon am Abende des Tages so erschöpft, daß sie aus dem Wagen getragen wurde. Dennoch setzte man am folgenden Morgen die Reise fort. Der Ritter zeigte sich zärtlich besorgt, rücksichts-

voll, aber auch heute schonte er Beatricens nicht mit den Worten seiner Leidenschaft. Ihm war deren Unwohlsein ganz gelegen, ja er hatte es bei seinem Plane in Rechnung gestellt: die Leiden des Körpers brechen die Widerstandskraft der Seele bei den meisten Menschen.

Beatrice fühlte sich endlich zum Sterben matt; und in jener Stadt, wo das Glück ihrer Liebe erblühte, fesselte der Schmerz dieser Liebe sie an's Krankenlager. Cerloni mußte hier bleiben, so sehr die Eile ihn auch weiter trieb. Am zweiten Tage des Aufenthalts, als der Ritter eben das Hotel verlassen wollte, stieß er auf Edwin. Er trat diesem freundlich entgegen, war verwundert, ihn hier zu sehen, pries aber den Zufall, der ihm einen Freund Tangens zugeführt habe. „Ich werde" — sagte er — „Ihres Beistandes sehr bedürfen, um den Sinn der Gräfin zu ändern. Sie würde zu Grunde gehen, wenn sie ihrer Liebe entsagen sollte; und doch ist von ihrem Eigensinne Alles zu fürchten. Bitten, Vorstellungen habe ich vergebens angewandt, sie von dem unseligen Entschlusse abzubringen, für den sie jetzt schon mit einer zerrüttenden Krankheit büßt."

„Die Gräfin ist krank? — Ich wollte ihr so eben den Besuch machen."

„Sie hätten uns sicherlich nicht hier getroffen, wenn

der Arzt nicht auf's Entschiedenste die Weiterreise verboten. Ich fürchte sehr — sehr, daß die Gräfin eine weite Reise macht, ohne den Ort zu verlassen."

„Verstehe ich Sie recht! — so schön, so reich — es ist nicht möglich!"

„Schönheit und Reichthum sind auch Vasallen des Todes. Indem er auch ihnen die seidene Schnur schickt, beweist er seine absolute Macht. Doch die Liebe könnte sie brechen: wäre nur Tangen hier! — Konnte er nicht selbst kommen?"

„Vorläufig hinderten es die Verhältnisse."

„Er muß kommen! Schreiben Sie ihm sogleich, er muß kommen! — Die Verhältnisse lassen sich besiegen, ein geknicktes Leben nicht wieder aufrichten!"

Unter diesen Gesprächen hatte der Ritter Edwin bis an seinen Gasthof begleitet und versprach, denselben zu besuchen, um, für den Fall, daß Adhemar nicht kommen könne, gemeinschaftliche Maßregeln zur Sinnesänderung der Gräfin zu verabreden.

Edwin war sehr erfreut, Beistand zu finden, wo er ihn am Wenigsten erwartet hatte. Er hegte jetzt die zuversichtlichste Hoffnung für eine glückliche Erledigung seines Auftrags.

An der Gasttafel wurde Edwin durch die Erscheinung eines anderen Bekannten überrascht. Der Kapi=

tän Charmier hatte seine Gemalin und viele Schulden in Edwins Vaterstadt zurückgelassen; er selbst war verschwunden. Hier saß er, trank seinen Champagner und war der heitersten Laune. Er hatte Edwin traulich begrüßt, obgleich dieser ihn weniger der Person, als dem Rufe nach kannte. In der Fremde ist uns selbst der entfernteste Bekannte eine angenehme Erscheinung: Edwin war der Annäherung Charmiers entgegengekommen. Er erzählte bald von dem Zweck seines Hierseins, von der Gräfin Krankheit.

„Reiche und müßige Leute" — sagte Charmier — „haben die Zeit, aus Liebe krank zu werden. Sie sollten nur mit dem Leben kämpfen! Der Angst- und Sorgenschweiß ist ein trefflicher Ausschlag, um vom Krankheits-Stoffe der Liebe zu reinigen. Indessen bedaure ich doch die arme Gräfin: sie ist ein schönes, liebenswürdiges Weib. Ich will auch nicht verfehlen ihr meine Honneurs zu machen."

„Ich sagte Ihnen schon, die Gräfin sei so leidend, daß sie keine Besuche annimmt."

„So? — Ahnt der Ritter Cerloni wol von Ihrer Absicht? — Das ist ein schlauer Fuchs: dem trauen Sie nicht!"

„Das Mißtrauen ist eine Säure, welches dem Bande der Gesellschaft die häßlichsten Flecken einätzt: ich

nehme es nur in der entschiedensten Nothwendigkeit als Präservativ."

„Wir wollen sicher gehen: wir haben das Interesse eines Freundes zu vertreten."

Edwin hatte gelernt subtil zu denken; entschieden zu handeln, dazu hatte ihn die Nothwendigkeit nie gezwungen. Solchen Menschen dünkt jeder neue Bundesgenosse ein neuer Schritt zum Siege.

Nach Tische forderte Charmier ihn zu einem Spaziergange durch die Stadt auf; am Abende waren sie zusammen im Theater; am folgenden Morgen lud Charmier Edwin zu einem Frühstück auf sein Zimmer — denn Beide logirten in demselben Gasthofe —; dann ging er, um Nachrichten über die Gräfin einzuziehen. Nach einer Stunde, während welcher Edwin den Besuch Cerloni's empfangen hatte, kam Charmier zurück. Er hatte die Kammerfrau und den Arzt der Gräfin gesprochen. Erstere zweifelte an der Wiederherstellung der geliebten Herrin; dieser hatte vier Wochen als die kürzeste Frist für die Genesung der Patientin in Aussicht gestellt.

„Dasselbe" — sagte Edwin — „hat mir Cerloni so eben mitgetheilt."

„Dann mag er es vielleicht aufrichtig mit uns meinen, und das ist wünschenswerth."

Edwin brachte die nächsten Tage damit hin, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Nach dem Befinden der Gräfin fragte er regelmäßig an; und bald hatte sich ihr Zustand etwas verbessert, dann wieder verschlimmert. Edwin empfand schon einige Langeweile, als ihm Charmier eröffnete, daß er eine Reise in's Gebirge machen wolle. Die ersten herrlichen Tage des Frühlings lockten freundlich hinaus; die Reise ließ sich beliebig ausdehnen und verkürzen: innerhalb vierzehn Tagen konnte man schon die anmuthigsten Partien des Gebirges besuchen; und so lange währte es gewiß, ehe die Gräfin einen Besuch annehmen konnte. Das bedachte Edwin, und er bot sich dem Kapitän zum Gefährten an.

Am folgenden Morgen schon fuhren die so ungleichen Gefährten den blauen Bergen zu. Inzwischen war Pater Giuseppe angekommen. Er trat vor Beatrice; er pries die himmlische Gnade, durch welche sie aus den Händen eines Bösewichts errettet sei. Beatrice antwortete nicht.

„Ja, meine Tochter" — fuhr der Geistliche fort — „danken Sie dem Höchsten auf Ihren Knieen, daß er Sie aus den Schlingen des Elenden befreite! — Der, welcher sein Vaterland um schnöden Geldes willen verrathen kann —"

„Das hätte Tangen gethan? — Sie lügen!" — rief Beatrice entrüstet.

„Unser Herr trug ärgeren Schimpf von seinen Feinden und segnete sie: ich bin sein Diener, ihm zur Nachfolge geweiht." — Das sprach der Geistliche in so ruhigem, würdigem Ton, daß er den Eindruck auf Beatricen nicht verfehlte. Sie war nach dem Sinn ihres Volkes und ihrer Religion, gewöhnt, auch in dem Zerrbilde des römisch-katholischen Priesters noch die Macht, welche bindet und löset, zu verehren. „Ehrwürdiger Vater" — sagte sie besänftigend — „Sie hassen Tangen als einen Ketzer, und geben deshalb den Verläumdungen gegen ihn gern Gehör."

„Es handelt sich um Thatsachen, die zum Gegenstande offizieller Untersuchung geworden sind. So versicherte mir Ronsard. Hätte der Legationsrath von seinem Gehalte auch jenen Aufwand bestreiten können? Eigenes Vermögen soll er gar nicht besitzen."

„Ich werde Ronsard selbst sprechen."

Die Ruhe von den Anstrengungen einer übereilten Reise und die Befreiung von einem verhaßten Gesellschafter hatten so wohlthätig auf der Gräfin Befinden gewirkt, daß sie nach wenigen Tagen hergestellt war. Sie ließ bei Ronsard ihre Karte abgeben, und der höfliche Mann machte ihr schon am folgenden Tage den

Besuch. Er bestätigte nicht allein die Aussagen des Paters in Bezug auf Tangen, sondern er trug auch zufällig ein Zeitungsblatt bei sich, aus welchem er der Gräfin die Stelle zu lesen reichte: „Der Herzog ist nach einem Dejeuner bei dem Legationsrath T. erkrankt. Unzweideutige Spuren der Vergiftung haben sich gezeigt; der Legationsrath ist verhaftet.“

Die Thränen traten in Beatricens Augen, und still sinnend sah sie vor sich nieder; aber in ihrer Seele wogte ein harter Kampf. Adhemar war schuldig! — Die Beweise sprachen zu deutlich. Aber sie liebte auch den Schuldigen noch, und siegreich führte ihr Herz seine Vertheidigung. Was er auch gethan haben mochte, seine Beweggründe mußten edel gewesen sein!

Von der Gräfin hatte sich Ronsard zu dem Geistlichen begeben.

„Sie haben“ — sagte er diesem — „unser Spiel unglücklich gespielt; und wir hatten so gute Karten! — Warum benutzten Sie nicht Tangens Briefe, um ihn durch die Drohung, sie zu veröffentlichen, in unser Interesse zu ziehen? — Die Furcht hätte ihn an uns geknüpft, und er wäre bald ganz unser gewesen.“

„Sie schlagen den Legationsrath zu gering an: er ist in der That nicht der Mann, sich leiten zu lassen. Doch habe ich keinesweges die Art gebilligt, in welcher

die Briefe gegen Tangen benutzt wurden. Des Ritters Leidenschaft für die Gräfin und sein Haß gegen deren Geliebten hat Alles gemacht."

„Die Leidenschaft" — rief Ronsard unmuthig — „verdirbt stets die besten Pläne der Diplomatie! — Wir haben nun für die heilige Sache der Religion gar Nichts gewonnen, und obenein steht meine diplomatische Ehre auf dem Spiel."

„Was ich in Deutschland erfuhr, Herr Minister, giebt mir überhaupt wenig Vertrauen auf den vollständigen Sieg der Kirche. Die Aufklärung frißt hier wie ein Krebsschaden um sich, und sie wird am Ende auch die kräftigsten Glieder der Kirche angreifen."

„Es ist nicht so schlimm! — Das Volk in den echt katholischen Ländern hat noch eine ganz tüchtige Stirnhaut. Da prallt die Aufklärung unschädlich ab; und wir werden zu sorgen wissen, daß es noch lange so bleibe. Auch die protestantischen Fürsten treibt das Schreckbild der Revolution auf unsere Seite. Nein, ehrwürdiger Vater, lassen Sie uns die Hoffnung nicht aufgeben: sie stärkt die Kraft. Und welche Kraft ruht noch in der katholischen Welt!"

„Ich kenne sie und blicke auf sie mit Stolz! — Aber wir müßten diese Kräfte anders benutzen. Das Christenthum ist die Religion der Demokratie: auf rein

christliche Ideen ließ sich die neue Hierarchie gründen, die alle Throne überragen sollte. Dazu hat unsere Kirche allein die Kraft, und dazu ist jetzt die Zeit. Aber wir werden zögern, bis ein Mann des Volkes sich der Schlüssel Petri bemächtigt und die Pforten des Doms aufschließt, in welchen statt der Dogmen einer Kirche ein Staats- und Völkerrecht des Christenthums gepredigt wird."

„Einen so ketzerischen Gedanken wagen Sie auszusprechen, Sie, ein Diener der römisch-katholischen Kirche!" — rief Ronsard, wie entsetzt zurücktretend.

„So denke ich, aber handeln lernt' ich, wie meine Oberen es gebieten."

„Glücklich, daß die Kirche nicht kann, was sie sollte" — sagte Ronsard beruhigt. — „Ihr Gedanke ist eine Chimäre, doch rathe ich zu Ihrem Besten, daß Sie ihn nie wieder aussprechen."

Ein Diener ersuchte den Geistlichen, zur Gräfin zu kommen; Ronsard verabschiedete sich.

„Wir werden" — redete die Gräfin ihren Beichtvater an — „zurückreisen, woher wir kamen. Tangen ist mein Verlobter: ich werde sein Unglück mit ihm tragen."

„Sein Unglück ist ein Verbrechen. Das spricht Sie frei von jeder Verbindlichkeit gegen ihn."

„Darüber hat mein Gewissen zu entscheiden; es hat entschieden.“

„Excellenza, so mögen Sie denn wissen, daß es meine Pflicht fordert, Sie zu Ihrem Oheim zurückzuführen. Das wird, das muß geschehen! Machen Sie mir das Nothwendige nicht schwer durch die Härte, welche ich gegen Sie üben müßte!“

„Wie, Pater Giuseppe, bin ich Ihre Gefangene?“

„In dem einen Punkte würde wenigstens jeder Widerstand vergeblich sein. Für den äußersten Fall hat der Ritter alle Dokumente, welche Sie als seine Gemalin gelten lassen. Ihr Widerspruch würde als Geisteszerrüttung ausgelegt werden: Sie müssen uns folgen!“

Die Gräfin warf einen zweifelnden Blick auf den Priester, der ruhig vor ihr stand, fest und entschieden auf sie blickte. Sie las in seinem Auge: sie war verloren, ihre heiligsten Entschlüsse vernichtet; und aus den Thränen sprach der herbe Schmerz. Der Geistliche suchte sie zu beruhigen: zum Heil ihrer Seele habe es Gott also gefügt, daß sie dem Gebote seines Dieners folgen müsse.

Welche schmerzliche Empfindungen die Seele der unglücklichen Frau folterten, welche wechselnde Entschlüsse ihren Geist durchkreuzten, läßt sich schwerlich schildern.

Am folgenden Morgen ließ sie den Pater von Neuem rufen.

„Ich verzeihe Ihnen" — redete sie ihn an — „wenn Sie mich zum Opfer Ihres Glaubens oder der Befehle eines Oberen machen; aber wodurch wollen Sie es entschuldigen, wenn Sie mich den Händen jenes verächtlichen Menschen, des Cerloni, überliefern?"

„Wir bedurften seiner leidenschaftlichen Entschlossenheit, um Sie dem Verderben zu entreißen; jetzt sind Sie seiner Nähe entledigt, sobald Sie es wünschen."

„So lag es nicht in Ihrem Plan, daß er mich nach England, vielleicht nach Amerika fortschleppen sollte? — Nur meine Krankheit hat ihn daran gehindert."

„Ich habe von seinem Ungestüm allerdings Böses gefürchtet, und danke Gott und der heiligen Jungfrau, welche so gnädig über Sie gewaltet haben! — Sie haben Nichts mehr von dem Ritter zu besorgen, sobald Sie mir versprechen, Ihren Weg unmittelbar auf Rom zu nehmen."

„Ich werde es thun" — sagte Beatrice mit einem schweren Seufzer.

Nach einem heftigen Wortwechsel, in welchem die größere Geisteskraft und die rechtlicheren Absichten des Geistlichen den entschiedensten Sieg über den Ritter davontrugen, mußte sich dieser wieder jenem unterordnen.

Er nahm wieder seinen Platz in demselben Reisewagen mit dem Pater, und Beatrice fuhr mit ihrer Kammerfrau allein. Bald hatte man die Grenzen Deutschlands im Rücken. Beatricen war, als müßte das Herz ihr brechen in der schmerzvollen Brust.

Charmier war ein lustiger Reisegefährte. Edwin neigte sich seinem ganzen Wesen nach zu einer empfindsamen Betrachtung der Natur hin; aber für einen Dichter der neueren romantischen Schule wäre eine gesunde Empfindung unverantwortliche Philisterei gewesen. Die barocken, fratzenhaften Einfälle des Kapitains waren durchaus modern romantisch. Und das Streben, Alles zu materialisiren, entwickelt einen Kampf des kleinen Menschengeistes gegen den Weltgeist, der tragikomische Momente genug bietet. — Charmier nannte den waldbewachsenen, fröhlichen Berg einen trefflichen alten Chester-Käse, voll reichen Lebens; die düsteren Waldesschluchten genoß er als schweren Burgunder, die lichten Höhen als fröhlichen Champagner; der vom Fels stürzende Bach war ihm der unglückliche Spieler, der breite, reiche Strom ein wohlhäbiger Fabrikherr, die Quellen das Arbeiter-Gesindel, welches jenen nährt; er selbst nannte sich Reinecken den Fuchs in Gesellschaft

Lampe's, des ehrlichen Boten. Und dieser Vergleich mochte der passendste sein.

Nach etwa vierzehn Tagen hatten die Reisenden ihr Ziel im Gebirge erreicht. Am folgenden Morgen wollten sie auf dem kürzesten Wege umkehren, als Charmier verschwunden war. Schon mitten in der Nacht hatte er sich auf den Weg gemacht und zugleich den kleinen Reisekoffer Edwins, der dessen ganze Baarschaft enthielt, mit sich genommen. Edwin hielt Anfangs dies Verschwinden für einen etwas derben Scherz; als aber sein Gefährte gegen den Mittag noch nicht zurückkehrte, wurde die Sache ihm unangenehmer Ernst. Er mußte von dem kleinen Rest seines Geldes noch die Zehrkosten des Kapitains mitbezahlen; und er machte sich dann, unter unerquicklichen Betrachtungen, zu Fuß auf den Rückweg. Am Abende kehrte er in den Gasthof eines Gebirgsstädtchens ein. Er glaubte, daß Wirth und Kellner ihn mit mißtrauischen Blicken anschauten. Wer kein Geld in der Tasche hat, hegt ein gerechtes Mißtrauen gegen seine Person, und er überträgt es auch leicht auf Kellner und Wirthe. Am Morgen erklärte Edwin dem Kellner, daß ihm durch einen Unfall sein Geld abhanden gekommen sei; er bot seine goldene Uhr zum Verkauf oder auch zur Aufnahme eines Darlehns. Der Kellner ging, um, wie er sagte, seinem Herrn den

Antrag mitzutheilen, kehrte aber sehr bald in Begleitung eines Polizei-Offizianten zurück.

Dieser fragte: „Wer sind Sie?"

„Der Doktor Edwin Elm."

„Dem gehört auch wol diese Uhr?" — fragte der Polizist mit schlauem Lächeln.

„Gewiß!"

„Das glaube ich selbst" — sagte der Mann, in ein unbändiges Gelächter ausbrechend.

„Ich weiß nicht, mein Herr" — sagte Edwin empfindlich — „wie ich Ihre Lustigkeit deuten soll?"

„Das werde ich Ihnen sogleich sagen; aber zeigen Sie mir doch gefälligst Ihre Pässe."

„Sie sind mir abhanden gekommen, wahrscheinlich gestohlen."

„Aha, mein Freund! — Ich glaube Ihm gern, daß Er auch dem Doktor Elm die Pässe gestohlen hätte, wie Er ihm diese Uhr gestohlen, wenn es Ihm möglich gewesen. — Sehe Er mich einmal gerade an, mein Freund! — Das kann Er nicht! — Ich will Ihm sagen, wen ich vor mir sehe: den Johann Peter Bellerbaum, weggejagten Bedienten des Doktor Elm — das ist Er!"

Edwin, so unangenehm seine Lage auch war, mußte dem gewichtigen Mann doch in's Gesicht lachen. Das

verdroß diesen gar sehr. „Fort! Allons!“ — rief er aufgebracht — „wir werden Ihm das Lachen vertreiben! Unser Kriminal-Gefängniß macht solche Bursche gar trefflich mürbe!“

Edwin protestirte jetzt sehr ernstlich gegen den Angriff auf seine Freiheit und verlangte sein Eigenthum, die Uhr, zurück; aber vergebens! Der Mann der bürgerlichen Ruhe und Ordnung überhäufte ihn mit einem Regen von Ehrentiteln und führte ihn, unter allgemeinem Aufstande des Städtchens, in das Gefängniß. Elend und schmutzig genug war dieser Aufenthaltsort der Verbrecher, aber schwerlich fest genug, um einem entschlossenen und kräftigen Manne die Flucht zu wehren. Doch auf das Alles achtete Edwin nicht: er ging im tiefsten Unmuth auf und nieder, fluchte dem Kapitain und seinem leichtsinnigen Vertrauen, das ihn in diese Lage gebracht. Befreit mußte er wieder aus ihr werden; aber wann? — Das war eine Frage, auf welche er sich, bei der bekannten Vorsicht und Umsicht der hierländischen Polizei-Behörden keine tröstliche Antwort geben konnte. — Er trat an das, mit hölzernen Stäben vergitterte Guckloch. Es führte auf den Markt hinaus. Da stand Jung und Alt, die ganze Einwohnerschaft; und so wie nur des Gefangenen Nasenspitze sichtbar wurde, deuteten hundert Finger auf ihn.

„Die Narren! — Ist denn das Unglück so sehenswerth?“ — rief Edwin, indem er sich unmuthig abwandte. Er dachte sich jetzt zum ersten Male hinein in die Seele Eines jener Unglücklichen, zugleich die Opfer und der Schaum unserer Civilisation, welche so häufig in den Straßen der großen Städte eingefangen werden. Dort stürzt der Mann, wild, verstört, aus einem Hause; Einer, Zweie, Dreie folgen ihm mit dem Rufe: „Halt! haltet den Dieb!“ — Die verfolgende Menge mehrt sich im Moment: Weiber, Kinder, ein unabsehbarer Schwarm haftet sich den Fersen des Fliehenden an. Die Angst, die Verzweiflung giebt ihm übernatürliche Kräfte; Nichts rettet ihn! Die Zahl seiner Verfolger wächst, an die Stelle der Ermüdeten treten Andere mit frischen Kräften, von allen Seiten sieht er sich angefallen. Ermüdet bis zum Umsinken, das Herz laut pochend, der Athem erschöpft, steht er still. Im Nu umgiebt ihn eine jubelnde, schreiende, tobende Menge. Umdrängt, umschwirrt, findet der Elende das Bewußtsein wieder. Dann senkt er entweder beschämt den Kopf, oder er wirft trotzig den Nacken zurück. Wir drängen uns selbst hinzu, ihm in's Auge zu schauen; wir meinen etwas Besonderes in den Zügen dessen lesen zu müssen, der es wagte, die Gesetze der Gesellschaft zu verletzen oder ihnen zu trotzen. Jeder Dieb hat etwas Ver-

wandtes mit dem gewaltigen Eroberer, jeder Betrüger mit dem großen Diplomaten.

Am Mittage brachte der Wächter unserem Gefangenen ein seltsames Gekoch von Kohl und Kartoffeln. Edwin wies es zurück und bat, ihm Speisen aus dem Gasthause zu besorgen.

„Sehr gern; aber Geld für Speisen und Weg!"

„Nur ein Irrthum hat mich in dies niederträchtige Nest geführt; ich muß nach dem ersten Verhör frei kommen, und dann habe ich die Mittel zu bezahlen. Borgen Sie mir bis dahin."

„Ha! ha!" — lachte der Wächter — „Alle unschuldig, die hier saßen, Alle bald frei kommen, borgen. Kenne die Redensarten! Baares Geld! Sonst Nichts liefern!"

Am Abende erhielt Edwin Wasser und Brot, das er, wie das Mittagsessen unberührt ließ und dann die Nacht sehr unbequem auf einem Bund Stroh zubrachte.

Am Morgen fühlte der Gefangene einen recht auffordernden Appetit. Er war eben beschäftigt, das harte Brot zu zermalmen, als die Thür sich öffnete. Der Wächter führte ein junges Mädchen, reinlich und nett gekleidet, weinend das Gesicht in's Tuch gehüllt, herein. Sie schaute auf, und als sie Edwin erblickte, wandte sie

sich an den Führer und flehte mit eindringlicher Stimme: „Bester Herr, weisen Sie mir ein anderes Gefängniß an, wo ich allein bin!

„Geht nicht! — haben nur dies eine Gefängniß. Werden sich auch wol vertragen; kennen sich vielleicht schon; sonst kennen lernen. Viel Vergnügen!" — So grinste der Mann und schloß wieder die Thür.

Das junge Mädchen zitterte am ganzen Körper, sank in eine Ecke und verhüllte wieder, laut schluchzend ihr Gesicht.

Edwin empfand einiges Mitleid mit dem armen Wesen. Er versicherte ihr, daß sie von ihm Nichts zu fürchten habe; dann sprach er ihr mit den mildesten, freundlichsten Worten Trost ein. Anfangs schien sie taub gegen seine Vorstellungen, bald aber flossen ihre Thränen weniger heftig und endlich erhob sie das Auge gegen den Redenden. Edwin war überrascht: er sah in ein jugendfrisches, blühendes Gesicht; die schönen, schwarzen Augen glänzten zwar in einer Thräne, doch konnte der Schmerz die Schelmerei kindlichen Frohsinns, der um die niedlichen, rothen Lippen spielte, nicht ganz verbannen. Sie schaute mit nicht geringerer Verwunderung auf den Gefährten, als dieser auf sie. Edwin fragte zuerst: „Aber wie kommen Sie hierher?"

„Ich muß jetzt einsehen" — sagte sie — „daß ich

sehr thöricht gehandelt habe. Eine Tante, die mich schlecht hielt, habe ich verlassen, um zu den Eltern zurückzukehren. Gestern Abend kam ich in dies Städtchen und bot heute Morgen statt der Bezahlung dem Wirthe eine goldene Tuchnadel; da mich die Tante, um meine Absicht zu hintertreiben, aller Geldmittel beraubt hatte. Die Nadel wurde angenommen, ich aber gleich darauf verhaftet; denn legitimiren konnte ich mich nicht. So sehen Sie mich hier. Das Ereigniß ist sehr übel; aber es muß ja, wie Sie mich trösteten, ein gutes Ende nehmen. Darum will ich mit gefaßtem Muthe ausdauern."

„Die Menschen scheinen hier Jeden für einen Spitzbuben zu halten, der kein baares Geld hat: mir ist es ganz ähnlich im Gasthofe ergangen, wie Ihnen."

„Das ist sehr schön: um so besser passen wir zusammen. Sie werden sich artig betragen, und dann dürfen wir Beide froh sein, noch so gute Gesellschaft gefunden zu haben" — sagte Julie in heiterer Laune.

„Besser wär's doch, die Freiheit hätte uns zusammengeführt!"

„Wahrscheinlich hätten wir uns da weniger befreundet. Wir werden ja immer mehr durch Verhältnisse, als durch den freien Willen geleitet. Bei den Frauen ist's gewiß so; und fast glaube ich, daß es bei

den Männern nur Einbildung ihres Stolzes ist, wenn sie meinen, unabhängig zu handeln. Mir sind die meisten auch nur als Geschöpfe der Noth erschienen. Vielleicht" — setzte sie mit leichtem Spott hinzu — „ist das nur in meinem Vaterlande: Sie sind aber ein Fremder. Oder ist die Welt überall dieselbe? — wie die Menschen sagen. Das wäre recht schlimm! Ich bin doch schon achtzehn Jahr alt; aber ich habe noch wenig Freudiges gesehen, wenn ich es mir nicht selbst machte — ein Spiel mit Kindern oder einen Scherz mit erwachsenen Gecken und alten Narren."

So schwatzte Julie fort. Edwin schaute ihr recht freundlich in's lebenvolle Auge; dann erzählte auch er von seiner Heimath, von fernen Gegenden, Gebirg' und Meer. Nie war ihm ein Tag so rasch, so erquicklich verflossen, als zwischen diesen finsteren, traurigen Wänden. Am Abende hatten die Gefangenen ihre Strohlager in den entgegengesetzten Ecken ihres Raums ausgebreitet, und sie wünschten sich gegenseitig recht herzlich eine gute Nacht!

Edwin hatte von den neueren Dichter-Meistern und Gesellen die aufgeklärten Ideen eines idealen Geschlechtsverhältnisses aufgenommen. Das Fleisch war in seiner Lebensanschauung emancipirt oder der Geist inkarnirt; aber er hatte es noch nicht gewagt, bei einem Mädchen

der vornehmeren Kreise, in denen er sich bewegte, dieselben Anschauungen wiederzufinden. Hier bot sich ihm eine glückliche Gelegenheit. Dem einfachen Bürgermädchen gegenüber konnte er sich ja nicht kompromittiren! Schlug sein Versuch fehl: Niemand erfuhr es; seinem Rufe, seiner Stellung in der Gesellschaft war nicht geschadet. Mit der Hoffnung, eine echt menschliche Idee endlich zu realisiren, wälzte er sich lange auf dem harten Lager, ehe er den Schlaf fand.

Am folgenden Morgen wurde Edwin vor den Gerichtsamtmann geführt. Der große, hagere Mann mit dem gelben Gesicht, dessen ganze Röthe sich in der starken Nase konzentrirt hatte, drückte eins der grauen Augen zu und fixirte einige Minuten den Inquisiten, bevor er begann: „Wie heißt — heißen Sie?"

„Edwin Elm."

Dann folgten die gewöhnlichen Fragen nach Stand, Alter, Geburtsort, und mit der Frage: „Warum sind Sie verhaftet?" — wurde zu der peinlichen Untersuchung geschritten.

Der Inquisit erzählte einfach und unbefangen alle betreffende Umstände.

„Das hört sich ganz gut an; aber die gefangenen Vögel singen am Besten" — sagte der ungläubige Richter. — „Doch, warum machen Sie uns die Sache

so schwer? — Gestehen Sie nur, daß Sie der Johann Peter Bellerbaum, der Bediente des Doktor Elm sind, dessen goldene Uhr Sie vorgestern dem Wirth im hôtel d'Allemagne zum Verkauf boten. Ihr Läugnen hilft Ihnen nichts: der Doktor Elm hatte erst am Tage zuvor sich auf der Bürgermeisterei gemeldet, seine Pässe vorgezeigt, Sie und die entwendete Uhr genau beschrieben und auf Ihre Verhaftung angetragen, wenn Sie sich hier zeigen sollten. Hier ist das Protokoll darüber! — Wie nun, mein Freund?"

„Ich kann nur glauben, daß der Kapitain Charmier mir zu meiner Beraubung noch diesen argen Streich spielte, wahrscheinlich, damit er um so sicherer meiner Verfolgung entgehe. Hätte der Herr Bürgermeister die Pässe mit der Person verglichen: der Betrug würde sogleich entdeckt sein. Daß Charmier nicht blondes Haar, nicht blaue Augen, nicht die gewölbte Stirn hat und älter ist als sechsundzwanzig Jahr — sieht Jeder ohne Brille."

„Hm!" — sagte der Herr Amtmann, rieb sich unentschlossen die Stirn und wollte den Gefangenen wieder abführen lassen, als dieser noch um Erlaubniß bat, an den Gesandten seines Vaterlandes, der ihn persönlich kenne und legitimiren werde, schreiben zu dürfen. Das war dem Richter selbst eine willkommene Auskunft,

überhob ihn mancher lästigen Schreibereien; und das Gesuch wurde bewilligt.

Als Edwin entlassen war, wurde Julie vorgeführt. Ihre Sache war weniger verwickelt als die Edwins. Nach dem abgeschlossenen Verhör ging sie den gewöhnlichen Gang der Recherche über die Wahrheit ihrer Auslassungen.

Julie sah jetzt voll Freude ihrer Freiheit entgegen. In dem Gefühl redete sie so fröhlich und kindlich von Eltern und Geschwistern; und Edwin sollte sie kennen: er müsse sie besuchen, sobald er frei werde, und sie freute sich schon auf das Wiedersehen. Edwin saß dann neben dem lieblichen Mädchen, faßte ihre Hand und schaute ihr träumerisch in das schöne Auge; aber nie redete er ein Wort von Freundschaft, von Liebe, von Empfindung. Julie war bei aller Einfachheit und Unschuld zu klug, um nicht das Gefährliche einer solchen Unterhaltung in ihrer Lage zu ahnen. Sie hätte sich durch Spott gegen die Gefahr geschützt; und es hätte Edwin das Herz verwundet, sein Gefühl von Julien mißhandelt zu sehen. Edwin war ein schwacher Charakter, aber er war nicht böse, vielmehr besser als seine Ansichten.

Acht Tage hatten die Gefangenen in ihrer seltsamen und für Julien so gefährlichen Lage zugebracht, als die

Thür des Gefängnisses sich öffnete, und ein schlicht gekleideter Mann, kräftig gebaut, mit verständigem Gesicht hereintrat. Julie sprang freudig auf und warf sich dem Vater in die Arme. In männlicher Weise erwiderte dieser die Liebkosungen seiner Tochter. Da wurde er Edwins gewahr; sein Gesicht verfinsterte sich, und er fragte den Wächter: „Hat meine Tochter das Gefängniß mit dem Manne getheilt?" —

„Ging nicht anders!" — erwiderte kurz der Gefragte.

„Ich denke zu gut von meinem eigenen Fleisch und Blut, um Arges zu fürchten; aber welcher Verantwortlichkeit macht sich eine Regierung schuldig, die so der Sitte und dem Anstande Hohn spricht!"

„Deßhalb noch nicht zur Verantwortung gezogen die Regierung" — sagte der Mann mit seiner grinsenden Gleichgiltigkeit.

„Der Herr Doktor Elm" — nahm Julie, auf Edwin deutend, das Wort — „erduldet aus ähnlichem Grunde, wie ich, eine unverschuldete Gefangenschaft. Ich bin ihm um so mehr den lebhaftesten Dank für sein edles Benehmen schuldig, als ich eben so leicht hier jeder Rohheit hätte ausgesetzt sein können."

Der Vater schüttelte dankend und scheidend dem jungen Manne die Rechte; auch Julie reichte dem

lieben Genossen ihres Ungemachs die Hand und sagte: „Wir sehen uns doch wieder!" — Mehr noch sprach die Thräne in dem schönen Auge, welche Edwin, ungesehen von Vater und Wächter, hinwegküßte. Julie trat überrascht zurück, doch der Blick zürnte nicht, mit dem sie ihm ein letztes Lebewohl zuwinkte.

Nur wenige Stunden später wurde Edwin zum Amtmann beschieden. Freundlich blinzelnd trat dieser seinem Gefangenen entgegen und sagte: „Ich war auf den ersten Blick von Ihrer Unschuld überzeugt: man erwirbt sich Menschenkenntniß als Inquirent. Aber die Sache mußte doch ihren gesetzmäßigen Gang gehen. Es freut mich, daß ich mich in meinem Vorurtheil nicht irrte. Sie sind frei. Hier ist Ihr Reisekoffer und ein Brief, Beides von Ihrem Gesandten, und hier Ihre Pässe!"

Edwin fand in seinem Koffer Alles, Geld und Sachen, unberührt. Aus dem Briefe des Gesandten sah er, daß Koffer und Pässe von dem Kapitain Charmier im Gesandtschaftshotel zur Aufbewahrung abgeliefert worden. Edwin mußte also auf seine erste Vermuthung zurückkommen, daß der Kapitain sich einen unfeinen Scherz mit ihm erlaubt habe. Die Ungezogenheit empörte ihn mehr, als es der Diebstahl gekonnt hatte. Er war entschlossen ernstliche Genugthuung zu fordern.

Der Befreite hatte sogleich Extrapost genommen; und am folgenden Tage holte er Julien und ihren Vater ein. Er nahm die Aufforderung des Vaters an, den Rest der Reise mit ihnen gemeinschaftlich zu machen. Herr Werkmann war ein Schreinermeister, so verständig und praktisch-klar gebildet, wie wir jetzt Männer des Handwerkerstandes häufig treffen. Solche Männer sind für die Gelehrten und Beamten, besonders für die in den niedrigeren Regionen, gehaßte Erscheinungen. Es ist ärgerlich, wenn ein Mensch, von dem man nur Gehorsam im Glauben und Handeln erwartet, sich untersteht die Privilegien auf Wahrheit und Recht in Zweifel zu ziehen! — Edwin war weder ein Gelehrter, noch ein Beamter, also gefiel ihm der Mann, und um so mehr, als er Juliens Vater war.

Meister Werkmann sagte: „Sie haben mich vielleicht im Verdacht, meiner Vaterpflichten wenig eingedenk gewesen zu sein, als ich Julien zu meiner Schwester gab. Es ging mir da, wie so häufig im Leben: man setzt die Faktoren fremder Eigenthümlichkeit in beliebigen Größen an, und das Produkt der wahren Faktoren setzt uns dann in Erstaunen. — Ich gedachte Juliens Glück recht fest zu gründen, wenn sie die Gunst ihrer wohlhabenden, kinderlosen Tante gewänne; ich bedachte nicht, daß der

Geizige seine Gunst Niemandem schenken kann, den er nähren und kleiden soll."

Der Vater beherrschte überhaupt das Gespräch; und so blieb es an praktischen Dingen stehen.

Edwin hätte lieber nachgeholt, was er im Gefängnisse verabsäumte — eine Anatomie des Herzens und der Empfindungen. Aber dazu taugte die Gegenwart des Vaters nicht. Die innigere Beziehung zu Julien, welche der Abschiedskuß angeknüpft hatte, setzte sich nur fort in den kleinen, zweifelhaften Zeichen einer erwachenden Neigung.

Am Ziel der Reise eilte Edwin zunächst nach dem Hotel der Gräfin. Er hörte, daß sie ihre Reise nach Italien schon vor einigen Wochen angetreten habe. Edwin war überlistet. Das sah er jetzt. Er war sehr unmuthig, das Vertrauen des Freundes so wenig gerechtfertigt zu haben. Er hatte gehofft, nach der Rückkehr von seiner Gebirgsreise den günstigsten Bericht über seine Sendung an Adhemar abstatten zu können; jetzt beschloß er, seinen Bericht mündlich zu machen, wol nur, weil ihm das Unangenehme so weiter hinausgeschoben wurde.

Mit dem Besuche bei Juliens Eltern, zu welchem der Vater ihn aufgefordert hatte, zögerte Edwin nicht lange. Er fand in der Mutter eine noch recht hübsche,

rasche Frau, die ihn freundlich empfing, weil die Tochter so viel Gutes von ihm erzählt hatte. Juliens Geschwister waren Kinder in kräftiger Gesundheit, von offenem Wesen und gegen Edwin bald sehr zutraulich. Die Familie befand sich durch Juliens Rückkehr überhaupt in einer Stimmung höheren Wohlbehagens, welche sich auch dem Fremden mittheilte. Aber auch nur einen Augenblick Julien allein zu sprechen, schienen hier die Umstände ganz zu verbieten. Deshalb ergriff Edwin beim Abschiede, als Julie ihm die Treppe hinunterleuchtete, die Gelegenheit, ihr zuzuflüstern: „Morgen um sieben Uhr in dem Garten vor dem Südthore!" —

Julie schien auf seine Worte nicht geachtet zu haben, dennoch fand sich Edwin schon vor sieben Uhr in dem Garten ein. Der Zweifel, ob Julie kommen würde, machte ihn unruhig; sie kam mit dem Glockenschlage. Sie war sehr niedlich gekleidet und sah allerliebst aus! — Edwin eilte ihr freudig entgegen, ergriff zärtlich ihre Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, Julie, daß —"

„Daß ich" — unterbrach sie scherzend — „Etwas that, was ich nicht hätte thun sollen! Und warum fordern Sie meine Dankbarkeit so heraus?"

„Fühlen Sie nicht Julie, daß ich Ihnen, ehe wir für immer scheiden, Etwas zu sagen habe?"

„Wenn Sie von Trennung sprechen, dann sollten

Sie gewiß verschweigen, was Sie mir sagen wollen" erwiderte Julie mit naiv-schlauem Lächeln.

Edwin wußte nicht, wie er mit dem Mädchen daran war, doch antwortete er: „Die Liebe muß sich bekennen ohne zu fragen, wie sie enden werde."

„Das ist in meinem Stande nicht Sitte. Ich muß allererst fragen: wie wird's enden?" — Sie sagte das noch im leichten Ton, dann schaute sie Edwin innig traulich an und sprach bittend: „Nein, Edwin, suchen Sie nicht, mich unglücklich zu machen! Das wäre so leicht und Ihnen wahrlich keine Ehre: Sie sind ein kluger Mann und ich ein einfältig Mädchen!"

Die natürliche Rede bewegte Edwin tief. An die Möglichkeit einer ernsten Verbindung mit dem schlichten Bürgermädchen hatte er freilich nicht gedacht; aber eben so wenig war es seine Absicht, Julien unglücklich zu machen: ohne Ueberlegung hatte er sich von der Anregung seines Gefühls leiten lassen. Jetzt war er zur Entscheidung gedrängt und mit bewegter Stimme sagte er: „So sei denn diese unsere Abschiedsstunde! — Möge Dich ein Mann heimführen, Julie, der Deiner werth ist, der Dich innig liebt, den Du wieder lieben kannst! Lebe wohl!"

Sie hatte es geschehen lassen, daß er den Arm um ihre Schulter legte, daß er einen Kuß auf ihre Lippen

hauchte. Aber als er sich abwenden wollte, fiel eine Thräne aus ihrem Auge, sie zitterte, sie drohte zu sinken. Er reichte ihr den Arm, sie stützte sich auf ihn und sagte endlich aus tiefer Brust: „Muß es denn so plötzlich sein? — Lassen sich freundliche Bande nicht anders als schmerzlich lösen? — Bleiben Sie noch, Edwin! Wir sehen uns in dem Kreise der Meinen, wir sprechen von gleichgiltigen Dingen, und wir hören doch an dem Ton der Stimme, daß sie nicht gleichgiltig sind, weil wir sie für einander sprechen; dann, wenn Sie reisen müssen, sagen Sie: übermorgen verlaß ich Euch! — aber schon am folgenden Tage bringt ein Bote das Billet, in welchem Sie schriftlich Abschied nehmen; weil die Abreise schon heute geschehen mußte. So scheiden wir wie traute Freunde, nicht wie unglücklich Liebende."

„Julie, Sie sind ein liebes, verständiges Kind; mit Ihnen kann ich vielleicht die schwere Probe bestehen!"

„Was ist da zu bestehen!" — sagte Julie mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit. — „Haben wir doch acht ganze Tage zusammen gelebt, und es ist Ihnen das närrische Wort „Liebe" nicht eingefallen. Aber ich darf es auch nicht mehr von Ihnen hören! das müssen Sie mir versprechen."

Armes Kind! läßt sich mit dem Worte das Wesen verbannen? — Es giebt Wörter, die durch das Gesetz

geächtet sind, die eine kluge Politik selbst lächerlich machen konnte; aber ihr Wesen lebt in der Brust der Völker und spottet endlich jeder Klugheit! —

Es waren die schönsten Tage des Frühlings; Alles glühte voll Leben und Liebe.

Edwin trat jeden Abend zu Juliens Eltern ein. Am Tage hatte er in den Schätzen der Kunst und Wissenschaft geerntet: der Abend bot die glücklichste Erholung. Julie winkte ihm freundlich lächelnd zu, die Mutter reichte ihm traulich die Hand, die Kinder sprangen ihm munter entgegen; denn gewöhnlich ging's hinaus in's Freie, oft in Begleitung der Mutter, auch wol ohne sie. Edwin ging neben Julien, die Kinder sprangen um sie herum, die Jungen wild, die Mädchen zierlich. Julie konnte an der ernstesten Unterhaltung ein lebhaftes Interesse nehmen; das empfindsame Gespräch mied sie durch heiteren Scherz, durch lachende Laune. Und doch, wenn sie schweigend neben dem Geliebten schritt und der scheidenden Sonne nachschaute oder der fröhlichen Lerche, die singend zum Himmel emporkreiste — dann wurde es ihr recht schwer im Herzen, daß sie aus tiefer Brust aufathmete.

Wenn Julie in Allem recht verständig und in ihrer munteren Laune selbst geistreich war, so vermißte Edwin doch gar bald an ihr den Ton, die Sitte und die ge-

schmeidige Gewandtheit der vornehmeren Stände, in denen er sich zu bewegen gewöhnt war. Julie hat kaum eine Ahnung von den stereotypen Gesellschaftsformen. Alles ist bei ihr wahrer Ausdruck innerer Zustände. Wenn Edwin durch die natürliche Liebenswürdigkeit hingerissen, dem Gedanken einer Verbindung mit ihr nachhing; dann machte er wol den Versuch, sie in den Formen der Gesellschaft zu unterrichten. Julie fand das Alles höchst närrisch, und sie ließ sich von Edwin nur berichten, um recht lustig darüber zu lachen.

Der Spott über den Katechismus, in welchem wir groß gewachsen sind, verletzt selbst dann noch, wenn er für uns längst seine Ehrwürdigkeit verloren hat. Für Edwin war der seine selbst noch heilig: er war noch auf Niemand gestoßen, der es gewagt hätte, das offen zu verspotten, was gebildete Sitte und vornehmer Anstand heißt. Diesen Spott von Julien zu hören, war ihm sehr empfindlich. Mit einer Frau in der Gesellschaft aufzutreten, der es an dem gebildeten Ton fehlte — der Gedanke war ihm wahrhaft peinlich. Dennoch steigerte sich sein Gefühl für Julien: er konnte dem Zauber einer blühenden Jugend, einer natürlichen Anmuth, einer edlen Gesundheit des Gedankens und des Gefühls nicht widerstehen; aber ihre gesellschaftlichen Tournüren! —

Wochen, Monate vergingen; Edwin hatte oft an

die Rückkehr gedacht; im Augenblick der Ausführung war ihm der Abschied zu schwer geworden. Da trat am frühen Morgen Juliens Vater zu ihm ein. Der Besuch war unerwartet; Herr Werkmann zögerte nicht, auf dessen Zweck zu kommen.

„Sie können, Herr Doktor" — begann er — „an meinen wahrhaft aufrichtigen Gesinnungen gegen Sie nicht zweifeln —"

„Gewiß nicht!" — unterbrach Edwin. — „Das Wohlwollen, mit dem Sie mir in Ihrem Hause begegneten, verpflichtet mich zum herzlichsten Danke."

„Dann werden Sie dem Vater eine Bitte gewähren, die er im Interesse seines Kindes an Sie richtet."

„Ich ahne, was Sie sagen wollen: ich habe Ihre Güte mißbraucht; ich weiß es. Die Ruhe Ihrer Tochter, meine eigene fordern die Trennung."

„Sie wird in der That nothwendig! — Ich habe ein sicheres Auge für gewöhnliche Zustände."

„Heute Abend erlauben Sie mir noch einen Besuch; morgen reise ich."

Am Abende kam Edwin. Alle traten ihm fröhlich entgegen, wie sonst. Er ging mit Julien und den Geschwistern vor's Thor. Sie nahmen den Weg durch die Hügelkette, an welche sich die Stadt lehnt. Zwischen den hohen Baumgängen wandelten sie hin, durch deren

dichtes Laub die goldenen Lichter der Abendsonne tanzend spielten oder glänzende Strahlen zogen; die Drossel lockte zur Abendruhe, die Wipfel der Bäume rauschten ihr Nachtgebet, und die Glocken der Stadt sangen es über einem ermüdeten Wanderer. — In solchen Momenten regt sich's unheimlich in dem erstarrten Gemüth: es fühlt den Jammer der reinen Verstandesinteressen; aber die glühendere Seele hört Klänge der Seligkeit, verheißende Worte heiliger Hoffnungen! —

Edwin ging stumm neben Julien. Er wollte sprechen; er wollte mild den Schmerz des Abschieds in freundliche Worte kleiden; aber er blickte in Juliens Auge: es glänzte vom reinsten Glück. Das konnte er nicht vernichten.

Ein Bach rinnt im schmalen Bette zwischen den Hügeln hin, dem nahen Flusse zu. Es führt ein Steg hinüber, aber ferner, und die kleine Gesellschaft wollte heimkehren. Edwin sprang leicht auf das andere Ufer und suchte auch für Julien und die Geschwister einen Uebergang. Er fand ihn nicht.

„So schmal, Julie" — sagte er — „ist die Grenze, welche uns scheidet; so nahe liegt auch heute und morgen in der Zeit neben einander, und sie können uns scheiden!"

Julie erblaßte; Edwin war wieder zu ihr zurückgekehrt, und sie lehnte sich auf seinen Arm.

„Es muß sein, Edwin; ich fühl' es: auch dem Herzen wird die Last schwerer mit der Pilgerfahrt, die keine Erlösung verheißt."

„Die Pilgerfahrt führte uns durch das herrlichste Thal der Erde; aber es konnte nicht unser Eigenthum werden! Und wär' es unser geworden, wir hätten es uns gegenseitig zerstört."

Julie zerdrückte die Thräne im Auge, als sie sagte: „Ich muß Ihnen glauben, wenn auch der Gedanke das Herz durchschneidet! — Haben Sie die Trennung heut beschlossen, so lassen Sie es hier sein! Hier athmet sich der Schmerz freier aus; im engen Zimmer, im Kreise der Meinen würde er mich erdrücken. Der Bach trennt uns, er sollte uns ja schon scheiden: ich konnte nicht zu Ihnen hinüber. Leben Sie glücklich!"

Edwin ergriff ihre beiden Hände, blickte sie innig schmerzlich an, preßte einen Kuß auf ihre reine Stirn und war jenseits des Baches sogleich im Gebüsch verschwunden.

Als die Kinder fröhlich zurückgesprungen kamen, um Edwin und der Schwester einen Trauermantel zu zeigen, den sie eingefangen hatten, saß Julie am Bache und schaute sinnend in die fortströmenden Wellen. Eine Thräne hing an den langen Seidenwimpern.

„Wo ist der Doktor?" — riefen die Kleinen.

„Er ist abgerufen; er kehrt nicht wieder" — antwortete Julie.

Schweigend, als verständen sie den Schmerz der Schwester, gingen die Kinder neben ihr zur Heimkehr.

Die Blumen des Sommers verblühten, Juliens Frohsinn war erstorben; der Herbst wehte rothe Blätter von den Bäumen und die Röthe von Juliens Wangen; der Winter bekleidete die Erde mit der weißen Decke, unter ihr ruhte auch Julie.

Edwin entwarf auf der Rückreise den Plan zu einer Novelle; Julie glänzte da in den frischesten Farben. Das war die beste Dichtung, welche Edwin schrieb. Ihr folgten nur grelle Bilder verkünstelter Seelen-Zustände.

Als Edwin endlich seinem Freunde Adhemar den Bericht über die verfehlte Mission mündlich abstatten wollte, fand er denselben nicht mehr in der Stadt.

Neuntes Kapitel.

Adhemar war zerstreut, blaß, düster geworden. Der Herzog betrachtete ihn mit der zärtlichen Sorgfalt eines Vaters, der den einzigen Sohn zu verlieren fürchtet. Er glaubte, daß der Aufenthalt in der Stadt viel

Peinliches für Adhemar haben müsse, bevor sein Prozeß entschieden sei. Deßhalb wirkte er für ihn die Erlaubniß aus, sich auf das Gut Tangen begeben zu dürfen.

„Du kannst" — sagte der Herzog, als er Adhemarn die Erlaubniß mittheilte — „Du kannst bei dieser Gelegenheit gleich Besitz nehmen von dem Gute; denn es gehört Dir. Bisher ist es auf den Namen Deines Oheims bewirthschaftet worden. Du solltest erst an Deinem dreißigsten Geburtstage oder an Deinem Hochzeitstage, wo sich erwarten ließ, daß Du Deine Lebens-Stellung Dir selbstständig errungen — die Mittel ganz kennen lernen, welche Dir zu Gebote standen. Die Umstände haben Alles anders gefügt."

„Für die Sorge um meine selbstständige Entwickelung kann ich Dir, Vater, nicht genug danken! Was ich durch sie gewann, betrachtete ich als mein einzig wahres Eigenthum. Deßhalb laß mich auch die Uebernahme des Gutes noch ablehnen, um so mehr als ich jetzt nicht geeignet bin für die Aufregungen, welche sich an eine solche Gelegenheit knüpfen."

So kam Adhemar nur als Gast auf seinem Gute an. Es war in der Nacht; aber der Verwalter hatte den Gast erwartet. Herr Livon war seit fünfundzwanzig Jahren in dieser Stellung. Seine Rechtlichkeit und Tüchtigkeit waren anerkannt: er hatte hier durchaus

unabhängig, nach eigener Einsicht gewirthschaftet. Er durfte sich als Herrn des Hauses betrachten, und als solcher empfing er Adhemarn. Obwol schon im höheren Mannesalter, trug Herr Livon seine hohe Gestalt noch kräftig aufrecht; die edleren Organe des Kopfes waren reich entwickelt; die Züge waren stark gezeichnet, aber durchkreuzten sich nirgends. So trugen sie jene Einfachheit des Ausdrucks, der wir vorweg Klarheit des Verstandes und Bestimmtheit des Charakters zugestehen. Die Freundlichkeit solcher Menschen hat etwas ungemein Wohlthuendes. Herr Livon führte Adhemarn in's obere Stockwerk. Neben dem Schlafgemach lag zur einen Seite der Saal, zur anderen ein geräumiges Zimmer, beide waren nicht mehr im neusten Geschmack, doch reich meublirt. Adhemar wählte den Saal zu seiner Wohnung: Gedanken, welche über die Wirklichkeit der Gegenwart hinausgehen, lieben weite Räume.

Als Adhemar die gebotenen Erfrischungen abgelehnt, wünschte der Wirth ihm eine gute Nacht. Adhemar war von der Reise ermüdet; dennoch ergriff er ein Licht, ging durch den Saal und durch die anstoßenden Zimmer. Nur die Jahre der unbewußten Kindheit hatte er hier verlebt; jede Erinnerung fehlte ihm, und doch redete ihn Alles so bekannt, so vertraut an; aber es waren nur todte Räume: keine Mutter, keine Schwester, kein

Freund schloß den lang Gepilgerten an die heiße Brust und hauchte dem Lebensmüden neuen Athem ein. Er gedachte der Mutter, deren geliebtes Bild ihm als einziger Kindheitstraum durch die vielen bewegten Jahre geleitet. Sie schaute so mild lächelnd, so glücklich auf ihn herab: ihr Glück war von so kurzer Dauer gewesen und vielleicht so schwer erkauft! — Er gedachte der Schwester, und eine Thräne des Schmerzes, des Unwillens trat in sein Auge. Die Brust war so voll, so erregt; er öffnete das Fenster. Da stand vor ihm am dunkel-klaren Himmel der Mond; da lag vor ihm das Gebirge, von den hohen Spitzen, die sich mit den Wolken mischten, abstufend zu der gewaltigen Masse, die, immer lichtloser, mit der Erdenmacht verschwammen. „So wird's ewig sein: die großen Massen tragen wol die Einzelnen empor zu Licht nnd Sternenglanz, aber sie selbst, die Träger, liegen zu Boden gedrückt in freudloser Finsterniß!" — Das sprach Adhemar; dann haftete sein Auge auf einem hervorspringenden, schroffen Bergabhang. Dort lag die Burg seiner Väter in Trümmern: um einen alten Thurm häuften sich die gesunkenen Mauern. „Das ist das Mittelalter in unserer Zeit: hohe Ansprüche, umringt von dem Schutt gefallener Kraft! — So dachte Adhemar; und er räumte im Geiste den Schutt hinweg und ebnete den Plan und baute

hinauf ein stilles, friedliches Häuschen im blühenden Garten. Aber die alten Ritter schienen sich zürnend aus ihren Gräbern zu erheben; mit Speer und Schild standen sie da im Eisenkleide, und aus ihren Helmen blitzte der Tod; aber der Tod war in ihnen, und sie brachen zusammen und rollten hinab in's Thal, das so oft vor ihnen gezittert, dem sie so oft Verderben, so selten Segen gebracht. Und da lag das Dorf, ruhig, friedlich, zwischen seinen Gärten und Feldern, und vom weißen Kirchthurme zog der Schall zwölf langsamer Schläge durch die milde Luft. — Aber was dort, mitten im Dorfe? — ein Feuerzeichen? — Nein, das ist Brand. Von dem trockenen Gebälk des Daches, durch das flackernde Stroh steigt die Flamme zum Himmel empor!

Adhemar ergriff das Licht, er eilte hinunter den Verwalter aufzusuchen. Alles lag im tiefen Schlaf; die Thüren waren verschlossen, endlich klinkte er eine auf. Er sah sich in einem großen Wohnzimmer; von diesem trat er in eine Nebenthür und befand sich in einem Schlafgemach. Zwei Betten standen gegen einander; Adhemar leuchtete über die Schläfer hin: zwei Mädchenköpfe sahen unter den Decken hervor. Adhemar warf nur einen flüchtigen Blick auf sie und wollte sich leise zurückziehen; als eine der Schläferinnen sich plötzlich

im Bette aufrichtete, den fremden Mann schlaftrunken anstarrte und zugleich mit durchdringender Stimme die Worte: „zur Hülfe! zur Hülfe!" — ausstieß.

Adhemar sagte: „Beruhigen Sie sich! Ich suche den Herrn Livon: es ist Feuer im Dorfe."

„Hilf Himmel! — Feuer!" — rief das Mädchen und stand im Nu vor Adhemar, der in einem anderen Augenblicke wol das hübsche Gesichtchen, die weiße Schulter, über welche sich das Haar malerisch herabringelte, und die frischen, jugendlichen Reize, welche das Nachtgewand nur halb verbarg — beachtet haben würde, statt so angelegentlich nach dem alten Herrn zu fragen. Da wurde rasch eine anstoßende Thür geöffnet: Herr Livon, in der Linken ein Pistol, in der Rechten einen Säbel, trat ein. So wie er Adhemars ansichtig wurde, setzte er den Hahn in Ruhe; während das Mädchen ihm ängstlich entgegenrief: „Vater, es ist Feuer!"

„Wo ist Feuer, etwa in unserem Hause, in Deinem Schlafgemach?" — fragte der Vater. Die Tochter verstand die Andeutung und zog sich in den hinteren Raum des Zimmers zurück. Adhemar berichtete kurz.

„So kleidet Euch an, Emilie, Charlotte, weckt die Mägde, packt die Silbersachen ein, achtet vor Allem auf den eisernen Koffer in meinem Schlafzimmer. Aber es ist noch kein Lärm im Dorfe! — Sie, Herr Legations-

Rath, wollen Sie in's Dorf hinab? — Treffen Sie den verschlafenen Spitzbuben von Nachtwächter, wecken Sie ihn doch mit einigen Fußtritten. Das wird für den Hallunken eine Gnade sein." — Mit den Worten hatte der Verwalter Adhemarn die Hausthür geöffnet; die Flamme leuchtete ihm hinab in's Dorf; und bald schallte das schreckende Horn des Wächters zu den Klängen der Sturmglocke.

In dem brennenden Hause war Alles in wirrer Bewegung: klagend, weinend und fluchend rannten Weiber, Kinder, Männer halbnackt durch einander. Jeder ergriff, was ihm in die Hände fiel und eilte damit hinaus. Man starrte besinnungslos zu dem brennenden Dach empor; und als man sah, daß es nicht sogleich zusammenstürzte, wagten sich die Muthigern wieder hinein.

Adhemar war in ein Zimmer gerathen, in welchem ein altes Mütterchen Töpfe, Tassen, Teller und manches alte Geschirr sorgsam zusammenpackte. Adhemar half ihr getreulich. Erst als er die gebrechlichen Dinger hinausgeschafft, fiel ihm ein, wie lächerlich die kostbare Zeit verschwendet worden, wo gewiß weit Werthvolleres, wenigstens Nützlicheres zu retten sei.

Jetzt kam Herr Livon zu Pferde herangesprengt; ihm folgte die Feuerspritze. Er warf einen Blick auf

das brennende Gebäude und sagte dann: „Hier ist mit unseren schwachen Mitteln Nichts mehr zu retten: wir müssen nur die anstoßenden Gebäude schützen!" — Dem gemäß traf er die umsichtigsten Anordnungen. Aber die brennenden Speckseiten zischten nun, wie gewaltige Feuerkugeln, durch die Nacht hin, fielen zum Theil auf die Nachbarhäuser nieder, und bald schlug an drei, vier verschiedenen Stellen die Flamme empor. Der Verwalter hatte das vorausgesehen und zweckmäßige Anstalten dagegen getroffen; aber die Kräfte, über welche er verfügen konnte, reichten nicht aus, jede Flamme im Entstehen zu unterdrücken.

Adhemar suchte indessen seinen Fehler gut zu machen: Betten, Kleidungsstücke und was ihm sonst werthvoll schien, schaffte er hinaus. Endlich fiel es der verwirrten alten Frau ein, daß ihr ganzer Reichthum in einem Kasten voll Linnen stecke. Er stand in der Kammer; mit Mühe zog ihn Adhemar hervor. Eben öffnete er die Zimmerthür, um seine Last über den Hausflur zu schaffen: da stürzten mit Krachen, unter einem Wirbel von Staub, Rauch und Flammen, die Balken des Flurs hernieder. Adhemar taumelte zurück; er eilte zum Fenster. Draußen stand die Alte und flehte, ihre kostbarste Habe nicht der Vernichtung Preis zu geben: der Kasten lasse sich durch das Fenster schieben. — Aber

Adhemar war betäubt, von plötzlicher Furcht ergriffen: das Feuer war ein Element, mit dem er noch nie gekämpft; und der muthigste Mann empfindet einen physischen Furchtschauer beim Anblick der Gefahr, die er noch nicht kennt, in welcher er seine Kräfte noch nicht versuchte. Adhemar sprang zum Fenster hinaus; er eilte hinweg zu einer anderen Brandstelle. Aber er blickte noch einmal zurück: die alte Frau stand händeringend, ein Bild der Verzweiflung; und noch lagen die Balken der Decke. Schon hätte die Habe der Armen gerettet sein können. Glühende Scham überfiel ihn. Er stand einen Augenblick zögernd, dann eilte er zurück, sprang entschlossen in das Fenster, und der Erfolg krönte sein Unternehmen. Die Balken stürzten hinter ihm zusammen; er eilte zu neuer Hülfe. Wo es einer Gefahr galt, da erblickte man ihn: er schien sein Leben für Nichts zu achten, oder auf seinen guten Stern kühn zu vertrauen; aber er hatte sich gegen den Tadel der Feigheit vor sich selbst zu rechtfertigen. Das konnte er nur durch die gewagte That. Mit ihm wetteiferte ein junger Mann, der Adhemars Aufmerksamkeit auch durch die charaktervolle äußere Erscheinung auf sich zog.

Die Löschanstalten der benachbarten Dörfer waren endlich herbeigekommen, und sie wurden besonnen von dem umsichtigen Verwalter geleitet. So wurde man

gegen Morgen des furchtbaren Elements Herr. Vier Gehöfte lagen größtentheils in Asche. Nun mußten Sachen, Vieh, Menschen untergebracht werden. Adhemar wich nicht vom Platze. Er sorgte auf's thätigste, daß des Verwalters Anordnungen vollzogen wurden; die Unglücklichen und Jammernden beruhigte er durch die Zusage seiner Unterstützung. Die Leute hatten seine thätige Theilnahme gesehen, seinen Muth, seine Entschlossenheit; und sie glaubten seinen Worten.

Erst gegen Mittag kehrte Adhemar mit dem Verwalter in das Herrenhaus zurück. Er trug diesem auf, den Abgebrannten jede nothwendige Unterstützung, ohne Rücksicht auf die Geldkosten, zuzuwenden. Dem sparsamen, und deßhalb als geizig verrufenen Verwalter würde es nicht an Einwendungen gefehlt haben, hätte nicht Adhemar in dieser furchtbaren Nacht seine volle Achtung gewonnen; er stimmte recht beifällig in dessen menschenfreundliche Absichten ein.

Adhemar war erschöpft; er warf sich auf das Bett: den langen, festen Schlaf, den erquicklichen Segen mühevoller Arbeit, hatte er wol verdient. Als er erwachte, stand Herr Livon vor ihm. „Ich mußte" — sagte er — „Sie jetzt wecken: Sie haben ja seit 24 Stunden Nichts genossen! Ist's Ihnen gefällig mit uns das Abendessen einzunehmen?" —

Adhemar versprach zu folgen.

Er fand in dem Speisezimmer außer dem Herrn Livon dessen beide Töchter und einige Wirthschafts-Beamte. Eine Unterhaltung kam bei Tische nicht zu Stande. Adhemar war in sich gekehrt, wie es schon an ihm Gewohnheit geworden; der Verwalter schien das viele Reden überhaupt nicht zu lieben, und die Uebrigen hielten sich um so weniger befugt, ein Gespräch anzuknüpfen. Die beiden Mädchen sprachen hin und wieder ein zischelndes Wort mit einander; sonst wurden nur die gewöhnlichen Tischfragen und Antworten gehört. Charlotte, die älteste der beiden Töchter, machte die Wirthin. Sie war sehr verschieden von der lebhaften Emilie mit den schwarzen, schalkhaften Augen. Charlotte hatte ein blondes Haar, das regelmäßige, längliche Gesicht war ruhig, und in dem blauen Auge herrschte die Milde. Der hohe Wuchs und die gemessene Bewegung vollendeten das Bild eines deutschen Mädchens, das zur treuen, verständigen, sorglich liebenden Hausfrau bestimmt ist.

Nach dem Abendessen bat Herr Livon Adhemarn um Entschuldigung, daß er ihn sogleich verlassen müsse. Es war dies die Zeit, in welcher er von seinen Beamten die Berichte über das empfing, was heute gethan worden, und er seine Befehle für den nächsten Tag ertheilte. Adhemar begab sich auch sogleich wieder auf seinen

Saal, da er sich zur Unterhaltung der zurückbleibenden Mädchen keineswegs geeignet fühlte. Als diese allein waren, sagte Emilie spöttisch: „Dieser Herr Legations-Rath bringt mir wahrhaftig eine gute Meinung von den Männern der Residenz bei! — Hat er auch nur eine Silbe der Entschuldigung wegen des ungezogenen nächtlichen Ueberfalls gesprochen?"

„Die Veranlassung" — entgegnete Charlotte — „entschuldigt ihn hinlänglich. Und die Erinnerung daran hätte Dich auch nur verlegen machen müssen."

„Mich verlegen? — Habe ich mich etwa albern benommen? — Er hat mein aufgelöstes Haar gesehen, vielleicht auch meine weiße Schulter und mein niedliches Füßchen: das wird den Mann, der nur den Mund öffnet, wenn er den Löffel hineinsteckt, eher verlegen machen, als mich! Aber ich hätte auch gern ein wenig verlegen werden wollen, wenn der Herr Tangen eine weniger langweilige Figur wär'. Ich habe mich wirklich auf seine Ankunft gefreut: ein Herr aus der Residenz, wie artig, dacht' ich, wird der unterhalten! — und nun, einen Stock, einen stummen Stock, eine schlafende, essende, gehende Puppe!"

„Du redest leichtfertiges Zeug! Sein thätiger Muth bei dem Unglück im Dorfe hat ihm meine ganze Achtung erworben; und ich lese in dem Ernst seines Auges, in

der Haltung seines ganzen Wesens einen Schmerz der Seele, dem ich meine innige Theilnahme schenke."

„Wol gar Deine Liebe?"

„Du bist ungezogen!"

„Nein, aber ärgerlich! — Wenn mit Dir nur etwas Vernünftiges aufzustellen wäre, dann sollte der Herr bald genug empfinden, was es heißt, sich gegen zwei der hübschesten Mädchen so unverantwortlich hölzern zu benehmen!"

„Was wolltest Du ihm denn so Empfindliches anthun?" —

„Sieh' ihn nur einige Male so — an, recht traulich und freundlich, dann wieder so — etwas schmerzlich sehnsüchtig und schlage endlich das schöne Auge seufzend zu Boden; sei in seiner Gegenwart jetzt zerstreut, dann aufmerksam, dann reizbar, aber nie gleichgiltig —"

„Du bist eine Närrin!" — unterbrach die Schwester sie unmuthig.

„Du sollst ja Deinen ehrlichen Bärwald nicht darüber verlieren! Wird er ein wenig eifersüchtig, nun! das erhöht nur den Spaß. Ich wage meinen wilden Demagogen natürlich auch daran, den zahmen Diplomaten wild zu machen. Verdirb mir nicht das Lustspiel, liebe Charlotte!"

„Zu einem solchen Scherz wirst Du mich nie be-

reden, und am wenigsten wenn es einem verständigen Manne gilt."

„Dann spiele ich vorläufig allein; die Mitspieler werden sich bald finden."

Es war ein unfreundlicher Morgen angebrochen: die Luft lag schwer und feucht über Gebirg und Thal; Adhemar konnte von seinem Fenster aus kaum die Häuser des Dorfes erkennen; der Kirchthum erschien ihm wie ein breiter, ferner Nebelstreif. Adhemar blickte hinaus in die düstere Landschaft. Er befand sich da in jener Stimmung, die keinen Gedanken in unserem Geiste weckt; während tausend schwere Empfindungen gestaltlos, farblos durch unsere Brust ziehen. Sein Diener störte ihn auf. Er brachte den Reisekoffer und begann die Sachen auszupacken, Kleidungsstücke hatte Adhemar nur zum nothwendigsten Bedarf mitgenommen; Bücher und Papiere füllten vorzugsweise den Raum. Mit ihrer Anordnung und Aufstellung beschäftigte er sich. Den Saal hatte Niemand seit 25 Jahren bewohnt. In den Sekretären und Schränken war noch Alles, wie es Adhemars Mutter einst verlassen hatte. Dort lagen noch die kleinen Hemdchen, Strümpfe, Jäckchen, so weiß und zierlich, wie einst die Mutter sie für den kleinen Liebling ordnete. Wie oft mochte sie ihn hier auf dem Knie gewiegt, sein unverständiges

Weinen durch Drohungen und Schmeicheleien besänftigt, und wenn er dann durch Thränen zu ihr emporgelächelt, ihn in süßer Freude an ihr Mutterherz, an ihre Lippen gedrückt haben! — Welche schöne Hoffnungen von dem einstigen Glück des Knaben hat die reiche Liebe der Mutter aufgebaut: und wie waren sie in Erfüllung gegangen! „Zu Leid und Schmerz" — sagte Adhemar — „leben wir, achten das Leben gering und halten es nicht für ein Glück, geboren zu sein; und doch wachen die Eltern so sorglich über das zarte Kind, daß es für solch ein Dasein erhalten werde, daß es leide und klage, wie sie! Die Hoffnung trügt sie, und die Gedankenlosigkeit läßt ihnen die Freude an dem lieben Spielzeug — einst ein Spielzeug der wirren, tollen Schicksale!"

In dem Sekretär lag über dem ausgetrockneten Dintenfaß die eben an der Spitze eingetauchte Feder. Nur die Anrede: „Mein theurer Gatte!" — war damit niedergeschrieben. Adhemar hatte nie eine Zeile von der Mutter Hand gesehen; aber diese Worte mußten von ihr sein: er drückte sie mit kindlicher Verehrung an seine Lippen.

Viele Briefe, die alle „Rudolph" unterzeichnet waren, lagen nach dem Datum sorgfältig geordnet. Sie waren meistens aus den Jahren der Freiheitskriege. Neben der Liebe und Sehnsucht zur Gattin

flammte da die Begeisterung für das Vaterland, für die Freiheit, für eine schönere Zukunft. Nur die dumpfe, abergläubige Religionsschwärmerei, deren man sich in jener herrlichen Zeit doch nicht als eines Hebels für die großen Massen schämte, und der es auch nicht an Anklang fehlte — ließ hier und dort die Klage laut werden und stimmte die Hoffnungen herab. Adhemars Liebe und Achtung mußten sich lebhaft steigern für seinen Vater, welcher auf derselben Seite die innigsten, zärtlichsten Worte an die geliebte Gattin richtete und in den freisten, unabhängigsten Gedanken für Menschenrechte und Völkerglück jugendlich schwärmte. Wenn solche Gedanken der Sohn eines regierenden Hauses niederschrieb: dürfen wir uns wundern, daß die entflammte Jugend Deutschlands ihnen Leben und Wahrheit geben wollte?" —

Adhemar brachte den größten Theil des Vormittags darauf hin, die Briefe seines Vaters zu lesen. Er wurde in eine seltsam weiche Stimmung versetzt: die Gegenwart sank zurück in die Vergangenheit, und die Farben der Vergangenheit waren verblichen, wie das Papier, welches er in der Hand hielt. Wo waren die glühenden Gefühle, für welche der Mann das Wort nicht flammend genug prägen konnte? — Und das Herz, in welches diese Worte einst Seligkeit und heiliges Ent-

zücken redeten — es hatte längst ausgeschlagen! „Das Leben stürzt dahin“ — rief Adhemar — „und seine Wogen unterhöhlen den Boden, auf welchem die herrlichsten Blüten, die Jugendblüten unseres Daseins sprossen! Glücklich! wenn der wilde Strudel Boden, Blätter und Blüten zugleich in's ewige Grab reißt; wenn uns der Schmerz erspart wird, mit jedem neuen Frühling eine neue Stelle zu entdecken, welche der Eisgang des Lebens verheerte.“

Bei Tische erkundigte sich Adhemar, ob in neuerer Zeit der Saal bewohnt worden.

„Seit Ihr Herr Oheim Besitzer des Gutes ist“ — antwortete der Verwalter — „haben die Gemächer des oberen Stockwerks immer leer gestanden und sind kaum von Jemand betreten worden.“

„Den Saal“ — sagte Emilie — „habe vielleicht ich allein in den letzten Jahren besucht. Ich fühlte mich dort immer von einem so wohlthuenden, heimischen Gefühl bewegt. Wenn ich an dem Fenster saß und still hinausblickte über das Dorf und Thal: so war mir immer als hörte ich dort zur Seite am Sekretär die Feder der verstorbenen gnädigen Frau hinrauschen über das Papier, und als gehe von der heiligen Macht ihrer Gedanken die schöne Ruhe der Seele auch auf mich über.“

Adhemar blickte jetzt mit größerer Aufmerksamkeit

auf das liebliche Mädchen: der Anflug von Schwärmerei, den das sonst so schelmische Auge genommen, stand dem lebenvollen Gesicht unendlich reizend.

„Sie können doch unmöglich meine Mutter gekannt haben" — sagte Adhemar verwundert.

„Also die Frau Hauptmann Tangen war Ihre Mutter?" — fragte Emilie und ließ ihr Auge fragend auf ihm weilen. — „Nein, persönlich sie zu kennen und zu verehren, das Glück wurde mir nicht zu Theil. Aber indem ich die kleine Bibliothek benutzte, welche Sie vielleicht in dem Eckschrank bemerkt haben, fielen mir einzelne, beschriebene Blätter in die Hände. Sie enthalten Gedanken, die von dem zartesten, weiblichen Sinn diktirt wurden. Ich entwarf mir das Bild der Schreiberin so rein, zart und innig, wie ihr Empfinden; und ihr Bild zu vervollständigen diente mir die Umgebung, in der sie gewaltet hatte. Sorgsam wachte ich darüber, daß Alles in demselben Stande blieb, wie ich es vorgefunden.

Adhemar war bewegt durch die Worte des Mädchens, welche aus wenigen Gedanken eine solche Liebe und Verehrung für die Verstorbene hatte fassen können; er bat sie, ihm bei Gelegenheit die Einsicht in jene Blätter seiner Mutter zu verstatten.

Nach Tische ließ sich Adhemar ein Pferd satteln.

Er ritt durch das Dorf, in welchem man mit dem Aufräumen der Brandstellen eifrig beschäftigt war. Bald hatte er das Gebirge erreicht und ließ sich von dem Pferde hintragen auf Wegen und Fußsteigen, bald durch die dichte Waldung, bald durch lichte Räume, am grünen Bergabhange und in die düstern Schluchten. Er achtete nicht des Weges, und schon war die Dämmerung hereingebrochen. Er warf sein Roß herum: es sollte nun auch den Rückweg finden. Nur wenn es ihm von der nothwendigen Richtung völlig abzuweichen schien, bediente er sich des Zügels. So war es völlig dunkel geworden; der Nebel hatte sich zu feinem Staubregen verdichtet; der Reiter befand sich auf schmalem Fußwege in finsterer Waldesnacht. Nur im Schritt ging das Pferd weiter; und als es einige Male fehl getreten, stieg Adhemar ab, um es am Zügel zu führen. Bald durchschauerte ihn die feucht kalte Luft; seine Lage wurde unbehaglich. Auf einen Menschen zu stoßen durfte er hier und in diesem Wetter nicht hoffen; und doch dünkte es ihm, als bewegten sich dort dunkle Gestalten; aber so wie er näher kam, schienen sie, ihm ausweichend, in dem Gebüsch zu verschwinden. Es mußte Täuschung sein. Aber wenn er aufmerkend stille stand, knisterte, raschelte, flüsterte es ihm zur Seite. Er rief: nur das Schweigen der Nacht antwortete. Er zog weiter. Endlich

schimmerte ein Licht, und bald blickte Adhemar zu dem einsamen Häuschen hinauf, das zwischen das Gebüsch eines Bergabhanges so hineingeschoben schien, daß vor ihm die Zweige wieder zusammengeschlagen waren. Unser Reiter war daran vorübergekommen, und die eigenthümliche Lage hatte seinen Blick angezogen. Durch die Zweige schimmerte jetzt das Licht. Adhemar band sein Pferd an einen Baum, und bald stand er vor der Thür des Hauses. Auf sein Klopfen wurde sogleich geöffnet, und eine rauhe Stimme fragte: „Nun, seid Ihr glücklich da, Herr Hard?"

„Nicht Herr Hard, sondern ein Fremder, der Euch bittet, ihn auf den Weg nach Tangen zu führen.

„Sucht ihn Euch selbst: ich habe keine Zeit" — entgegnete der Andere mürrisch und war im Begriff die Thür zuzuwerfen, als ein Dritter aus dem Gebüsche herzutrat.

„Was giebt's Thomas?" — fragte er.

„Was soll's geben? — Einen Verlaufenen, der nach Tangen will!"

„Zu wem dort?" — wandte sich der Fremde an Adhemar.

„Eigentlich wol zu mir oder, was Ihnen vielleicht deutlicher ist, zu Herrn Livon."

Der Fremde sprach darauf einige Worte leise zu

jenem Manne, den er Thomas genannt. Dieser entfernte sich; und jener forderte Adhemarn auf einzutreten: bald solle er einen Führer erhalten.

Adhemar folgte der Aufforderung.

Der Fremde trug Gewehr und Jagdtasche; ein breitkrempiger Hut beschattete tief das Gesicht; nur die hohe Gestalt, dessen kräftige Muskeln durch das knappe Kleid hindurchspielten, blieb der Beobachtung. Er legte den Hut ab, fuhr mit der Hand über den schwarzen Bart, der wild zur Oberlippe herabhing, strich das Haar aus der hohen, freien Stirn, und Adhemar schaute in das entschlossene, lebensmuthige Antlitz des jungen Mannes, der neben ihm so unerschrocken mit den Gefahren der Flamme gekämpft hatte.

„Sie scheinen" — sagte der Fremde — „in unserem Gebirge nicht bekannt; und da ist's wirklich ein Glück, daß Sie in der Dunkelheit dieses Abends nicht Schaden genommen. Aber der Muthige beherrscht das Glück; sonst hätten die Trümmer der Bauernhäuser von Tangen uns schon Beide begraben!"

„Ich sah, Sie wagten viel" — entgegnete Adhemar, um auch seinerseits das Wiedererkennen anzudeuten.

„Nicht mehr als Sie; aber ich lasse mich an Muth nicht gern überbieten. Jeder Mensch muß Etwas be-

sitzen, womit er dem Schicksal trotzen kann! Muth, Ausdauer, Klugheit, List, was es sei! Nur wer keine Eigenschaft der Art als entschiedenes Panier trägt, geht unter."

„Besser ist's, sie alle zu einem starken Bunde zu flechten und unter die Herrschaft der Vernunft zu geben."

„Dann mache ich die Weisheit zu meinem Hort; sie ist aber das elendeste Ding von der Welt. Bei ihr trinken wir ewig das Zuckerwasser der Philisterei, statt uns in dem Weine des Lebens zu berauschen."

Es trat ein junger, stämmiger Bursche mit einem tüchtigen Gebirgsstock, der eben so zur Waffe, wie zur Stütze dienen konnte, ein. Der dunkelfarbne, leinene Kittel und ein breitkrempiger Hut, eben wie Adhemars Gesellschafter ihn trug, bildeten die hervorstechenden Stücke seiner Bekleidung. Er erklärte sich bereit, den fremden Herren nach Tangen zu geleiten.

Der Fremde rieth Adhemarn, sein Pferd zu besteigen, die Führung aber ganz dem Begleiter zu überlassen. „Wenn Sie längere Zeit in Tangen bleiben" — fügte er dem Abschiede hinzu — „so werden wir uns wol wiedersehen."

Auf Adhemarn hatte das offene Wesen des jungen Mannes einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Er

war nur verwundert, denselben in einer so elenden Hütte heimisch zu sehen. Von seinem Begleiter konnte er keine genügenden Aufschlüsse gewinnen. Der schlaue Bursche gab die einfältigsten Antworten; und als er endlich einen Satz angefangen hatte, der des Herrn Hard Lebensweise schildern sollte, sagte er, plötzlich sich unterbrechend: „da sehen Sie schon die Lichter von Tangen" — und er war im Gebüsch verschwunden.

Adhemars Ausbleiben hatte die Familie des Verwalters beunruhigt, und man war erfreut, ihn wohlbehalten angelangt zu sehen. Bei der Erzählung seines Abenteuers erwähnte er des Zusammentreffens mit dem jungen muthigen Mann.

„Da haben Sie Vetter Wilhelm kennen lernen" — sagte Emilie.

„Und sich gewiß verwundert, einen jungen gebildeten Mann in solcher Umgebung zu finden!" — bemerkte Herr Livon.

„Was kann ihn dort fesseln?" — fragte Adhemar.

„So frage ich auch" — entgegnete der Verwalter.

„Vetter Wilhelm" — erklärte Charlotte — „hat neben seinem kecken Muth ein tiefes Gemüth, das in dem einsamen Naturleben reiche Nahrung finden muß. Auch sein Verhältniß zur Außenwelt mag ihn in die Einsamkeit treiben."

„Daran ist er selbst Schuld!" — sagte Herr Livon unwillig. — „Ich mache es ihm nicht einmal zum Vorwurf, daß er an dem thörichten demagogischen Wesen Theil genommen hat: dazu konnten Bekannte, Freunde, genug fremde Einflüsse den unbesonnenen Jüngling leicht verführen; aber nachdem er nun einmal vom Staatsdienst ausgeschlossen ist, sollte er sich eine andere vernünftige Lebensthätigkeit schaffen! Er besitzt Vermögen, er hat eine tüchtige Bildung! — Da liegt er nun bei dem alten Holzschläger Thomas, befaßt sich mit jedem Gesindel, treibt sich auf allen Hochzeiten und Kindtaufen im Gebirge herum und giebt dem Volke Tanz- und Trinkgelage."

„Wenn er nur erst auf einer festen Bahn ist, wird doch etwas Tüchtiges aus ihm werden" — behauptete Charlotte.

Emilie, die sonst nie mit ihrer Meinung zurückhielt, und die auch immer eine Meinung hatte, schwieg ganz, als vom Vetter Wilhelm die Rede war.

Adhemars Interesse an Wilhelm wurde durch das, was er über ihn hörte, nur gesteigert. Da er gewöhnlich jeden Nachmittag einen Spazierritt in das Gebirge machte, so klopfte er auch einige Male bei dem alten Thomas an; aber es wurde ihm nie geöffnet. Er mußte es also dem Zufall überlassen, ob er ihm den

abenteuerlichen Vetter entgegenführen werde. Eine alte Bekanntschaft dagegen hatte Adhemar hier erneuert. Der Rektor Bohler war Pfarrer von Tangen geworden. Der Herzog hatte sich seiner erinnert und ihn dem Oheime Adhemars, wie Bohler glaubte, zu der gut dotirten Stelle empfohlen. So sah Adhemar auch Ferdinandinchen als niedliche Pfarrersfrau, welche die Stunde segnete, in der sie vor dem Herzoge die Verse ihres Hermann rezitirte. Sie war eine traute Freundin von Charlotten, und ihr Gatte der häufigste Gesellschafter des alten Livon. Alle diese Menschen bezeugten Adhemarn herzliches Wohlwollen, ungeheuchelte Theilnahme.

Trübe, düstere Mienen stoßen ab, wenn die vereitelten Pläne der Leidenschaft zugleich die Menschenliebe von der Stirn verscheuchten. Der edle Seelenschmerz kann den Blick verfinstern, aber er raubt dem Antlitz nicht seinen Stempel der Göttlichkeit; und solcher Blick, solches Antlitz, sprechen inniger, tiefer zum Gemüth, als das heiterste Auge, die glatteste Stirn.

Adhemar war noch immer trübe, in sich gekehrt; es nagte noch fort an seiner Seele der zwiefache Schmerz der zertretenen Liebe und der zerrissenen Harmonie mit dem Leben. Edwins Schweigen ließ ihn mehr hoffen als fürchten; über den Ausgang seines Prozesses beunruhigte er sich kaum; aber daß er dem

Leben je wieder eine freundliche Seite abgewinnen, daß er sich je mit den verkünstelten Zuständen unserer socialen Verhältnisse aussöhnen würde — daran verzweifelte er. Und ist eine Befriedigung am Dasein denkbar, wenn man die widerlichen Krebsschäden der Zeit nur als die Folgen einer viertausendjährigen Civilisation betrachtet? — Doch wirkte hier Vieles, die empörten Wogen des Geistes zu sänftigen. Wenn Adhemar das Gebirge durchstreifte, wenn sein Blick auf den blühenden Thälern ruhte, oder hinanschwebte zu den grünen waldbewachsenen Höhen, wenn der Frühlingsodem ihn erfrischend anwehte, und das fröhliche Leben und Weben der heiligen Natur auch in seinem Herzschlag nachhallte: dann fühlte er in seiner tiefsten Brust, daß kein Mensch verzweifeln dürfe, der nicht mit frecher Hand das Heiligthum seines Inneren selbst zertrümmerte! — In der Thätigkeit des Verwalters, in der Wirksamkeit Bohlers fand Adhemar viel Vernünftiges und Tüchtiges. Ihr ganzes Wesen und das ihrer Familien war einfach, natürlich, rein von den maskirten Plattheiten der Kreise, in denen ihn der Unmuth des Lebens ergriffen hatte. So fühlte er die Brust befreit von der dumpfen moralischen Atmosphäre einer großen Hauptstadt und dabei vermißte sein sonst verwöhnter Sinn an den Menschen seiner Umgebung nicht die gesunde, vernünf-

tige Bildung, die auch immer liebenswerth macht. Dieser Ansicht werden die Männer beitreten, Frauen nicht leicht. Selbst die Bestgebildeten unter ihnen meinen, ihre Liebenswürdigkeit noch durch kleine Mittelchen heben zu dürfen — zu ihrem eigenen Nachtheil: der scharfe Blick des Mannes bemerkt lächelnd die Absichtlichkeit.

Adhemar hatte sich bald ganz in die Familie des Verwalters eingelebt, und das wurde ihm sehr leicht gemacht.

Herr Livon war offen, gerade, herzlich; Charlotte hatte mit weiblichem Sinn Adhemarn die Gewohnheiten seines häuslichen Lebens abgemerkt und ihm ohne Worte, ohne Andeutungen alle die kleinen Bequemlichkeiten untergeschoben, in welchen er die Aufmerksamkeit des verständigen Mädchens dankbar erkannte. — Wenn der Vater die Vernunft und Charlotte das Gemüth der Familie repräsentirten, so war Emilie deren Laune; aber muthwillig und schwärmerisch, fröhlich und ernst, blieb sie doch immer kindlich unbefangen. Die beschlossene Neckerei gegen Adhemar hatte sie entweder vergessen, oder er war ihr doch zu bedeutend für eine solche erschienen.

Sie erblickte Adhemarn im Garten und erinnerte sich, daß er sie um die Gedenkblätter seiner Mutter ge-

beten. Sie suchte ein niedliches Portefeuille hervor und ging mit demselben sittsameren Schritts, als ihre Weise war, hinaus. Der Ernst der Gedanken und Empfindungen, welche sie auf dem Papiere trug, schien sie gehaltener zu stimmen. Sie überreichte Adhemarn das Portefeuille und sagte: „Lesen Sie dort, in der Grotte! Sie war, sagte man mir, das Lieblingsplätzchen Ihrer Mutter. Dort sah man die schöne Frau am häufigsten mit ihrem Kinde anmuthig, freundlich kosend; dort wird ihr Geist vertrauter zu Ihnen reden."

Die Grotte wurde aus einer natürlichen Felsnische gebildet, welche mit dichten Epheuranken überkleidet war. Einige Fuß vom Boden rieselte ein klarer Quell aus dem Gestein; in einem Marmorbecken aufgefangen, lief er, mittelst eines verdeckten Kanals, durch die Grotte hin, um den Garten zu tränken. Es war ein stilles, trauliches Fleckchen mit dem unisonen Plätschern im reinlichen Becken; und die Abendsonne leuchtete so groß, so herrlich hinein und zeichnete goldene Punkte und Strahlen auf dem saftig grünen Laubkleide.

Adhemar entfaltete die Blätter seiner Mutter. Er las das erste, welches ihm in die Hand fiel, mit um so höherem Interesse, als die meisten Gedanken desselben sich auf ihn selbst bezogen. Unsere Leserinnen mögen urtheilen, ob sie der Mittheilung werth sind. Hier stehen sie:

* *
*

„Die Frau hört auf Geliebte zu sein, wenn sie Mutter geworden: die Liebe des Mannes ist ihr nicht mehr das Höchste, das Einzige, um das sie ringt."

* *
*

„Welcher Mann hätte Ausdauer für die peinliche Sorgfalt, für die ununterbrochenen Mühen, welche das Kind in Anspruch nimmt? — Aber auch nur die Mutter findet in sich die Kraft, sie zu üben; und wie süßen Lohn empfängt sie im Gedeihen ihres Lieblings!"

* *
*

„Nur die Mutter versteht das Lächeln ihres Kindes und es giebt ihr eine Ahnung der Seligkeit, mit welcher der wiedergeborene Mensch einst zu dem Throne des Ewigen emporlächeln wird."

* *
*

„Das Kindesgesicht ist nicht leer! Die Mutter lernt wol die feineren Züge lesen. Wohnt auf Adhemars Stirn nicht der hohe Sinn Rudolphs, nicht in seinem Auge der Geist, nicht in dem Lächeln seines Mundes die herzgewinnende Güte des Vaters?"

* *
*

„Die Leiden meines Adhemar vernichten die ganze Kraft meiner Seele! Es giebt keinen schmerzlicheren Anblick, als das Leiden des Kindes, welches in allen

Mienen den Schmerz ausklagt, ohne daß es verstanden wird."

* *
*

„O, du ewiger Vater! muß mein Herz durch Leiden, durch Verlust geläutert werden: nimm mir alles Gut dieser Erde, nur den Gatten laß mir und meinen Knaben!"

* *
*

„Was peinigt mich der furchtbare Gedanke einer Wahl, vor der mich der Himmel gnädig behüten wird, weil sie zu grausam wäre für ein Menschenherz! Adhemar und Rudolph mir gleich heilige Häupter! Ich könnte Keines Leben durch des Andern Tod erkaufen; aber für Euch sterben, wenn es so verhängt wäre, wollt' ich freudig."

* *
*

„Kann das Weib heiligere Interessen haben, als für Kind und Gatten? — Die hat ihr Kind nie mit wahrer Mutterfreude, mit wahrem Mutterschmerz, mit all' der unendlichen, namenlosen Liebe an die Brust gedrückt, welche mit eitlem Sinn um andere Güter buhlt!"

* *
*

„Ein seltsamer Gedanke! — Wenn einmal Frauen eben so zusammenträten, wie Männer, um über des

Vaterlandes Wohl zu berathen: das dürften nur Frauen sein mit ihrem Säugling im Arm."

* * *

„Dem Geliebten Rudolph, dem Manne Tangen fühlte ich mich gleich; aber der Vater Adhemars, der Herr der Geschicke meines Kindes ist auch mein Herr."

* * *

„Frauen, die sich in andere als häusliche Angelegenheiten mischen, lieben ihren Gatten nicht! Hätte ich nicht den Glauben an Rudolph, daß er alle Dinge des Lebens besser zu beurtheilen und zu behandeln versteht, als ich: wie könnte ich mit dem innigen Vertrauen an seiner Brust ruhen!"

* * *

„Mädchen, die nie einen Mann gefunden haben, dessen höhere Einsicht, dessen tiefere Gedanken, dessen edlere That sie anerkennen, dürfen nicht heirathen. Sie sind die Hermaphroditen der moralischen Welt."

* * *

„Wie will ich sorgen, daß Adhemar ein guter Knabe, ein tüchtiger Mann werde! — Aber was kann die Mutter für den Knaben thun? — O, der empfängliche Sinn des Kindes wird willig und tief die liebevollen Ermahnungen aufnehmen, und der Mann wird die Achtung vor dem Guten und Rechten nicht vergessen

haben, welche die gute Mutter ihm so dringend an's Herz legte. Mögen ihn Andere mit der Kunst des Lebens reich ausstatten: das Herrlichste soll er dem einfachen Wirken des mütterlichen Geistes verdanken."

Emilie war im Garten zurückgeblieben und machte sich mit den Blumen, Pflanzen und Bäumen zu schaffen. Sie war der Grotte nahe gekommen und Adhemar sagte ihr: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Mittheilung dieser Blätter; für mich haben sie einen hohen Werth; aber daß Sie, Emilie, diesen Anschauungen und Empfindungen Beifall schenken würden, habe ich nicht geglaubt."

„Und warum, mein weiser Herr?" — fragte Emilie piquirt und stellte sich herausfordernd vor den Tisch, an welchem Adhemar saß.

„Nur nicht zornig, liebe Emilie! — Ich wollte Ihnen nicht den Fehdehandschuh hinwerfen."

„Doch habe ich ihn aufgehoben und fordere Genugthuung! — Warum sollte ich würdigen, schönen, echt weiblichen Gedanken meine Anerkennung versagen?" —

„Sie sind mit unsern modernen Dichtern vertraut; Sie zählen Ihre Lieblinge unter diesen: Sie müssen für die Emanzipation des Weibes schwärmen."

„Dummes Zeug! Wir hören recht gern, wenn man von unseren herrlichen Fähigkeiten, von dem hohen Beruf, in das Leben wirksam und gestaltend einzugreifen, lockend und schmeichelnd redet; das Köpfchen wird darüber auch wol etwas wirre, und wir bilden uns selbst ein, daß die Kräfte des hohen Berufes sich in uns regen; aber stehen wir dem Manne mit der muthigen Stirn, mit dem klugen Auge, mit der verständigen Rede, gegenüber, lieben wir diesen Mann: dann erkennen wir recht gern seine geeigneteren Kräfte für die Lenkung des Lebens an, und seine Anerkennung wird unser ganzer Stolz."

„Sie sind ein braves Mädchen, Emilie, und verdienen einen braven Mann" — sagte Adhemar, indem er ihr die Hand reichte.

„Den werde ich wol finden" — erwiderte sie und schlug lachend ein. Da schrillte ein schneidender Ton, wie er den Gebirgsbewohnern als Zeichen dient, durch die Luft. Emilie blickte überrascht auf, und Adhemar folgte ihrem Blick: der Grotte gegenüber saß auf der hohen Gartenmauer Vetter Wilhelm und hatte den Finger drohend gegen Emilien erhoben; aber in dem Augenblick, wo er sich von Adhemar bemerkt sah, war er auch verschwunden. Adhemar schaute fragend auf Emilien. Sie hatte sich schnell von ihrer Ueberraschung er-

holt und wendete sich wieder zu ihren Blumen, indem sie lachend ausrief: „Der tolle Vetter Wilhelm! — Das soll er mir büßen!“

Wenige Tage später erschien Wilhelm zu Tische im Hause des Oheims. Dieser behandelte zwar den Neffen mit einiger Geringschätzigkeit; doch das kümmerte Wilhelm wenig, oder der Oheim war vielmehr für ihn so gut wie gar nicht vorhanden. Gegen Charlotten war der wilde Vetter herzlich, gegen Adhemarn höflich kalt, und Emilie hatte ihn nie spitzer und beißender gesehen als heute. Sie wußte sehr gut den korrespondirenden Ton gegen den Vetter zu finden, zeigte sich aber gegen Adhemar äußerst freundlich. Es war eine seltsame Gesellschaft.

Adhemar sagte dem Vetter, daß er schon einige Male vergebens den Weg gemacht habe, ihn zu besuchen.

„Hat denn der Herr Neffe ein Domicil, wo man ihn aufsuchen kann? — Ich glaubte, er nähme in irgend einem Dorfe seine Herberge die Reihe herum, wie bei uns der alte Invalide“ — sagte Herr Livon spöttisch.

„Darunter würde die Ehre der Familie leiden, und der Herr Oheim würde mir lieber die beste Hundehütte auf dem Hofe von Tangen anweisen“ — erwiderte Wilhelm.

„Da wäre denn doch für eine gute Spürnase auf dem Hofe gesorgt" — sagte Emilie.

„Bedarf meine lustige Cousine deren, um ihr auf die Fährten zu passen?"

„Sie hören, Herr Tangen" — sagte Charlotte — „wie höflich Verwandtenliebe macht! Ihnen aber ist der gute Wilhelm noch die Antwort schuldig geblieben."

„Ich bedaure sehr" — wandte sich Wilhelm an Adhemar — „daß ich nicht die Ehre hatte, Sie bei mir zu empfangen. Ich pflege auch nur am Abende in meiner Wohnung zu sein."

Adhemar war nach Tische hinausgetreten in den Garten; Wilhelm folgte ihm.

„Mein Herr" — redete er Adhemarn an — „Sie haben mich um Emiliens Liebe gebracht. Ich bin nicht der Mensch, Ihnen dazu höflich lächelnd Glück zu wünschen; ich schlage Ihnen vielmehr vor, mit mir ein paar Kugeln zu wechseln."

„Die Weise, in welcher Sie mir den Antrag stellen, Herr Hard, sollte mich vielleicht bewegen, denselben anzunehmen; aber ich halte nicht zu leidenschaftlich auf den Schein der Ehre. Auch verzeihe ich Ihnen gern die Aufregung, in welche das verletzte Gefühl der Liebe Sie setzt; aber Sie sollten Emiliens Weise kennen: sie rächt sich für Ihr Mißtrauen. Deshalb zeichnet sie

nur mich aus. Ich hoffe, diese Erklärung werde Ihnen genügen."

Der Offenheit konnte Wilhelm nicht widerstehen, und hätte er auch durch sie betrogen werden sollen. Er ergriff herzlich Adhemars Hand und sagte: „Verzeihen Sie meinem Ungestüm; aber den Nebenbuhler in meiner Liebe müßte ich todt schießen, und wär's mein leiblicher Bruder!"

Die beiden Mädchen kamen jetzt ebenfalls in den Garten. Emilie wandte sich sogleich an Adhemar, aber Wilhelm hielt sich auch neben diesem, war traulich gegen ihn und unbefangen gegen Emilien. Sie merkte, daß Adhemar ihre Absicht verrathen habe; und das machte sie unmuthig. Sie sonderte sich bald von der Gesellschaft ab, und Wilhelm fand Gelegenheit, ihr zu folgen.

„Ein großer Theil des Wohlgefallens, das der Vetter und die Schwester an einander finden" — bemerkte Charlotte — „besteht darin, daß sie sich necken können. Ich habe keinen rechten Begriff von einer Liebe, die sich an der Verlegenheit oder an dem Unmuth des Geliebten erfreut."

„Weil Sie sich durch die Neckerei verletzt fühlen würden" — entgegnete Adhemar.

„Und wird das nicht Jeder?"

„Wer selbst daran Gefallen findet, Andere im Scherz zu täuschen, lacht leicht den Aerger hinweg, wenn er selbst geneckt wurde."

„Ich würde immer glauben, daß der Neckerei eine Wahrheit zum Grunde gelegen, und kehrte sie oft wieder, würde sie den Stachel des Mißtrauens in meiner Seele zurücklassen."

„Allen ernsten Naturen widerstrebt es, irgend etwas bedeutungslos zu thun; und deshalb setzen sie auch bei den Handlungen Anderer eine ernste Absichtlichkeit voraus. Der Deutsche besonders kann selten ein Spiel als bloßes Spiel betrachten; er sucht überall nach einem Inhalt; und statt rein zu genießen, überlegt er, welchen Zweck der Genuß hat. Diese Eigenthümlichkeit ist wesentlich geworden für den Charakter unseres ganzen Lebens, auch der Kunst: das didaktische Element hat aus ihr nicht verbannt werden können, trotz alles Eiferns gegen die Philisterei."

Wilhelm und Emilie schlossen sich jetzt wieder an Adhemar und Charlotten. Ihr versöhntes Gefühl äußerte sich in der muthwilligen Laune, mit der sie Alles angriffen, was ihnen die Gelegenheit bot.

Um die Abgebrannten seines Dorfes hatte sich Adhemar fortwährend mit wirksamer Theilnahme gekümmert. Auch hatte er einen, ihm befreundeten Architekten um Baupläne zu geräumigen, bequemen und wirthschaftlichen Bauernwohnungen gebeten. Diese waren angekommen. Adhemar legte sie dem Verwalter vor.

„Die Anschläge zu diesen Gebäuden" — sagte Herr Livon — „übersteigen weit die Mittel der Abgebrannten."

„Das weiß ich!" — erwiderte Adhemar. — „Wo es fehlt, werden wir zuschießen."

„Damit würden die Bauern wol zufrieden sein! Aber die Leute befanden sich auch ganz wohl in ihren alten Wohnungen: lassen wir sie doch die neuen in derselben Art wieder aufbauen! Warum wollen wir ihnen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten schaffen, die sie noch nicht kennen, also auch nicht entbehren?"

„Alles, was der geistigen und physischen Entwickelung des Menschen förderlich ist, dessen er aber ermangelt, ist für ihn eine Entbehrung. Daß der Arme oft nicht fühlt, wessen er entbehrt, daß er nicht einmal ahnt, wie er glücklicher sein könnte: das ist für den Reichen und Vornehmen die Entschuldigung für die Herzenshärtigkeit, mit welcher er auf das Elend seiner

Mitmenschen blickt. Die Natur berechtigt uns zu denselben Forderungen. Es wird eine Zeit kommen, wo der Reiche seine Ansprüche auf die unvernünftigen Genüsse herabstimmen, und der Arme seine vernünftigen Bedürfnisse erweitern muß. Wohl uns, wenn der Arme nicht diese Zeit mit Gewalt zu erobern braucht! Die Kräfte dafür hat er!"

Herrn Livon klang Das etwas absonderlich, und er schüttelte verständig ungläubig den Kopf zu der Prophezeihung. Dann wandte er ein: „Wenn Sie den Abgebrannten mit diesen geräumigen und bequemen Wohnungen wirklich eine Wohlthat erwiesen, was ich noch bezweifle: so werden Sie ihnen zugleich die Mißgunst und den Neid der übrigen Dorfbewohner erwekken; ja diese werden selbst — und Das könnte ich ihnen nicht verargen, wünschen, daß auch ihre Häuser abgebrannt sein möchten; und Wer weiß, wozu solcher Gedanke eine verruchte Hand bewegen könnte!"

„O, über diese Welt der Widersinnigkeiten! Gesunde Nahrung wird ihr zum Gift, und Gift macht sie zum Lebenselixir!" — Adhemar war nach diesem Ausruf in Nachdenken versunken, starrte auf seine Baupläne hin. Als der Verwalter ihn verlassen hatte, flakkerten sie an dem Licht in Flammen auf. „Der Menschheit wäre am Besten" — sprach er dazu dumpf

in sich hinein — „wenn sich alle Hoffnungen, alle Pläne ihrer Bildung, ihrer Entwickelung, ihres Glükkes so auf einem Papierstreifen verbrennen ließen." — Dennoch wirkte er später dahin, daß die neuen Wohnungen bequemer und gesünder aufgebaut wurden, als die alten gewesen waren. Das tiefste Elend und die menschenfeindlichsten Gedanken hausen in den engen, dumpfen Räumen!

Adhemar kannte jetzt alle Wege ringsumsher im Gebirge. Er konnte es immerhin unternehmen, dem Vetter Wilhelm einen Abendbesuch abzustatten. Der junge Mann hatte eben so sehr durch die eigene Persönlichkeit, als durch sein Verhältniß zu Emilien Adhemars Theilnahme erweckt. Was sollte aber aus diesem Verhältniß werden? — Wilhelm schien jeder ernsten, bürgerlichen Lebensthätigkeit abgeneigt. Dadurch hatte er sich schon die Geringschätzung des verständigen Oheims zugezogen; erfuhr dieser noch, daß Wilhelm mit seiner Tochter ein Liebesverständniß angeknüpft, ohne daß dessen bürgerliche Stellung durch einen Erwerbszweig gesichert schien: Das würde den Alten so aufgebracht haben, daß der Neffe nie mehr sein Haus hätte betreten dürfen. Der alte Herr hatte wol die Neigungen seines Herzens in anderer Weise ausgedrückt, als Wilhelm und Emilie es in ihren Neckereien und Zän-

kereien thaten; aber die Entdeckung des Geheimnisses war bei dem offenen, muthwilligen und leidenschaftlichen Wesen der Liebenden doch so leicht!

Adhemar entwarf manchen Plan, durch dessen Annahme Wilhelm dem Oheim ein willkommener Freier hätte werden können. Das bewog ihn zu dem Besuche des einsamen Häuschens auf dem Bergabhange. Er band sein Pferd vor dem Hause an, fand die Thür offen und trat über den engen Flur in das Zimmer, durch dessen Fensterladen er das Licht hatte schimmern sehen. Packete, Kisten, Ballen füllten den matt beleuchteten Raum. Die wilden Gestalten bewaffneter Männer bewegten sich lautlos durch einander: sie trafen die Anstalten, ihr Gut durch eine Fallthür in den Keller hinabzuschaffen.

Adhemar hatte kaum einen flüchtigen Blick auf seine Umgebungen geworfen, als plötzlich das Licht erlosch: undurchdringliche Finsterniß hüllte alle Gegenstände ein. Adhemar suchte nach der Thür, um das Freie wieder zu gewinnen; aber schon hatte ihn ein Paar kräftige Arme ergriffen. Vergebens erwehrte er sich ihrer: nach kurzem Kampfe war er auf den Boden geworfen und an Händen und Füßen geknebelt. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Eine lautlose Stille trat ein; nur das tiefe Athmen Derer, die mit

einander gerungen, unterbrach sie. Dann stellten sich die Männer in eine entferntere Ecke des Zimmers zusammen und redeten leise und angelegentlich. Ihr Aussehen, ihre Bewaffnung, die Begegnung, welche ihm widerfahren, ließen Adhemarn das Aergste fürchten. Die Bande, welche ihn an das Leben fesselten, waren nicht stark; doch durchschauderte ihn der Gedanke, unter den Händen des Mordes zu fallen.

„Ihr Männer" — unterbrach Adhemar das Flüstern — „bin ich nicht in dem Hause des alten Thomas? — Ich kam nur in der Absicht hierher, den Herrn Hard zu besuchen. Warum wollt Ihr gegen mich Gewalt üben?"

Es erfolgte keine Antwort; auch schwiegen die Männer unter sich. Das machte Adhemars Lage noch ängstlicher: er mußte jeden Augenblick die Ausführung ihrer blutigen Entschlüsse erwarten. Eben wollte er noch einen letzten Versuch gütlicher Vorstellungen machen, als drei Schläge, in kleinen Pausen, an den Fensterladen erfolgten. „Das ist er" — flüsterte Einer der Männer. — „Ich werde hinausgehen und ihm das Vorgefallene berichten; er wird böse sein über unsere Unvorsichtigkeit."

Diese Worte flößten Adhemarn einige Zuversicht

ein, und er harrte mit möglichster Beruhigung der Entscheidung seines Looses.

Die Thür öffnete sich wieder; einige Worte wurden leise gewechselt; dann fühlte sich Adhemar plötzlich aufgehoben; ein Tuch wurde ihm um die Augen gebunden, und man trug ihn eine Treppe hinab. Eine Viertel-Stunde lang mochte man ihn — so fühlte er an der dumpfen Kellerluft — unter der Erde fortführen, dann stieg man wieder einige Stufen hinauf: der frische Luftzug einer reineren Atmosphäre wehte ihn an. Kräftige Schultern trugen ihn im raschen Schritte, vielleicht eine halbe Meile weit; dann sanft und schweigend niedergelassen, wurde er plötzlich an Händen und Füßen von seinen Banden befreit. Rasch riß er das Tuch von den Augen, blickte nach allen Seiten um: er gewahrte nur sein Roß, das an einen Baum gebunden, neben ihm stand. Vor ihm lag die Straße nach Tangen.

Adhemar war Anfangs entschlossen, mit bewaffneten Leuten sogleich nach dem Hause des alten Thomas zurückzukehren. Aber der Unwille über die erlittene Begegnung sänftigte sich; und es war immer noch Zeit, den alten Thomas zur Verantwortung zu ziehen, wenn Wilhelm gehört worden. Er schwieg also über den ganzen Vorfall und erwartete Wilhelms Besuch. Schon am folgenden Tage sah er diesen bei sich. Adhemar

war fern, die Theilnahme Wilhelms an dem Treiben, das er in dem Waldhäuschen gesehen und erfahren, zu vermuthen; er begann sein Begegniß zu erzählen.

„Sind Sie" — fragte Wilhelm lächelnd — „gewiß, daß Sie in dem Hause des alten Thomas waren?"

„Zuverläßig!" — antwortete Adhemar. — „Ich war einige Male dort und würde es jetzt in der dunkelsten Nacht wiederfinden."

„Nun wol" — sagte Wilhelm — „so mögen Sie die Wahrheit erfahren! — Unser Haus ist die Niederlage für sogenannte Contrebandiers oder Pascher. Ein Unstern führte Sie hinein, als sich die guten Leute eben mit dem Verpacken ihrer Waaren beschäftigten. Sie wurden durch Ihr Erscheinen nicht wenig in Verlegenheit gesetzt, und noch mehr durch die Frage: was mit dem Gefangenen beginnen? Ich kam zu ihrer Verlegenheit hinzu; und was darauf mit Ihnen geschehen, haben Sie mir zu verzeihen: ich hoffte, Sie durch das Herumführen in dem Keller über den Ort, wo Sie sich befunden, irre zu machen: Das, sehe ich, ist nicht gelungen; und ich rechne jetzt auf Ihre Diskretion."

„Das hätten Sie sogleich gekonnt: ich bin kein Häscher!" — antwortete Adhemar verstimmt.

„Eine Anzeige von Ihnen befürchtete ich nicht, aber eine gelegentliche Mittheilung an den Oheim, an Emilien" —

„Ich weiß nicht, mein Herr, welche Ansprüche Sie noch auf meine Diskretion haben können?"

„Sie kamen als Gast zu mir und sahen in dieser Eigenschaft, was Sie sonst nie erfahren!"

„Auch genoß ich einer sehr gastlichen Begegnung!"

„Beleidigte Sie diese, so bin ich zu jeder Genugthuung bereit."

„Ich glaube nicht, daß sich ein ungeziemendes Betragen oder gar ein ehrloses Treiben durch den Muth, ein paar Kugeln zu wechseln, ausgleichen läßt."

„Ha! ich bedachte nicht, daß ich es mit einem Manne der Conveniensen und des Gesetzes zu thun habe" — sagte Wilhelm bitter.

„Ich achte Sitte und Gesetz dort, wo sie auf dem Boden des echt Menschlichen stehen."

„Es ist wol recht unmenschlich, wenn hier das arme Volk im Gebirge sich seine Bedürfnisse mit Umgehung der echt menschlichen Steuergesetze verschafft? — Und es ist wol recht ehrlos, ihm darin Vorschub zu leisten? — Es ist nicht meine Sache, tief und spitzig zu spüren, zu klügeln, zu raisonniren: ich greife an, wo es mir Noth dünkt; und Das fühle ich an der Wallung

des Bluts. Ich war Demagoge, weil ich auch von der allgemeinen Unbehaglichkeit meinen Theil trug, und weil ich einen neuen Zustand der Dinge witterte, wie der Zugvogel den Frühling. Fragen Sie mich, was ich gewollt? — Handeln! — Zu welchem Zweck? — Für das Neue; weil das Alte matt und abgestanden ist und kein Herz mehr erquicken kann! — Das klagen die Dichter, Das denken die Philosophen, und die Staatsmänner fühlen es; aber wo ist der Muth zum Handeln? — Die Jugend hat ihn, und der Hunger hat ihn; aber sie sind beide noch nicht stark genug. Sie müssen es werden; und darauf wart' ich! — Hier im Gebirg begegneten mir zwei arme Schelme, die einige Pfund Zucker und Tabak von jenseits geholt hatten; die Grenzjäger waren ihnen auf den Fersen. Ich mußte die Menschen retten, die gleich dem gehetzten Wild, angstvoll daherstürzten. Dem Einen der Spürhunde riß meine sichere Kugel die Mütze vom Kopf, dem Anderen ließ ich sie an der Nase vorbeischwirren; dann zeigte ich ihnen mein gutes Rohr von der Höhe herab, und sie hatten genug gesehen! — Warum werden den niederen Leuten ihre armseligen Genüsse verkümmert? — Damit die Vornehmen schwelgen! — So weit mein Arm und mein Rohr reicht, will ich dagegen kämpfen! Da ist meine Niederlage im Gebirg. Die

sorgt für die Bedürfnisse von Hunderten, aber nur für ihre Bedürfnisse! Einen schmutzigen Handel sollen sie nicht üben mit Dem, was durch List, Muth und Gefahren errungen wird. — Das ist mein Treiben, Herr Legationsrath; und Sie mögen es für ehrlos halten, mögen auch gehen, mich zu verrathen: den zarten Menschen der Sitte und des Gesetzes traue ich Alles zu!"

„Ich verzeihe Ihnen die Bitterkeit, wie Sie mir die Aeußerung verzeihen mögen, welche der Schein rechtfertigte. Aber doch Ihr Thun kann ich nicht billigen; und bedenken Sie, in welche Unannehmlichkeiten —"

„Ich mag nicht bedenken, wenn das Blut wallt, wenn sich das Herz empört!"

„Aber Emiliens Schmerz, Emiliens Loos, wenn Sie verrathen werden!"

„Besuchen Sie mich am Sonntage; und Sie sollen sehen, wie gut den armen Holzschlägern und Bergarbeitern die unversteuerten Waaren schmecken" — entgegnete Wilhelm lächelnd und reichte Adhemarn zur Versöhnung und zum Abschiede die Hand.

Auf die Einladung Wilhelms ritt Adhemar hinaus zur Hütte des alten Thomas. Es war ein heiterer, warmer Frühlings-Mittag. Der Himmel lächelte aus

blauem Auge so mild auf die Erde; die Sonne glänzte so metallen wieder von dem saftigen Grün des Laubes und der Gräser; das fröhliche Leben der Vögel sang Vergessen und leichten Sinn in die Brust der Menschen. — Adhemar dachte der fernen Geliebten; durch den Schmerz des Verlustes drang die Hoffnung des Wiedersehens.

Er war zur Hütte gekommen und fand sie leer; aber munteres Gespräch, fröhliches Lachen schallte ihm aus dem Gebüsch entgegen. Ein kleines Kesselthal, von niederen Bäumen umkränzt, von hohen Laubstämmen sanft beschattet, mit üppigem Grase überkleidet, nahm ihn auf. Hier saßen an dem langen, reinlich gedeckten Tisch Männer und Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder, alle in ihren Festkleidern, alle mit heiterem Blick; und mitten unter ihnen saß Wilhelm, der den saftigen Wildbraten eben zerlegte; der alte Thomas füllte die Teller mit dem dampfenden Milchreis. Auch der Trank der Labe, der Bezwinger des Schmerzes darf nicht fehlen, wo sich deutsche Männer freuen sollen.

Adhemar mußte an dem Mahle Theil nehmen. Nur einen Augenblick war die Gesellschaft durch die Erscheinung des Fremden gestört; bald stellte sich die heiterste Unbefangenheit wieder her. An Unterhaltung fehlte es nicht. Jetzt sprachen die Einzelnen neben ein-

ander; jetzt horchten Alle der Erzählung von dem verschütteten Bergmann, von dem verunglückten Jäger, von dem bösen Obersteiger und dem wilden Junker. Wilhelm selbst erzählte einige Geschichten; und Adhemar bemerkte wol, daß sie den Aberglauben und die Thorheit bekämpfen sollten; während er den oft wunderbaren Erzählungen seiner Gäste ohne Widerlegung zuhörte.

Jeder Erzähler hat ein gewisses Recht an dem Vorgetragenen: er sucht dessen Wahrhaftigkeit nur um so mehr aufrecht zu erhalten, je mehr sie angefochten wird. Das konnte Wilhelm wol im Umgange mit diesen Leuten am Besten erfahren haben.

Gegen das Ende des Mahls hob Wilhelm sein Glas gegen ein Mädchen empor und sagte: „Deinem Fritz! Marie. Und nun singe uns auch eins Deiner niedlichen Liedchen!"

Adhemar wurde dadurch zuerst auf das Mädchen aufmerksam. Es war eine anmuthige Blondine, mit einem für ihren Stand ungewöhnlich feinen Gesicht; in dem Auge lag ein Anflug von melancholischer Schwärmerei, und der Mund war ausnehmend schön. Rein, ungekünstelt war die Stimme, und die Seele schwebte auf den Tönen, als Marie sang:

„Denk an Dich, Trauter mein:
Sonn' scheint zur Hütt' hinein!

Herze pocht liebeweh:
Sonn' steht auf Bergeshöh!"

Sonn' sinkt hinab in's Thal:
Weine, wein' dann zumal!"

So war's zur Trennungsstund!
Herz mein, wirst nie gesund!

Doch in der Mitternacht,
Wann der Mond aufgewacht;
Wann er blickt hell und klar,
Schau ich Dein Augenpaar,
Küsse den trauten Mund:
Herz mein, wirst noch gesund!"

„Recht brav! Marie" — sagte Wilhelm. — „Nun wirst Du auch bald wieder fröhliche Lieder singen: Fritz muß ja im Herbst zurückkehren!"

„Wiederkommen wird er wol!" sagte das Mädchen — „aber lassen nicht Alle, die Soldat gewesen sind, ihre armen Mädchen sitzen und suchen nach den reichen? — In den häßlichen Städten wird das Herz falsch!"

„Fritz wird eine Ausnahme machen" — tröstete Wilhelm. — „Nun, Georg, was wirst Du uns heute singen?"

Ein munterer Bursche, mit offenem Blick und glücklichem Gesicht, mischte ganz treffend Keckheit und Weichheit in folgendem Liede:

„Mutter zur Ferne ich ziehe: Ade! —
Mädchen, was ist Dir? — siehst weiß wie der Schnee!
Liebst mich, ich weiß es,
Muß dennoch fort.
Mutter und Mädchen
Liebt mich auch dort!

Mutter und Mädchen, o! weint nicht so sehr:
Thränen der Einen macht's Herz schon zu schwer
Darf doch nicht zögern,
Muß in den Streit.
Mutter und Mädchen
Traget das Leid!

Jung bin ich, muthig erbebt mir die Brust,
Mächtig erfaßt mich des Kampfes Gelust:
Waffen und Rosse
Auf grünem Rain!
Mutter und Mädchen
Denket dann mein!

Wie sie da wechseln Verlust und Gewinn! —
Kühnlich entschlossen, warf's Leben ich hin!
Daß den Gefahren
Nimmer ich wich,
Mutter uud Mädchen
Betet für mich!

Zittert Ihr? — Heiß wol wallet mein Blut,
Aber das Herz doch ist fröhlich und gut.
Liebt mich, ich weiß es,
Muß dennoch fort.
Mutter und Mädchen
Liebt mich auch dort!

Kehr' ich dann wieder, eisern und fest,
Muthiger Mann der Euch nimmer verläßt:
Liebt mehr, ich weiß es,
Muthigen Mann;
Mutter und Mädchen
Liebt mehr mich dann!“

Der Refrain wurde im Chor mitgesungen; und das weckte die allgemeine Sangeslust. Der einfache, ungekünstelte Gesang ist in Mitten einer schönen Natur von wunderbarer Wirkung. Adhemar fühlte sich so tief angeregt, wie seit langen Monden nicht. Die gesunden fröhlichen, offenen Menschen thaten ihm so wohl! —

Die Mädchen und jungen Burschen verlangten jetzt einen Tanz.

Ein Theil der Tische wurde hinweggeschafft; an den übrigen rückten die Alten näher um die Flaschen, die Frauen um den Kaffee zusammen.

Das Orchester bestand aus einer Violine und einer Flöte, beide schlecht genug; aber der Jugend und der Lust wird immer gut genug aufgespielt. Erst als die Sonne sank, konnten die Aufforderungen und Ermahnungen der Alten der Lust ein Ende machen. Unter Gesang und Zuruf, die noch fern her schallten, trennte sich die Gesellschaft durch das Gebirge hin.

„Wie haben Ihnen meine Gäste gefallen?“ — fragte Wilhelm Adhemarn.

„Sie verstehen es, diese Leute glücklich zu machen und ihre Fröhlichkeit in den Grenzen des Anstandes zu erhalten“ — antwortete Adhemar.

„Pah! Anstand! — so ein feines Wort für die polirte Hohlheit, für die angeübten Pudel-Künste unserer zahmen Societät! Ich schlüge mir das Hirn ein, wenn es mir je beifallen sollte, diesen ehrlichen Leuten Anstand zu lehren! Vernünftig sind sie! sittlich sind sie!“

„Im Allgemeinen sind unsere niederen Stände noch roh. Das läßt sich nicht läugnen!“

„Wenn Ihr vornehme Leute sie so behandelt! Ruft uns das nicht die Geschichte jedes Volkes, jeder Tag der Ereignisse zu? — Aber wie die Meereswelle das frische Blut des Zerschmetterten vom Fels, so rasch spült der Hochmuth die Lehren der Geschichte aus dem Herzen der Aristokratie. Wenn dann plötzlich ein königliches Haupt grausig vom Schaffotte starrt, wenn dann die Prinzen und die Schranzen in's Elend wandern: da erheben sie die Klage und den Wehruf über die Rohheit und Wildheit des Volkes. Haben ihre zahmen Laster nicht diesen Pöbel gebildet? — Hat ihr Eigennutz ihn nicht hungrig, ihr Hochmuth ihn nicht trotzig gemacht? — Sie zahlen ihre Schuld und die Schuld ihrer Väter: die Schuld

war groß! Thränen und Schweiß und Blut haben sie zum Zins genommen, als wäre das Kapital der Menschheit ihr Eigenthum!"

„Wir haben keine solche Aristrokatie mehr."

„Nein, nicht eine, aber drei: die des Adels, des Geldes und der Beamten! Jede zehrt in ihrer Weise vom Volke, tritt das Volk und verachtet das Volk. Sie mögen denken an die große Rechnung, welche einst das Volk mit ihnen abschließen kann!"

„Ich blicke frei und hoch hinaus über die Häupter der Großen und der Kleinen, und ich kann mitleidig lächeln über ihr schweißvolles Hoffen und Jagen, über ihre erhabenen Albernheiten und ihre ehrwürdigen Frauen; ich ahne, daß Viele mit meinen Augen schauen, mit meinem Geiste urtheilen: ich hoffe doch Nichts! Käme selbst ein Tag der Rechnung, er bringt der großen, unterdrückten Menge kein Plus des Glücks. — Die Verhältnisse bilden ein so seltsames, künstliches Gebäude, daß es wol erschüttert, vielleicht selbst zertrümmert werden kann; aber kein Meister hat noch den Plan zu einem neuen Fundament erfunden. So erhebt sich auf dem alten Grunde auch immer wieder das alte Labyrinth."

„In Europa mag es so sein. Hat doch die Natur selbst diesen Erdtheil wie das Toilettentischchen der alten

Dame Aristokratie hingestellt! Die Berge, die Thäler, die Seen, die Flüsse — das Alles liegt so niedlich und zierlich, wie Edelsteine, Schminknäpfchen, Ringe und Riechfläschchen neben einander. Und daneben die zähe Pflanzen=, die zahme Thierwelt: Alles zur Dienstbarkeit geschaffen. Hier hatte nur der Hofton und die zierliche, feine Sitte der Schnürbrust Raum. Sehen Sie dagegen auf Amerika, mit seiner gewaltigen, unzerrissenen Gebirgskette, mit seinen unermeßlichen Ebenen, seinen riesigen Strömen! — Eine Pflanzenwelt, die sich in eigener Lust an ihrer Schönheit und Ueppigkeit weidet; kein Thier, das sich gehorsam beugte! — Zu mächtigen Gegensätzen hat sich die Natur überall losgerungen; in großartiger Freiheit stehen ihre Gebiete neben einander, und weisen auch den Menschen auf Das hin, was er zunächst zu entwickeln hat: die Losgerungenheit von den kleinlichen, und doch so unheilvollen Gegensätzen in der Gesellschaft. Das Recht der Individualität geltend zu machen, wird endlich der Insel=Welt Australiens vorbehalten bleiben."

„Sie nähren wahrscheinlich den Plan der Auswanderung?"

„Ich nähre gar keine Pläne!"

„Aber Sie können unmöglich in dem jetzigen Treiben verharren wollen. Täuschen Sie sich nicht: Ihr

Wirken hier ist kein gutes! Sie helfen den Armen, daß sie sich einige äußere Vortheile verschaffen, und demoralisiren sie dafür. List, Muth, Keckheit, welche diese Leute jetzt nur zur Umgehung eines, sie vielleicht unbillig drückenden Gesetzes anwenden, werden sie bald auf alle Lebensverhältnisse übertragen: Treue, Glauben und Vertrauen werden untergraben. So rächt sich immer die Umgehung allgemeiner Gesetze."

Wilhelm schwieg nachdenkend; dann sagte er: „Ich muß die Sachen stets angreifen, wie ich sie finde; will ich sie erst hin und her wenden und von allen Seiten betrachten: Das macht mich irre an meinem Thun. Jetzt haben Sie den Zweifel in meine Brust geworfen."

„Ich wünsche, daß er stark genug sei, Sie zur Umkehr zu bewegen."

Adhemar war mit dem Wege völlig vertraut: die Besorgniß, sich im Gebirge zu verirren, konnte ihn nicht von dem Nachdenken über das, mit Wilhelm geführte, Gespräch ablenken. Er gestand sich selber, daß, wenn die Gelegenheit ihn begünstigen sollte, er dem Gesetz im Großen eben so freudig Trotz bieten würde, wie es Wilhelm im Kleinen that. Und warum, wenn er nicht hoffte, das Bessere dadurch zu fördern? — Der Ingrimm gegen das Bestehende konnte ihn leiten! — Aber sein Gemüth war bei Weitem nicht verbittert ge-

nug, ihn zum Destruktions-Menschen zu machen; er hätte so gern überall Glück und Segen verbreitet. Sein Zweifel an der Entwickelung zum Besseren ging nur von dem Verstande aus; und er kämpfte gegen seine tiefste Ueberzeugung, wenn er zu sich selbst sagte: „Das Leben ist noch, wie von jeher, ein Krieg Aller gegen Alle. Man führt ihn zwar nicht mehr mit Blut und Mord, aber mit allen Listen des Geistes. Die Anderen und, wenn man's in der Heuchelei weit bringt, sich selbst überredet man gern, Alles geschehe nur aus Achtung vor dem Guten und aus christlicher Liebe für die Brüder. Daß man sie auch aus christlicher Liebe tritt und drückt und elend macht — Das verschuldet die harte Nothwendigkeit. Ja, so ist's und so wird's sein, so lange dies Geschlecht der Menschen auf der herrlichen, schönen Gotteserde herumkriecht!"

„Unser protestantisches Deutschland giebt uns wenigstens nur geringe Hoffnungen, daß es bald anders werde" — sagte eine Stimme neben Adhemarn, der die letzten Worte mit erregtem Gemüth laut hinausgesprochen hatte.

„Und warum, Herr Pfarrer, werfen Sie die Schuld vorzüglich auf das protestantische Deutschland?" — fragte Adhemar Bohlern, der eben von einem Gebirgssteige auf den größeren Weg hinabtrat.

„Ich komme aus einer Gesellschaft von Amtsbrüdern. Der geistliche Hochmuth neben dem emsigsten Streben um die armseligsten Aeußerlichkeiten hat mich wieder einmal recht tief, recht schmerzlich berührt. Was ist aus der Christus-Lehre in diesen Menschen geworden? — Ein Compendium von Ceremonien für gewisse Lebensverhältnisse und ein Thema für rhetorische Vorträge! — Aber dieser Rationalismus, der mit dem Verstande begreifen will Das, was nur als Mysterium seine heiligende Kraft bewahren kann — er macht die Indifferenten, die Zweifler, die Ungläubigen, welche, um nur die Einkünfte ihres Amtes fortzugenießen, auch noch Heuchler werden, verächtliche, unwürdige Menschen! Das widerwärtige Bild solcher Geistlichen vollendet der Hochmuth, ein Hauptzug ihres Charakters: sie dürfen mit Niemand über ihre Afterweisheit sprechen; und so verfallen sie in den Wahn, daß nur ihr starker Geist sich losgekämpft habe von den Vorurtheilen des Glaubens."

„Der theologische Rationalismus in seiner jetzigen Gestalt ist freilich eine Halbheit; es fehlt ihm die entschiedene Kraft der Wahrheit und die Energie tiefer Ueberzeugung."

„Nur weil er in der protestantischen Kirche so verbreitet, konnte die katholische ihre Uebergriffe wagen

— Nicht dem päpstlichen Stuhl, nicht der katholischen Geistlichkeit zürne ich deshalb: sie handeln aus dem Geist ihrer Dogmen und ihrer Ueberzeugung; aber die Schlaffheit, die Gleichgiltigkeit in unserer Kirche füllt mich mit bitterem Unmuth."

„Glauben Sie nicht, daß in der katholischen Kirche mehr Energie des Glaubens sei, als in der protestantischen; aber jene hat die fest gegründete, wol gegliederte Macht eines durch die Jahrhunderte gekräftigten Organismus für sich; und sie ist selbstständig. Will der lockere Bau des Protestantismus, der überall mehr oder weniger eine Staats-Institution geworden, gegen den Katholizismus das Feld behaupten: so kann er Das nur durch die überwiegende Macht der Wissenschaftlichkeit. Und wenn der Rationalismus augenblicklich den protestantischen Geist schwächt; er ist doch der wissenschaftliche Funke, an welchem einst die gewaltige Flamme sich entzünden wird, um das Menschen-Machwerk an der Religion zu verzehren."

„Das Reich Gottes soll nicht durch die menschliche Vernunft sich auf Erden feststellen; der Glaube, welchen die göttliche Gnade schenkt, wird es gründen!"

„Ist die Vernunft nicht eben so ein Gnadengeschenk des Himmels, wie der Glaube? — Auch ihre Klarheit kommt über uns plötzlich, wie ein Strahl des Himmels,

der entzündet und weithin leuchtet über Menschheit, Welt, Gott, Ewigkeit! Dann bleibt sie nicht ohne den reinen Glauben, und der reine Glaube nicht ohne sie! — Aber was nun das Reich Gottes auf Erden betrifft, so wird uns der Himmel gewiß gnädiglich davor bewahren, daß es nicht den modernen Vorstellungen entspricht, nach denen es dem himmlischen Reiche der Chinesen nicht unähnlich sein müßte. Dieser dumpfe Glaube ohne Vernunft, von dem unsere Mystiker alles Heil hoffen, ist das Gift aller freien Entwickelung. Er würde die Menschheit ewig in den Banden geistiger und politischer Unmündigkeit erhalten. Deshalb ist er auch die glänzende Devise in dem Panier unserer Aristokraten. Sie versplittern vergeblich ihre Lanzen für dieselbe."

„Herr Legationsrath, Sie sind befangen in Ihren weltlichen Bestrebungen; Sie können nicht den hohen Segen des gläubigen Gemüths, nicht die himmlische Ruhe der Seele verstehen, welche kein Heil hofft, als von dem Vater und dem Sohne, und ihnen fest vertraut. Es giebt keine andere Befriedigung an dem Dasein als durch die Erlösung."

„Durch die Erlösung" — wiederholte Adhemar sinnend und trennte sich am Eingange des Dorfes von dem Pfarrer. Das Wort „Erlösung" hatte wie ein

Zauberstab seinen Geist berührt. Erlösung ist dem Menschen verheißen; sie muß ihm werden im weitesten Sinne — Erlösung von dem sittlich Bösen, von dem menschlich Unrechten, von dem natürlich Verkehrten! — Adhemar rollte das Buch der Geschichte auf vor seinem innern Blicke; er überschaute die Entwickelung der Völker, den Gang der Menschheit von Stufe zu Stufe; er begleitete sie in die Gegenwart, er folgte den leis gezeichneten Spuren ihrer Zukunft. Es wurde klar vor seinem Blick, Alles klar — der Mensch, die Erde, die Gottheit! So saß er in der Grotte der Mutter. Die leisen Rhythmen des Quells berührten sanft sein Ohr, das Auge hing an dem Himmel voll leuchtender Sterne, an dem milden Glanz des Mondes. Ihm war so wohl im tiefsten Herzen, doch fühlte er sich fremd und einsam in dem Menschenleben. Sinnend und empfindend schlief er ein unter den Blicken der Sterne und dem sanften Rauschen des Quells.

Im Traume fuhr er daher auf einer farbig geschmückten Gondel, und mit ihm viele fröhliche Menschen. Blau glänzte der Himmel, vom Ufer nickten die dunkellaubigen Bäume, der breite, klare Strom war ein durchsichtiger Krystall. Fröhlich spielte das Herz in der unbewegten Brust. Tiefer senkte er den Blick in das Bette des Stroms: nicht die strahlende

Sonne, nicht den blauen Himmel und die laubigen Bäume spiegelte er zurück, todeswunde Menschen, kämpfende Heere, brennende Städte, Grabhöfe und Ruinen lagen da im wilden Chaos. Der Anblick war furchtbar und grausig; und von Zeit zu Zeit drangen klagende Töne aus der Tiefe; schmerzlich schnitten sie in sein Ohr. Seine Gefährten blickten hinab, wie er; sie hörten, wie er, die schmerzlichen Töne; aber unbesonnenen Herzens schaukelten sie fröhlich dahin. Adhemar wünschte sich fort aus dem lauten Getümmel. Der Fährmann landete in einer kleinen Bucht. Nur Adhemar stieg aus. Hohe Felsen umschlossen den schmalen Uferrand; sie wölbten sich zu einem gothischen Spitzbogen und bildeten das Portal einer Halle. Adhemar trat ein und durchschritt rasch die hohe dunkle Halle: die eisige Luft wehte ihn schaudernd an. Ein Strom umschloß die Halle und hemmte des Einsamen Schritte. Breit in schäumenden Wogen rollte er fort. Auf seinem Rücken führte er daher hohe Throne mit Hermelin, mit dem Zepter und der goldenen Krone, und den heiligen Stuhl mit der Tiara und den Schlüsseln St. Peters; niedrigere Sessel schmückte der Purpur und Bischofsmantel, Ordensstern und Kreuze; andere folgten mit den Kostbarkeiten des Prunkes und der Eitelkeit. Alles schwamm stolz daher im unabsehbaren Zuge auf dem

breiten Strom. Aber wilder strömten die Wogen, unruhiger schaukelten die Throne, die Kronen, die Tabourets: manches kostbare Stück fiel hinab in den Abgrund. Alles Uebrige wurde rascher oder langsamer gegen die Felswand der Halle getrieben, zerschellte, stürzte zusammen, versank; nur was reines Gold, tauchte wieder empor und wurde von den Wellen weiter getragen. — Adhemar richtete den Blick auf: eine blühende Landschaft in strahlender Morgensonne lag jenseits. Der Strom durchschnitt sie und sanft glitten dort seine Wellen. Kleine, reinlich glänzende, luftige Häuser standen an seinem Ufer, blühende Gärten, reiche Fruchtfelder dehnten sich aus. Glückliche Menschen wirkten und schafften in den Häusern, auf den Feldern in den Gärten, auf dem Strom. Keiner war müssig. Adhemar stand lange und freute sich des fröhlichen Anblicks; aber vergebens sehnte er sich hinüber: ihm wehrte der brausende Strom zu seinen Füßen. Trüben Blicks wandte er sich zurück zur Halle. Da stand längs der Seiten eine Reihe von Sitzen. Die waren von schwarzem Gestein, und auf ihnen ruhten weiß gekleidete Männer und Frauen, Greise und Kinder, mit Blumen bestreut, und Jungfrauen mit dem Myrtenkranze. Sie sahen Alle so kalt, so bleich; denn sie waren todt. Ein Schauder überlief ihn. Doch in Mitten der Halle saß auf schwar-

zem Marmor-Throne ein Weib. Sie war bleich wie der Stein von Paros, und ein weißes Gewand umhüllte sie in reichen Falten; aber ihr Antlitz war schön und mild, und der Ausdruck wehmüthigen Sinnens zog unwiderstehlich zu ihr hin. Adhemar trat ihr näher; er glaubte ein Marmor-Bild zu sehen. Sie aber neigte das Haupt gegen ihn, und er erschrak nicht; er hätte an ihre Brust sinken mögen. „In Dir ist Leben" — rief er — „und Du weilst unter den Todten? O, reiche mir die Hand, daß ich Dich zurückführe zu dem Licht der Sonne!" — Sie aber schüttelte wehmüthig lächelnd das Haupt und sagte: „Ich bin die Braut des Todes! — Ich liebe wol die Menschen, aber ich blicke ihnen zu ernst, und sie spotten meiner, und ich kann nicht unter ihnen wandeln. Deshalb führt der Tod sie zu mir herab von der Erde; aber wenn ich sie begrüße und ihre Hand fasse und ihnen liebkose, müssen sie vergehen in meinen Armen." — „Nimm mich in Deine Arme: an Deiner Brust sterbe ich gern!" rief Adhemar. „Dich hat nicht der Tod zu mir geführt: ich darf Dich nicht umfangen. Aber hast Du den Muth, diese linke Hand zu fassen; dann strömt Blut von meinem Herzen in Dein Herz, dann wirst Du nimmer froh des irdischen Lebens; aber das Weltleben liegt Deinem Blick erschlossen; denn ein Strom seiner Ader rollt in heiligen

Pulsen Dir durch die Brust.“ — Adhemar ergriff entschlossen ihre Hand. Da rollte der Donner in mächtigen Schlägen, Blitze umzuckten ihn: er war erwacht. Das erste Frühlingsgewitter entlud sich mit großer Heftigkeit.

Adhemar öffnete die Fenster seines Saales, die frische Luft, abgekühlt durch das Gewitter drang hinein: er fühlte sich von ihr stärkend und erquickend angeweht, und in seinem Geiste war es seit langer Zeit nicht so klar, so ruhig und bewußt gewesen. Obgleich die Uhr schon tief in die Nacht hineingerückt, konnte er doch unmöglich schlafen. Er setzte sich an sein Tagebuch, es enthält unter dem heutigen Tage folgende Stelle:

„In innerster Seele redet eine Stimme hoher, heiliger Hoffnungen: die Vernunft wird siegen, wird die Menschen gut und edel und frei machen! Vergebens müht man sich, uns die Ueberzeugung aufzudringen, daß die Welt still stehe, daß ihre Entwickelung sogar nur Rückschritte seien. In seinem eigensten, innersten Wesen trägt der Mensch den Widerspruch gegen diese Lehre; die Geschichte widerspricht ihr und die Natur. An ihnen allen den Fortschritt nicht zu sehen, erscheint mir wie die simulirte Blindheit eines Lahmen: mit größter Mühe hinkt er

zu dem Gipfel hinauf, und oben verdeckt ihm das Pflaster die herrliche Aussicht. — Auch Göthe, den ich so hoch verehre, vergleicht den ganzen Prozeß der Menschheits-Entwickelung mit dem Thun der langbeinigen Cicade, „die immer fliegt und fliegend springt und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt." — Indem Göthe die seichte Philosophie des vorigen Jahrhunderts vollends todt schlug, bespritzte ihn ein Tröpfchen ihres giftigen Bluts und blieb als kleiner Rostfleck an dem glänzenden Manne haften, damit er nicht ganz tadellos sei. Aus diesem Rostfleckchen erklärt sich Manches an dem herrlichen Dichter, auch seine Anschauung der Weltentwickelung. Ich erblicke durch die ganze Geschichte die Verwirklichung des christlichen Prinzips: „Freiheit durch die Liebe! Gleichheit vor Gott, im gleichen Genuß seiner herrlichen Gaben!" — Jede andere Gleichheit ist keine Gleichheit vor Gott. Und die Gleichheit ist kein Phantom, wenn auch ein Louis Orleans sie zum Symbol wählte, wenn sie auch zum Panier der schmutzigsten Selbstsucht herabgewürdigt worden. Eine Welle zeugt nicht gegen die gleiche Meereshöhe; die Gegenströmung eines Ruderschlags redet nicht wider den Lauf des Weltstroms. Die kleinen Menschen mit ihren Erfahrungen von gestern und heute

mögen sich an den Erscheinungen des Augenblicks festklammern, auch heute und morgen daran sitzen bleiben: der große Strom vergräbt sich spurlos in seinem Sande. Ich schaue mit größerem Blick auf die Weltgeschichte. — Da stehen Asiens Despoten mit ihren Völkern von Sklaven: welcher Sklave, welcher Despot hätte nicht geglaubt, daß es ewig so sein müsse? — Aber Griechenlands und Roms freie Bürger machen den Glauben zu Schanden. Mächtiger ist der Strom der Freiheit angeschwollen; aber noch ist ohne die willenlosen vernünftigen Wesen, ohne die Sklaven, selbst dem Weisesten keine Familie, kein Staat denkbar. Doch bringt ihn das Mittelalter zur Erscheinung. Das künstlichste Gebäude der Freiheiten und der Dienstbarkeiten hat die Sklaverei vernichtet; in der Hörigkeit hat sie nur noch einen schwachen Anklang. Dieser scheint unvertilgbar: er kann nicht schwinden, ohne daß alle gesellschaftlichen Bande zerreißen! — Er ist geschwunden, und die Bande halten fest! — So glaubten die klugen Leute aller Zeiten am äußersten Ziel zu stehen; so glauben unsere klugen Leute, daß das Aeußerste errungen sei in der freien Unterordnung der Stände. Sie treten scheu zurück vor dem Gedanken, daß man noch weiter gehen könne. Doch die Weltgeschichte kann ihrer

Weisheit zu Gefallen nicht still stehen: sie geht den entschiedenen Schritt zur Freiheit! — Ein Bild dieser Zeiten und Zustände bis in's Detail zu entwerfen, wäre wol ein vergeblicher Versuch. Ein Perser, ein Grieche oder Römer hätte eben so wenig vermocht, ein Bild des Mittelalters oder unserer Zeiten aufzustellen. Wollten wir Das mit den Zuständen jener Zeiten der Freiheit versuchen: Das würde uns auf tausend unlösbare Widersprüche führen. Deshalb aber trägt ihre Wahrheit selbst keinen Widerspruch in sich. — Heben wir das Auge empor zu dem strahlenden Sternengewölbe, versenken wir den Geist in das Leben und Weben der Natur: berührt uns nicht überall der Hauch unendlicher Weisheit? — entschwebt nicht unseren Lippen die bewundernde Anerkennung, daß kein denkender Geist Vollkommneres schaffen konnte? — Und an dem Menschen nur, dem herrlichen Geschöpf, sollte die Weisheit des Schöpfers so karg gewesen sein, daß der Geist des Sterblichen für dasselbe ein höheres und schöneres Ziel erdacht hätte? —

Politische Freiheit und Gleichheit können nur ein Produkt sittlicher Freiheit und sittlicher Gleichheit sein. Alle Versuche, sie auf einer anderen Basis herzustellen, müssen scheitern. Sittliche Freiheit

und Gleichheit besaßen ohne Zweifel die ersten Menschengeschlechter als ein unmittelbares Geschenk der Natur; aber jedes Gut, das für den Menschen wahren Werth haben soll, muß er sich erringen; sich dessen bewußt, muß er es besitzen und genießen. So muß sich die Menschheit die sittliche Freiheit und Gleichheit erst wiedererobern. Jeder Fehl, jede Sünde, jedes Laster, welche in der Natur des Menschen eine Stätte finden können, müssen sich der Menschheit angehaftet haben; im schweren Läuterungsprozeß muß sie dieselben wieder abstoßen und dadurch zu der unwandelbar festen Einsicht gelangen, daß das Böse immer, überall, nach allen Richtungen hin, und zumeist für den Vollbringer verderblich wirke. So hat sich die Menschheit von manchem Uebel losgekämpft, und sie kann es von allen! — Unter dem Hammerschlag der Jahrtausende wird eine Schlacke nach der anderen abspringen; die Menschheit wird wahrhaft erlöst werden! —

Alle Triebe im Menschen sind der Ausbildung nach der Selbstsucht und nach der Liebe hin fähig; und warum sollte nicht, wenn immer freiere, immer reinere Geschlechter den freieren und reineren gefolgt sind, nur umgeben von dem Besseren, das Gute aus den unverfälschbaren Urstoffen erwachsen können? —

Soll ich noch sagen, daß sich alles Dasein im Kreislauf bewegt, daß alles Dasein, nachdem es in den verschiedenen Phasen seiner selbst froh geworden, dorthin zurückkehrt, von wo es ausgegangen? — Auch der Mensch geht von dem bewußtlosen Anfange zu dem selbstbewußten Ende; und die Menschheit muß im Bewußtsein in dem Paradiese der Unschuld, der Freiheit und Gleichheit enden, wie sie mit dem unbewußten Glück des Paradieses begonnen.

Ich höre die Klage der Kunst, der Wissenschaft und all des Großen und Schönen, das sich nur im Kampf der Gegensätze entwickeln zu können scheint. Aber schafft nicht schon jetzt die echte Liebe die herrlichsten Werke? schafft sie nicht allein mit den ewig blühenden Farben, während die Werke der Selbstsucht und Eitelkeit an der eigenen Mattheit erbleichen? —

O, ihr Zeiten der Freiheit durch die Liebe! — warum sehen wir nur die Zeiten der Sklaverei durch die Selbstsucht? — Still, klagendes Herz! — Jede Zeit hat ihr besonderes Glück; jede Zeit kann uns Befriedigung am Dasein gewähren; und wir gewinnen sie zwiefach, wenn wir im Geiste schon Theil nehmen an den Herrlichkeiten der Zukunft, schon

wandeln auf ihren reichen Gefilden. Stürme heran Gegenwart! — umfange mich mit Deinen Vorzügen und Deinen Mängeln, mit Deinem Segen und Deinem Elend, mit Deinen Freuden und Deinen Leiden: stark, und frei will ich in Dir walten; freudig hoffend in die Zukunft schauen!“ —

Zehntes Kapitel.

Adhemar erhielt an demselben Tage zwei Briefe aus der Hauptstadt. Der eine war von Karln. Er benachrichtigte den Freund, daß er ein zweites Geständniß von dem Jäger erlangt habe, wodurch Adhemars Schuldlosigkeit auf's Entschiedenste dargethan sei. Der Jäger hatte, von dem Ritter Cerloni bestochen, auch jenes Dokument abgeschrieben, welches in des Ministers Vorsaal gefunden worden.

Adhemarn war es angenehm, die Sache für sich glücklich beendet zu sehen; obgleich er ihr nie eine große Bedeutung beigelegt hatte: allgemeinere Betrachtungen und Fragen hatten ihn von dem Nachdenken über seine persönliche Lage zu sehr abgezogen.

Der zweite Brief war von Edwin. Wie war Adhemar erschüttert, aus dem langen, spannenden, ver-

heißenden Brief am Ende herauszulesen, daß ihm Beatrice verloren sei! — Nein, den Gedanken wollte er nicht fassen! — Er mußte ihr nach; er mußte sie auffinden, sie den Händen des betrügerischen Pfaffen, des schurkischen Ritters entreissen! — An der augenblicklichen Abreise hinderte ihn nur die Theilnahme, welche er für Wilhelm und für Emilien gefaßt hatte. Wilhelm konnte nicht in Deutschland, nicht in Europa bleiben; er mußte nach einem Lande, wo der individuellen Freiheit ein größerer Spielraum gelassen war, wo er nicht so leicht dem Gesetz verfallen konnte. Wilhelm ließ sich um so eher bestimmen in Nordamerika sein Heil zu versuchen, als zwei Leute von seiner Pascher-Gesellschaft eingefangen worden. Sie waren gerade die Unzuverlässigsten: leicht konnten sie zu Verräthern werden. Emilie hätte ihn ohne Zaudern begleitet; aber des Vaters Einwilligung ließ sich nicht erwarten. Die Liebenden mußten zufrieden sein, daß Adhemar von demselben das Versprechen erlangte, Wilhelm die Tochter nicht zu verweigern, wenn er sich eine feste bürgerliche Stellung errungen habe — ob in Europa, ob in Amerika? — Das werde ihm gleich sein.

Adhemar und Wilhelm reisten zusammen nach der Hauptstadt. Segenswünsche und Thränen begleiteten den Verwandten und den liebgewordenen Gast.

Wilhelm ging mit Entschlossenheit, selbst mit fröhlichem Muth seinem Geschick in dem fernen Welttheil entgegen. Das Ziel seiner Wünsche dünkte ihm nicht so gar fern. Mit der lebhaftesten Phantasie vergegenwärtigte er sich schon das Glück, welches er einst empfinden würde, wenn er denselben Weg dann zurücklegte, um die Geliebte in das wol gegründete Haus zu führen. Eine so feste Zuversicht gewinnt stets ihr Ziel.

Adhemarn beschäftigten gleiche Gedanken und Empfindungen: er hatte größere Hindernisse zu überwinden, als der Gefährte.

Wenige Tage in der Hauptstadt reichten für Wilhelm hin, um ihm die nöthigen Pässe zu verschaffen; wirksame Empfehlungsbriefe erhielt er durch Adhemars Vermittlung. Dieser dagegen kam nicht so rasch vom Orte, als die Ungeduld ihn trieb. Er hatte um Urlaub angehalten; da er entschlossen war, seine Kräfte wieder dem Staatsdienst zu widmen, wie auch sonst seine Lebens-Loose fallen möchten. Aber je länger er sich in dem Leben und Treiben der Hauptstadt bewegte, um so unbehaglicher wurde es ihm. Er hatte die Macht seines Verstandes zu hoch und die seines Charakters zu gering angeschlagen, wenn er sich zutraute, mit dem Bewußtsein über das Verkehrte, diesem doch dienen zu können.

Wer einmal den Standpunkt seiner Lebensanschauungen gewonnen, muß sich kämpfend der Zeit entgegenstellen, muthig mit ihr ringend, mag er sich den Untergang gewinnen, gehorsam ihr dienen kann er nicht. In dem einfachen, stillen Leben des Dorfes, wo er selbst alle Verhältnisse beherrschte, dort hatte Adhemar an die Versöhnung mit der Gegenwart glauben können; hier empfing sein glühendes Herz nur die feindseligen Eindrücke kalter, herzloser, selbstischer Gesinnungen Bald stand es bei ihm fest, den Staatsdienst ganz zu verlassen. Von der Liebe hoffte er ein Glück, dessen Wesenheit sich aber vor seiner Anschauung nicht zur Klarheit gestalten wollte. Die Zukunft mußte über die Möglichkeit des Wunsches entscheiden.

Der Vater forderte vergebens von Adhemar, daß er den Abschied nicht fordere; vergebens stellte er ihm vor, daß der vernünftige Mann überall Gelegenheit habe, das Gute zu fördern, am Ausgedehntesten in dem weitesten Wirkungskreise. Auch wenn Adhemar behauptete, daß es in unserem Staatsdienst keinen Wirkungskreis gebe, der nicht eben so oft unsere Kräfte für das Unrechte und, vom rein menschlichen Standpunkt aus, Unvernünftige, wie für das Rechte und Vernünftige in Anspruch nehme; und daß der Mann es immer verachten solle, gegen die bessere Ueberzeugung zu handeln: so fehlte es dem

Herzoge nicht an sehr verständigen Gegengründen; sie waren es nur nicht für Adhemar.

Seinen Verwandten war Adhemar, weniger durch die kurze Trennung, als durch die durchaus verschiedenen Lebens-Tendenzen, fast fremd geworden. Auch Delkamps Herzlichkeit konnte nicht gut machen, was seine kalte Klugheit früher verdorben. Helene nur war ihm immer dieselbe erschienen; für sie trug er im Herzen die heiligen Nachklänge der reinsten Empfindung, welche als die zarteste Freundschaft, als brüderliche Liebe den Ausdruck gefunden hatten. Die Liebe zu ihr führte ihn auch allein in die Abendgesellschaften der Tante. Eines Abends, als er dort war, wurden Herr und Madame Bernhard angemeldet. Adhemar sah ihrem Eintritt gleichgiltig entgegen; kaum aber hatte er die junge Frau erblickt, als er auch auf sie zueilte, ihre Hand ergriff und lebhaft an seine Lippen drückte. Nicht weniger lebhaft freute sich Madame Bernhard des Wiedersehns.

Adhemar war, der Dame wegen, eine Erklärung seines Betragens schuldig. „Ich verdanke" — sagte er — „dem Fräulein Erneste Roland die Befreiung aus einer vielleicht ewigen Gefangenschaft; diesen Dank konnte ich jetzt erst der Madame Bernhard abstatten." — Die Gesellschaft wußte zum Theil Nichts von dem Ereigniß, auf welches Adhemar hindeutete; Anderen waren

dessen Einzelnheiten unbekannt geblieben: man ersuchte ihn, das Abenteuer zu erzählen. Die Gewandtheit, der Muth und die Vorsicht, mit welchen Erneste die Befreiung vollführte, fanden die allgemeinste Anerkennung. Die junge Frau nahm mit sichtbarer Verlegenheit das Lob an, welches allein der Entschlossenheit der Liebe gebührte. Höher noch stieg die Verlegenheit, als man sie aufforderte zu berichten, welchen Ausgang das Ereigniß für sie selbst genommen habe. Da kam Herr Bernhard ihr zur Hülfe. „Wenn" — sagte er – „Herr Tangen Ernesten die Freiheit verdankt, so bin ich ihm den Besitz meines lieben Weibes schuldig. Es blieb dem Gouverneur nicht verborgen, wer die Flucht des Gefangenen veranstaltet hatte. Erneste mußte sein Haus verlassen. Aber ihre That hatte ihr die Theilnahme, besonders der Deutschen, erworben. Die angesehensten Häuser boten ihr eine freundliche Aufnahme. Sie gab der Familie meines damaligen Associé den Vorzug. So wurde mir die Gelegenheit, ihren Besitz zu gewinnen."— Er reichte seinem Weibchen traulich die Hand; und der innige Blick, mit dem er auf sie schaute, bezeugte, wie er diesen Besitz zu schätzen wisse.

Das offene, freimüthige Wesen des Herrn Bernhard hatte Adhemarn für ihn eingenommen; das Interesse an Ernesten kam dazu: er machte ihnen einen Besuch.

Er fand den herzlichsten Empfang, und mußte das um so höher anrechnen, als Herr Bernhard im Laufe der Unterhaltung bemerkte: „Wir glaubten Sie schon vermählt; denn erst als die Nachricht zu uns kam, daß Sie der Gräfin Romanino ihre Hand reichen würden, gab Erneste meinen Bewerbungen Gehör."

„Ich war wol recht thöricht" — sagte Erneste unbefangen — „immer noch zu glauben, daß zwischen uns ein Band fortbestehe! Man sagt sich so schwer los von den Träumen der Jugend; und doch wird sich selten ein Charakter edel und kräftig entwickeln, den die Nothwendigkeit nicht dazu zwang. Der Schmerz ist die Weißglühhitze, in der die letzten Schlacken unedlen Metalls von dem reinen Golde des Charakters gesondert werden."

Adhemar hörte nur zerstreut auf Ernestens Worte; und doch war plötzlich die Erinnerung all' der wilden Schmerzen, die einst die Jugendbrust zerrissen, neu in ihm erwacht. Sein Auge haftete auf der goldenen Kette, welche Bernhard an seiner Uhr trug. Sie bestand aus zwei in verschiedener Art gearbeiteten Theilen. Einen derselben kannte Adhemar: er war ihm in jener schrecklichen Nacht, wo er die Verlobung Helenens mit Delkamp erfuhr, von dem unglücklichen Spieler entrissen worden. Er suchte seinem Blicke eine andere Richtung zu geben; aber das Auge gerieth unvermerkt immer wieder auf den-

selben Gegenstand. Bernhard bemerkte das. „Sie wundern sich" — sagte er — „über die seltsame Zusammensetzung dieser Kette. Ich trage sie als Erinnerung an einen sehr ernsten, für mein ganzes Leben entscheidenden Vorfall."

„Ein Theil derselben" — antwortete Adhemar — „weckt auch in mir Erinnerungen der Vergangenheit. Deßhalb mögen Sie verzeihen, wenn ich, ungeziemend zerstreut, den Blick auf sie heftete."

„Mir" — sagte Bernhard, indem eine leichte Schamröthe sein Gesicht überflog — „ist dieser Theil der Kette das Denkmal einer unwürdigen Handlung, aber zugleich der Talisman, der mich in allen Stunden der Versuchung ernst gemahnte. Erneste kennt jedes Blatt meiner Lebensgeschichte, jede Falte meines Herzens; Ihrer Diskretion darf ich die That anvertrauen, deren ich mich zu schämen habe. Ich war Commis in einem Banquierhause. Eines Abends befand ich mich mit einigen Freunden an einem Vergnügungsort vor dem Thore. Einer der Gesellschaft theilte uns mit, daß in einem Nebenzimmer hazardirt werde, er forderte uns auf, mit einigen Thalern unser Glück zu versuchen. Die Meisten folgten der Aufforderung. Ich hatte nie gespielt; damals kam mir der seltsame Gedanke, eine Frage an das Glück zu thun: der Ausfall des Spiels sollte mir zum Zeichen dienen für die Hoffnungen meiner ganzen Zukunft. Ich

spielte mit dem entschiedensten Unglück. Was ich von baarem Gelde bei mir trug, was meine Freunde mir vorschießen konnten — das Alles war rasch in die Bank geflossen. Die seltsamliche Bedeutung, welche ich dem Spiel untergelegt, machte mich leidenschaftlich. Ich hatte einen Brief mit zweihundert Thalern zur Post geben wollen, war aber zu spät gekommen; ich trug ihn bei mir. Ohne Bedenken löste ich das Siegel und entschuldigte die Unrechtlichkeit damit, daß ich es selbst aufgedrückt hatte. Was spreche ich viel von der leidenschaftlichen Erregung, mit welcher ich das Spiel fortsetzte, und wie Gewinn und Verlust wechselten, bis ich den Banquier den letzten Thaler einscharren sah! — Nie werde ich die höhnisch lächelnde Miene vergessen, mit welcher mich der Mensch dabei anblickte. Ich stürzte hinaus. Der erste Gedanke, welcher wieder in mir zur Klarheit wurde, war der, daß solches Unglück nicht in dem Spiele liegen könne, daß ich betrogen worden. Das und der höhnische Blick entflammten mich mit wildem Grimme gegen den Banquier. Da trat mir Jemand in den Weg; ich glaubte meinen Mann zu erkennen, ich griff ihn wüthend an. Der Kampf war hartnäckig; doch würde ich meinen Gegner zu Boden geschlagen haben, wenn nicht im entscheidenden Augenblick eben der Feind, den ich gesucht, erst herangetreten wäre. Ich

stürzte davon. Auf dem Zimmer erst gewahrte ich des Stückes einer goldnen Uhrkette in der geballten Faust. Da auch fiel die ganze Last der Schuld mir auf die Seele. Ich war moralisch vernichtet: ich mußte Etwas thun, um mein Selbst wiederzugewinnen. — Meine Eltern waren wohlhabend; es wäre meinem Vater ein Leichtes gewesen, die Veruntreuung zu decken; die Verzeihung des Prinzipals sicherte mir meine frühere Führung. Aber was hätte mich von dem niederschmetternden Schamgefühl ihnen gegenüber befreit? — Ich schrieb an die Eltern und an den Prinzipal, theilte ihnen mein Vergehen mit und bat um ihre Verzeihung, deren ich mich durch eine freiwillige Verbannung aus dem Vaterlande würdiger zu machen hoffte. Noch in derselben Nacht wurde mein Entschluß ausgeführt. Ich wollte nach Amerika gehen; aber auf der Rhede von Lübeck lagen nur Schiffe nach europäischen Häfen. Ich wählte eine große nordische Stadt. Bald hatte ich hier mit Mangel jeder Art zu kämpfen. Von allen Besitzthümern war mir schon Nichts geblieben, als diese Kette. Dringend fühlte ich mich versucht. auch sie in Geld umzusetzen; aber sie war nicht mein Eigenthum; ich wäre lieber elend umgekommen, ehe ich die neue Schuld auf mich geladen. Endlich in den mißlichsten Umständen erhielt ich eine Stelle, von der ich zum Associé

eines bedeutenden Handlungshauses emporstieg. Manche schwerere Versuchung als jene, der ich einst so leicht erlag, ist mir genaht; aber ich blickte auf meine Kette!"

„So ernsten Dienst" — sagte Adhemar — „hätte sie ihrem Eigenthümer nicht geleistet. Mit mir haben Sie damals gerungen und mir haben Sie das Gedenkzeichen entrissen. Sie haben es lange genug getragen: überlassen Sie es mir, als eine Erinnerung der seltsamsten Verknüpfungen!" —

Wenige Tage später bat Herr Bernhard Adhemarn, die Kette, wieder vervollständigt und mit einem kostbarem Brillant-Schloß verziert, zurückzunehmen.

Ein Wiederbegegnen anderer Art hatte Adhemar indessen erlebt. Er war in der Dämmerung ausgegangen. Ein Weib mit keckem Schritt, den Kopf mit unverhehlter Koketterie tragend, war ihm schon von fern aufgefallen. Ihre Kleidung war ärmlicher Flitterstaat, ihre Wangen waren geschminkt. Sie schaute Adhemarn frech in's Gesicht, schlug aber erschreckt sogleich wieder den Blick zu Boden. Auch Adhemar hatte sie jetzt erkannt — die Frau von Charmier, seine Schwester Albine! — Er hatte sich bisher vergebens nach ihr erkundigt, aber sie auf der Straße anzureden, mußte er Anstand nehmen: er folgte ihr von fern.

Eiligeren Schritts ging sie dem entlegneren Stadt-

theile zu und bog endlich in eine enge Gasse ein. Er folgte ihr auf dem Fuße in das niedrige, schmutzige Haus, in die Thür, zu der sie eintrat. In welche Höhle blickte er! — Bei dem spärlichen Licht, das von dem kleinen Fenster, nahe der Decke, herabfiel, sah er in dem wüsten Raume Nichts als ein elendes Bettgestell und einen alten, gebrechlichen Tisch, der in widriger Verwirrung die Gegenstände einer armseligen Toilette und eines noch armseligeren Speiseschranks vereinte. Auf dem einzigen hölzernen Schemmel hatte sich Albine erschöpft und sinnend niedergelassen. Bei Adhemars Eintritt sprang sie auf, starrte ihn einen Augenblick wild an und rief dann aus: „Was wollen Sie von mir? — Wer giebt Ihnen das Recht hier einzudringen? — Verlassen Sie mich augenblicklich!"

Adhemar stand erschüttert in der Höhle des Elends, des Lasters — vor seiner Schwester. Das Herz wendete sich ihm im tiefsten Grunde; er gedachte seiner, ihrer Mutter, und eine Thräne, wie er sie nie so schmerzlich geweint, trat in sein Auge. Er konnte nicht sprechen, er bedeckte die heiße Stirn und die Thräne mit der Hand. Albine wußte seine tiefe Bewegung zwar nicht zu deuten, aber sie verstand, daß sein Schmerz ihr galt. Sie war selbst erschüttert, aber in ihrem Elend noch zu stolz, Mitleid zu wollen. Der Gesell-

schaftston war ihr immer noch geläufig; ihn anzunehmen, schien ihr in dieser Situation das Entschiedenste. „Mein Herr" — sagte sie — „die Art Ihrer Theilnahme schmeichelt mir nicht. Haben Sie mir Etwas, wie ich vermuthen muß, mitzutheilen, so lassen Sie uns ohne nutzlose Erregung sprechen!"

„Albine tritt nicht das Einst und Jetzt mit furchtbarer Mahnung vor Deine Seele?"

„Wozu das Pathos? — Warum jetzt das tiefe Gefühl in der Brust, die ich einst so kalt fand? — Damals war die Zeit, mich zu retten!"

„Wär' es nicht noch Zeit, den heiligen Schatten einer edlen Mutter zu versöhnen?"

„Ha! was wissen Sie von meiner Mutter?"

„Daß sie Dir einen Bruder gab, einen Bruder, der im tiefsten Schmerze vor Dir steht!"

„Adhemar, Du mein Bruder!" — rief Albine; ihr Auge glänzte, und sie öffnete die Arme, den Theuren zu umfangen. Aber plötzlich, als trete das furchtbarste Schreckbid zwischen sie und den einzigen Freund auf Erden, wandte sie sich von ihm, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und Thränen, wie sie nie schmerzlicher geweint worden, entströmten ihren Augen. Adhemar war auf's Tiefste ergriffen. Er faßte ihre Hand, er sprach so mild von einer neuen Zeit, von

dem schöneren Leben, das unter des Bruders Schirm und Leitung für sie anheben werde. Sie aber schüttelte das Haupt und sagte endlich: „Adhemar, Du könntest vielleicht noch mein Bruder sein, ich nie, nie Deine Schwester! — Mögen das die vertreten, welche mit meinem Leben, um ihrer Convenienzen willen, das leichtsinnige und furchtbare Spiel der Geheimnisse trieben! O, wärst Du früher mein Bruder gewesen, als der Zug des Herzens mich zu Dir führte: ich wär' nicht das Opfer geworden eines Niederträchtigen! — Aber laß mich allein: ich kann Dir nicht in's Auge schauen, ich kann in Deiner Gegenwart nicht frei athmen."

„Du wirst es lernen, Schwester! — Morgen folgst Du mir in meine Wohnung. Mag das Geheimniß fallen: mögen sie sich, nach ihren Begriffen, kompromittiren: ich achte dessen nicht!"

„Nein! nein, ich kann Dich nicht mit meiner Schande behaften. Aber verlaß mich nur jetzt!"

Adhemar hatte in seiner Wohnung Alles zur Aufnahme der Schwester vorbereitet. Vergebens. Albine war verschwunden. Die eifrigsten und sorgfältigsten Nachforschungen blieben erfolglos. Adhemar sah seine Schwester nie mehr. Mehrere Jahre später verschied in einem Krankenhause ein ärmliches Weib, das man schon sterbend auf der Straße gefunden. Orwin, der

Oberarzt jener Anstalt, wollte in ihrem Gesicht die Züge des einst so gefeierten Fräuleins von Bahrenfels wiedererkennen.

Auf sein Entlassungsgesuch erhielt Adhemar erst nach mehreren Wochen ein Kabinets-Schreiben. Es wurde die Entlassung unter sehr gnädigen Ausdrücken abgeschlagen, dem Ansuchenden aber zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ein Urlaub von einem Jahre gewährt. Um ihn vollends für die Unbill zu entschädigen, welche Adhemar in der letzten Zeit erfahren, wurde ihm noch das Diplom der Adels-Erneuerung der Familie Tangen in seiner Person zugestellt. Nur der Herzog, auf dessen Betrieb ohne Zweifel die ganze Maßregel des Kabinets eingetreten war, vermochte Adhemarn abzuhalten, daß er nicht das Adelsdiplom zurücksandte; Gebrauch hat er von demselben nie gemacht.

Karl verließ noch vor seinem Freunde die Residenz. Der Vergiftungsprozeß hatte Aufsehn und Theilnahme erregt; Karl hatte in demselben seine juristische Tüchtigkeit abermals glänzend bewiesen; und das förderte seine Bewerbung um die Rathsstelle bei einem Obergericht. Er machte vor seiner Abreise noch einen letzten Versuch, Adhemarn zum Wiedereintritt in's Amt zu bewegen.

„Unsere Zustände" — sagte er — „sind weder so ganz vernunftwidrig, noch reden sie Deinen Hoffnun-

gen einer paradiesischen Zukunft das Wort. Gebe ich aber auch zu, daß Deine Anschauungen mehr als phantastische Träumereien sind, so fordere ich doch Deine Thätigkeit für das öffentliche Leben."

„Dem öffentlichen Leben" — entgegnete Adhemar — „werde ich gewiß einst dienen, aber in meiner Weise und in meinem eigenen Mandat. Dafür wird mich schwerlich eine Regierung besolden wollen, noch es mir Dank wissen! — Eine Wirksamkeit aber im Sinne der Regierung wäre eine Ironie gegen mein innerstes Denken und Empfinden. Mein Leben und Streben gehört einer Regierung der Zukunft an."

„Thorheit, Freund! — Das Recht der Gegenwart gehört Jedem. Und den Mann nur achte ich, der seine Rechte behauptet und seine Pflichten erfüllt."

„Charaktere, welche ihrem ganzen Wesen nach in der Vergangenheit stehen, sind dem Leben eben so nothwendig, als solche, die schon der Zukunft angehören. Ihre Reibungen unterhalten das Feuer, welches von Zeit zu Zeit zur hell lodernden, weithin leuchtenden Flamme aufschlägt. Dann schaut auch die Menge die Bahn neuer Entwickelungen und betritt sie muthig."

„Und warum willst Du zu den Unglücklichen treten, die ihre Gegenwart und ihr Glück einem Phantom opfern?"

„Diese Gegenwart ist mir, wie ich nun einmal bin, mehr ein Phantom als Zukunft und Vergangenheit. Ich kann mich nicht an die kleinen Interessen von heut und morgen, von zehn und zwanzig Jahren festklammern; ich muß meinen Blick richten auf die Wogen der Völker, auf den Sturm der Jahrhunderte. Wie ich so dastehe und lächelnd schaue auf die Ameisenbestrebungen der Kleinen und der Großen, kann ich nur selbst ein Mensch bleiben, wenn ich nicht krieche, wie sie, mich nicht brüste, wie sie, nicht denke, empfinde, meine Sinne gefangen halte, wie sie!"

„Freund, Du hast noch viel zu wenig geleistet, um die Menschen gering schätzen zu dürfen."

„Und doch lebt es in meiner Brust, wenn dies Geschlecht fähig wäre zu denken, zu empfinden, sich seiner Menschenwürde bewußt zu werden, wie ich: es wäre gereift um Jahrhunderte! — Ich bin nicht dünkelhaft, ich verachte die Eitelkeit; aber ich fühle es in meiner tiefsten Seele, daß ich gut, daß ich edel sein kann, wie die Menschen es einst sein werden, und daß ich besser bin, als die, durch ihre Leidenschaften feile Waare unsrer Zeit!"

„Du machst Dich selbst zu einem abstrakten Begriff und glaubst dadurch gut zu sein. Die Schwärmerei der Philosophie und Religion wandelte von jeher auf dem Wege."

„Und es ist ihr gelungen, so viel echt Menschliches, und Wahres zu ersticken und zu verstümmeln! — Ich aber fühle in mir das Rollen des Bluts, die Macht der Sinne, die Gewalt des Geistes — den ganzen vollständigen Menschen, aus Seele und Körper gewebt, und beide sollen unverkürzt ihre Rechte behaupten. Empfand ich nicht den heißen Schmerz beim Wiedersehn und beim Verlust der unglücklichen Schwester? — Treibt mich nicht das glühende Gefühl, die Geliebte im fernen Lande aufzusuchen?“ —

„Wohl Dir, wenn Du sie findest! — Dann wirst Du wieder die Nothwendigkeit der verachteten kleinen Interessen begreifen, und Du wirst willig von dem allgemeinen Standpunkt als Mensch zu dem besonderen als Bürger dieser Zeit und dieser Verhältnisse herabsteigen. - So fordert es die menschliche Natur. Das Individuum muß besonderen Bestrebungen näher verknüpft sein, als den allgemeinen Anschauungen, um an dem Dasein die Befriedigung zu finden. Wenn Du selbst den Kreislauf vom unbewußten Glück des Kindes zu dem selbstbewußten Glück des Mannes vollendet hast: dann werde ich eben so freudig die Freundesbrust wieder umfangen, als ich mich jetzt schmerzlich von ihr reiße!“

„Kann es unserer Freundschaft schaden, Karl, wenn ich in anderer Weise meinen Platz ausfülle, als Du?

— Wenn Du mich auch einst im bittern, muthigen Streit gegen das Leben siehst: das Herz wird treu bleiben jedem edleren Gefühl, treu dem geliebten Freunde der Jugend!" —

Elftes Kapitel.

Schweren Herzens sah der Vater den geliebten Sohn ziehen. Zwar hatte der Herzog versprochen, nicht nachzulassen in den Bemühungen, Albinen auf die Spur zu kommen; aber er hoffte von der Tochter keine Freude mehr. Er fühlte tief, das ihm nur das eine Kind geblieben; und Adhemar ging den Gefahren der List und der Tücke entgegen.

Er hatte seine Reise ohne Aufenthalt bis München fortgesetzt. Auch hier gönnte er sich nur einige Tage der Ruhe. Die Stadt der Mönche zeigte ihm viel Schönes und Herrliches, viel Eitles und manches Bizarre. Die prächtigen Werke dünkten ihm falsche Zeugen einer falschen Zeit, glänzende Hüllen eines faulen Kerns. Die Geschichte wird richten!

Adhemar war eben aus der eleganten Ludwigskirche getreten, als eine Chaise an ihm vorüberfuhr. Er blickte auf den schönen, blondlockigen Knaben und übersah fast, daß die, neben diesem sitzende Dame ihm

einen Gruß zunickte. Er hatte nur im sehr flüchtigen Blick das vornehme, blasse Gesicht gestreift und es nicht erkannt. Aber er sah das Haus, zu welchem der Wagen einfuhr. Hier hörte er die Dame als Gräfin Weldern bezeichnen. Adhemar ließ sich ihr sogleich melden. An der Hand ihres lieblichen Knaben empfing ihn die Gräfin. Klotilde von Nordwall hatte sich sehr verändert. Die stolzen Formen des Gesichts hatte ihr das Unglück der Tage nicht rauben können; aber sie standen jetzt im seltsamen Wiederspruch mit der Melancholie des Auges, mit den schmerzvollen Zügen.

„Sie haben mich nicht wiedererkannt: Sie erwiderten meinen Gruß so befremdet" — sagte die Gräfin.

„Mein Auge war auf den lieblichen Kleinen gerichtet."

„Daran müssen wir uns gewöhnen, die Blicke von uns ab auf die Jugend gelenkt zu sehen. Für die Schönheiten und Berühmtheiten mag ein solches Gewöhnen recht schwer sein."

„Vielleicht nur nicht, wenn die Mutter sich in der Tochter, der Vater sich in dem Sohne verehrt, geschmeichelt sieht."

„Und sollte die Mutter nicht in der Anerkennung des Sohnes gleiche Freude haben? — Ich hoffe sie von diesem Kinde."

„Der Graf Weldern wird sie für sich fordern.“

„Der hat Nichts mehr mit unsern Freuden und unsern Leiden zu schaffen.“

„Lebt der Graf nicht mehr?“ — fragte Adhemar überrascht.

„Für uns wenigstens nicht!“

„Verstehe ich recht? — Klotilde von Nordwall hat es nicht vermocht, den ungezügelten Sinn des Grafen der Hoheit und Würde ihres Geistes zu unterwerfen? — Ich ahnte es, daß Sie an diesem Unternehmen scheitern würden.“

„Das wußte ich fast zuverläßig, wenn es auch nicht so schien.“

„Und dennoch knüpften Sie das Band?“

„Ihre Frage deutet mir an, daß Sie die Gründe dieser Ehe nicht kennen. Robert von Nordwall und Graf Hugo von Weldern waren schon auf der Schule innig befreundet; auf der Universität sah man den Einen nie ohne den Anderen. In dieser Zeit starb Roberts Vater. Er hinterließ dem Sohne Nichts als den Degen eines tapferen Offiziers. Robert war schon entschlossen, die Studien aufzugeben. Hugo duldete es nicht. Seine Ueberredung, sein Bitten, seine Drohung eines ewigen Bruches ihrer Freundschaft bewogen Robert die Hälfte der Summen anzunehmen, welche

die Vormünder für Hugo's Universitäts=Jahre ausgesetzt hatten. Hugo that noch mehr für den Freund, als dieser in den Staatsdienst, er selbst aber in die Verwaltung seiner Güter eingetreten war. Eine Gelegenheit thätigen Dankes fand Robert, als während der Herrschaft des Neapoleoniden Hugo, des Hochverraths angeklagt, seiner Güter beraubt werden sollte. Der Einfluß Roberts rettete sie ihm. So waren die Großväter dieses meines Kindes. Ich war die einzige Tochter meiner Eltern; Graf Weldern hatte nur einen Sohn und nannte auch mich seine Tochter. Je weniger das Verhalten des Sohnes ihm Freude bereitete, um so mehr stieg seine Zuneigung für mich. Frühe schon sprach er die Hoffnung und den Wunsch aus, daß ich den wilden Sohn zu zügeln bestimmt sein möchte. Mit dem Gedanken solcher Bestimmung erwuchs ich. Ich hielt sie, als Graf Weldern gestorben, für ein heiliges Vermächtniß. Ich stählte mich mit Ruhe, mit Stolz, mit jeder Kraft für meine Aufgabe. Das Bewußtsein, unter einem ungewöhnlichen Verhängniß zu stehen, hob mich empor über die gewöhnlichen Menschen. Ich habe meine Aufgabe nicht gelöst, und das setzt mich ihnen wieder gleich. — Mir waren schwere Tage beschieden: eine Sängerin, ein übermüthiges, wildes Geschöpf wurde die Gebieterin meines Hauses, oft mußte ich

mich ihren Launen fügen, um das Aergste zu vermeiden. Endlich mußte ich Trost, mußte ich Hülfe suchen und fand sie nur bei denen, deren Stand mich niedrige Gesinnung voraussetzen ließen. So mußte ich achten, was ich gering schätzte, und die Verachtung dessen, was ich einst allein werth hielt drängte sich mir auf. Mein Denken und Empfinden wurde in seinen innersten Tiefen angegriffen. Aber Gott hat den Engel gesandt, der Beruhigung in meine Seele lächelte." — Sie hatte mit diesen Worten den Knaben umfaßt und ihn mit Zärtlichkeit an ihre Brust gedrückt.

„Es giebt keinen erhebenderen Anblick als ein stolzes Herz, das vom Unglück gebeugt, sich der reinsten, uneigennützigsten Liebe hingiebt!" — sagte Adhemar, im Anschauen der Mutter und ihres Kindes versunken.

„Und wie haben Sie das eigene Unglück ertragen? — Ihre Geschichte hat hier in gewissen Kreisen Aufsehen erregt. Die Gräfin Romanino schien so ganz geeignet für die Pläne der hierarchischen Partei; um so mehr erbitterte ihr Abfall. Sie wird dafür schwer büßen müssen."

„Sie erschrecken mich! — Wissen Sie Etwas von ihrem Geschick? — Ich bin auf dem Wege nach Italien."

„Sie werden die Geliebte wahrscheinlich in einem Kloster von der strengsten Regel zu suchen haben. Viel-

leicht kann ich Ihnen das Auffinden erleichtern. In meinem Unglück, in der stillen Weise und der Abgeschlossenheit von dem Treiben der großen Welt, sieht man den Boden, auf welchem die Saaten der alleinseligmachenden Kirche Wurzel fassen könnten. Darum nähern sich mir die Proselytenmacher. Ich laß sie gewähren, wenn ich ihnen nicht ausweichen kann, und sie glauben mich schon halb und halb Eine der Ihrigen. Das macht es mir vielleicht möglich, Ihnen zu dienen."

Schon am folgenden Tage übergab sie ihm Briefe an die Priorin eines Klosters unfern Terracina.

Sehnsucht der Liebe und Besorgnisse trieben Adhemarn unaufhaltsam vorwärts. Er durcheilte die Gebirge Tyrols; der Garten von Oberitalien mit seinen kunstreichen Städten hielt ihn nicht auf; die ewige Roma konnte zwar die schönen Erinnerungen der Jugendbrust neu wecken, aber doch nur einen flüchtigen Gruß von ihm gewinnen. Seinem Ziele schon so nahe, steigerte sich die Ungeduld: er flog dahin auf der Via Appia und der Linea Pia durch die pontinischen Sümpfe. Endlich war Terracina erreicht.

Das Kloster lag von der Stadt entfernt, zwischen Bergen; ein schmaler Gebirgsweg führt zu demselben. Von den widersprechendsten Bildern erfüllt: von der schönsten Hoffnung beseelt, von der schrecklichsten Be-

fürchtung niedergebeugt, schritt Adhemar auf diesem Wege hin. Gleichgiltig gegen die Außenwelt, achtete er kaum darauf, als plötzlich ein Kerl mit den Worten: „o vita, o denaro!“ — vor ihm stand. Die Aufregung, in welcher er sich befand, gab dem Schlage, mit welchem er den Räuber auf den Kopf traf, solchen Nachdruck, daß derselbe augenblicklich zu Boden stürzte. Jetzt erst blickte Adhemar ihn an, als er, sich auch schon langsam erhebend, sagte: „Das war ein sehr unfreundlicher Gruß gegen einen alten Bekannten!"

„Ihr Gruß, Kapitain Charmier" — erwiderte Adhemar lächelnd — „war auch nicht der freundlichste."

„Nun, es war mit dem ersten Theil desselben nicht so ernstlich gemeint; aber Geld brauche ich in der That, und ich will es von Ihnen verdienen! — Was geben Sie, wenn ich die Gräfin Romanino aus dem Kloster hole und sie auf den englischen Kutter schaffe, welcher dort bei Terracina ankert?"

„Ist die Gräfin in dem Kloster?"

„Warum wären Sie sonst auf dem Wege dorthin? Oder wär es der Zufall, welcher Sie hierher führt? — Sollten Sie noch nicht wissen, daß es den schlaueu Pfaffen gelungen ist, die schöne Wittwe halb durch Ueberredung, halb durch Gewalt dem Dienst des Himmels zu weihen und ihr liebes Geld nicht minder? —

Auf das Geld ist die Kirche mehr erpicht, als der Teufel auf die Seele; deshalb werden wir es ihr wol lassen müssen; aber die schöne Novize und ihre Seele ist noch zu retten! — Seit einigen Monaten schon treiben wir uns hier herum, der Schurke Cerloni und ich. Alle Gelegenheiten sind erspäht, und so lange Cerloni Geld hatte, konnten wir auch auf einige tüchtige Kerle rechnen. Aber ohne die Einwilligung der Gräfin ist Nichts zu machen: der muthigste Bandit, der Vater und Mutter kaltblütig ermorden würde, weicht scheu zurück, wenn ihm der Angriff auf ein Nest von Kloster zugemuthet wird. Es ist das hier ein seltsames Volk! Aber Sie werden die Zustimmung der Gräfin gewinnen, und dann hat die Entführung kaum Schwierigkeiten. Auf meine Dienste können Sie rechnen. Ich wußte bei Gott nicht, daß die Gräfin Sie liebe, und daß dieselbe Ihnen entrissen wurde. Cerloni hatte mir eingeredet, daß nur der Narr, der Edwin Elm, zu prellen wäre; und Das habe ich redlich gethan. Wollen Sie jetzt meinen Beistand?"

„Ich bin überzeugt, Kapitain, daß Sie es ehrlich meinen, wenn einige hundert Goldstücke zu verdienen sind."

„Sie haben kein Recht, mir Das zu sagen: gegen Sie habe ich nie falsch gespielt!"

„Ich glaube es! — Und nun, welcher ist Ihr Plan?"

„Sprechen Sie die Gräfin, und willigt sie in die Flucht, so läßt sie heute Abend aus dem Fenster ihrer Zelle einen Strick oder ein Band herab; um elf Uhr zieht sie das an denselben gebundene Packet in die Höhe; sie findet dann alle Umstände, welche zu ihrer Flucht dienen sollen, genau angegeben. — Nun gehen Sie und machen Ihre Sache gut!"

Adhemar überreichte seine Empfehlungsbriefe. Der zwar hochbetagten, aber lebhaften Priorin schien es eine angenehme Pflicht, den Fremden zuvor gründlich auszuforschen, ehe sie die, ihrer Obhut anvertraute Seele einer Gefahr aussetzte. Sie stellte Adhemars Geduld auf eine harte Probe. Sie hoffte schließlich von Adhemarn, daß er der Schwester Beatrice zureden werde, die Ablegung ihres heiligen Gelübdes zu beschleunigen, und sie versprach dagegen, dieselbe auf das Wiedersehen und das letzte Lebewohl von dem theuren Verwandten vorzubereiten.

Erst nach einer geraumen Zeit führte sie Beatricen an das Gitter, von welchem Adhemar, in bebender Erwartung, keinen Blick abgelenkt hatte. Beatrice hatte den Schleier zurückgeschlagen; sie sah blaß, aber ihr Auge glänzte durch Thränen in heiliger Liebe; stumm

stand sie vor dem Geliebten. Auch Adhemar hatte keine Worte. Er preßte die Hand auf das laut pochende Herz und den heißen Kopf gegen das Eisengitter. Beatrice wankte. Da rief er ihr in deutscher Sprache zu: „Beatrice, Muth! Beatrice, Du sollst gerettet, Du sollst mein werden! — Nicht vergebens will ich Dich wiedergefunden, die tiefen Schmerzen der Seele neu geschärft haben! — Beatrice, willst Du mir folgen?"

Die Stimme des Geliebten hauchte ihr neue Kraft ein; sie hielt sich aufrecht. „Zeige mir einen Weg, mein Adhemar" — sagte sie — „ich betrete ihn! Ob er durch die schwärzeste Nacht führe, geleitet er nur zu dem hellen Licht Deiner Liebe! — O, Adhemar, was habe ich gelitten! — Wie hart, wie empörend schlecht sind die Menschen, sind die Priester, wenn es den Zwecken gilt, die sie für gut halten! — Aber ich will es vergessen, ich will Alles vergessen, was ich duldete, wenn Du mein bist!"

Adhemar theilte ihr sein Begegnen Charmiers mit. Beatrice rieth, ihm nicht zu weit zu trauen: seine Freundschaft mit Cerloni machte ihn ihr verdächtig. Adhemar beruhigte sie. Er baute auf das Wohlwollen, mit welchem Charmier ihn stets, seit ihrem ersten Begegnen, fast verfolgt hatte. Vor Allem machte es ihn sicher, daß Cerloni dem Kapitain seine Dienste nicht

mehr vergelten konnte. Als die Hoffnung der Wiedervereinigung sich allmälig bei den Liebenden befestigte, beruhigten sich auch die heftigen Wogen der Brust. — Die Hoffnungen der Liebe sind eine stille Feier, ihr errungenes Glück ein seliges Jauchzen. —

Endlich mußte sich Adhemar verabschieden, indem er von der Priorin die Erlaubniß erbat, ihre Novize vor seiner Abreise noch einmal sehen zu dürfen. Er that Das für den Fall, in welchem noch vielleicht eine mündliche Verabredung nothwendig werde. Auf dem Rückwege traf er Charmier und nahm ihn mit sich in die Locanda. Hier eröffnete der Kapitain seinen Plan. Nur bei der genauesten Kenntniß der Oertlichkeit war es möglich, ihn zu entwerfen, und Entschlossenheit und Vorsicht machten ihn leicht ausführbar. Adhemar schrieb ihn nieder. Eine männliche Kleidung für Beatricen nebst Adhemars Schreiben wurden in ein Päckchen zusammengeschnürt, und am Abende trug es Charmier nach dem Kloster. Mittelst einer versteckt gehaltenen Leiter, die er früher im Dienste Cerlonis benutzt hatte, gelangte er über die verschiedenen Mauern bis zu dem innersten Klosterhofe. Von Beatricens Zelle harrte schon das Band, an welchem das Päckchen sogleich emporgezogen wurde. Eilig entfernte sich Charmier.

In der peinigendsten Unruhe verbrachte Adhemar

die Nacht; und die Spannung der Furcht und Hoffnung auf das Gelingen, an welches sein schönstes Lebensglück geknüpft, folterte ihn den folgenden Tag. Er durfte das Zimmer nicht verlassen, damit er nicht etwa dem Ritter begegne, welcher sich noch immer in Terracina und dessen Umgebungen herumtrieb. Adhemar hatte von seinem Zimmer aus zwar die Aussicht auf das weite, blaue Meer und die fernher blickenden Inseln; aber sein Auge kehrte immer neu zurück zu dem Schiff, auf welchem er erst wieder frei und glücklich athmen sollte. Charmier hatte mit dem Kapitän unterhandelt. Das Gepäck Adhemars wurde gegen Abend nach einem Fischerhäuschen in der unteren Stadt gebracht und der Fischer angewiesen, seine Barke um zwölf Uhr bereit zu halten. Endlich schlug auch die Stunde, in welcher Adhemar mit Charmier die Locanda verließ. Wer könnte es schildern, mit welchen Empfindungen er den Weg zum Kloster zurücklegte! — Er träumte das selige Entzücken des Augenblicks, da die Geliebte gerettet in seine Arme sinken würde; er malte den Schrecken des Mißlingens; ihn ergriff das Drohen ewiger Trennung. Aber als er in dem Klostergarten stand, und der Gesang der Nonnen, in welchen sich auch der Geliebten Stimme jetzt zitternd mischte, aus der Kirche herüberschallte: da wurde es ihm zur

vollsten Gewißheit, daß er diesen Ort nur mit Beatricen oder nie verlassen werde. Mit diesem Gedanken hatte er auch den ganzen ruhigen Muth wiedergewonnen, welcher jeder Gefahr ohne Zagen entgegensieht.

Charmier lehnte die Leiter an das einzige Fenster der Kirche, welches nach dem Klostergarten hinausführte. Adhemar bestieg sie. Er schaute hinab in den Raum der Kirche, welchen nur die Kerzen der Nonnen matt erhellten. Der Chor derselben, in ihren dunklen, weiten Gewändern, wie sie um den Altar knieten und ihre nächtlichen Gebete summten, hatte etwas schauerlich Unheimliches. Es schien hier eher eine Vorbereitung stattzufinden zu einem grausamen Menschenopfer, das den Zorn eines finstern Götzen besänftigen sollte, als ein Gebet des Dankes und Preises an den lichten Schöpfer der Welten. Und war es nicht mehr als ein Menschenopfer, das der tolle Wahn ihm zu den Füßen seines Altares warf? — Der Gedanke durchbebte Adhemarn mit tiefem Grollen gegen die Thorheiten des Geschlechts. Jetzt erhoben sich die Betenden. Sie gingen mit dumpfem Gesange einzeln im Zuge um den Altar und dann eben so dem Ausgange der Kirche zu. Die Letzte der dunklen Gestalten wandte sich in der Mitte der Kirche gegen das Fenster, wo Adhemar harrte, und winkte ihm einen flüchtigen Gruß zu, dann verschwand

sie mit den Uebrigen in dem tiefen Schatten des Ausganges. Aber nur einen Augenblick währte es, bis Adhemar den schwachen Schimmer einer Kerze am untern Ende des Empors der Kirche auftauchen sah. Eine Nonne warf die weiten Gewänder, wie durch einen Zauber, ab, und ein flüchtiger Knabe eilte dem Fenster zu. Die Riegel desselben hatte Beatrice schon am Tage geöffnet, und Adhemar stieß es leis und eilig auf. Beatrice lag an seiner Brust. Er umschlang sie mit kräftigen Armen, hob sie empor und trug die süße, heilige Last sicheren und schnellen Tritts die Leiter hinab. Eine himmlische Minute, in der die Geliebte am Halse des Geliebten hing und die Thränen heiligen Glückes weinte! — Vergessen waren die Stürme der Vergangenheit, die Blitze der Gegenwart, welche über ihren seligen Häuptern schwebten. Die Liebe ist der gewaltigste Zauber über den Menschen. Sie verwandelt noch heute die Progne, daß ihr keine Erinnerung bleibt als der Schmerz und die Wonne der Liebe, unter deren Tönen ihr Leben verzittert. Beatrice und Adhemar hatten zu ihrem Glück den mahnenden Gefährten. Dringend forderte Charmier die eiligste Flucht. Das Wort: „ewige Trennung," — welches über seine Lippen kam, durchbebte und erinnerte sie an das Drohen der Gefahren. Jetzt drängte Beatrice selbst zur Eile.

Glücklich wurde die Klostermauer überstiegen; die Fliehenden schlugen den Weg zum unteren Theile der Stadt ein. Charmier ging voraus; Beatrice und Adhemar folgten in jener Spannung, die gleich einem ehernen Bande die Brust umschlingt, wenn wir vor der Urne stehen, die unsere Lebensloose einschließt. Schon waren sie der Stelle nahe, wo die Barke lag, als von einer Biegung des Weges aus, Charmier eilig zurückkehrte, und die Liebenden hinter ein altes Gemäuer drängte. „Ich sehe" — flüsterte er leise — „auf unserem Wege Gefährten Cerloni's; ich muß mit ihnen sprechen." Beatrice erbebte, und in Adhemar stieg ein Zweifel an Charmier's Treue auf. Aber er war in des Menschen Gewalt: er mußte ihm gehorchen. Er spannte leise sein Doppelpistol und hielt es in der Rechten; mit der Linken umschlang er Beatricen: sie fühlte das laute Pochen seines Herzens. So war eine ängstliche Minute verflossen. Da hörten sie Männertritte und Stimmen, unter denen sie augenblicklich Cerloni's scharfen Ton erkannten. „Ich sage Euch, Charmier, er ist's! Ich war selbst in der Locanda; die verhaßte Gestalt wurde mir deutlich beschrieben. Schon seit einer Stunde hat er in Begleitung eines Mannes das Haus verlassen, für Dreie aber ist die Barke dort unten bestellt. Mir ahnt, wer der Dritte ist. Ha, mein Blut

siedet! — Ich gehe ihm mit Benedetto entgegen bis dort, wo die Wege vom Kloster und von der Stadt zusammentreffen; den Antonio habe ich unten bei der Barke zurückgelassen. Er ist ein entschlossener Bursche, der's wol mit zwei Männern und einem Weibe aufnimmt. Ihr, Charmier, könnt die Verbindung zwischen uns unterhalten. Sie werden uns nicht entrinnen! Seid nur vorsichtig! — Auf lustiges Wiedersehen!"

„Mit der schönen Beatrice und beim vollen Becher zur Verlobungsfeier!" — lachte Charmier und schied von dem wüsten Freunde.

Nach wenigen Minuten trat Charmier hinter das Gemäuer. Beatrice lehnte bewußtlos an Adhemar. Er nahm sie in seinen Arm; der Hauch seines Kusses belebte sie neu. Charmier eilte voran und gebot den Liebenden, ihm langsam zu folgen und nicht eher aus dem tiefen Schatten der Häuser herauszütreten, bis er den Antonio auf entgegengesetztem Wege abgeschickt. So geschah es. „Gerettet!" — jauchzten die Herzen, als das Wasser den Fuß der Fliehenden benetzte. Charmier aber flüsterte Adhemarn zu: „Diese Fischer sind Schurken. Setzen Sie sich dem Einen gegenüber und behalten Sie ihn mit dem gespannten Pistol fest im Auge. Ich halte mich an der Seite des Anderen; gegen ihn wird mein spitzer Dolch wirksam spielen."

Diese Maßregel war nicht überflüssig. Die Glücklichen waren kaum einige hundert Schritt vom Ufer entfernt, als die Stimme des wüthenden Cerloni erschallte: „Eh! olà, pescatori!“ — Sie antworteten durch einen Zuruf.

„Kehrt augenblicklich um“ — forderte Cerloni — „ich zerreiße Euch in tausend Stücken!“

„Signor“ — sagte der eine Fischer — „erlaubt, daß wir zurückrudern. Ihr könnt Eure Sache mit dem Kavaliere abmachen. Mit uns scherzt er nicht.“

„Seht hier meinen Dolch und dort den Doppellauf meines Gefährten: einen Ruderschlag zurück, und Ihr liegt in Eurem Blute!“

Wieder rief der Ritter vom Ufer her: „Ihr seid verflucht und aus dem heiligen Schooß der Kirche gestoßen, wenn Ihr nicht umkehrt: Ketzer entführen eine Nonne auf Eurer Barke!“

„Der Schurke“ — sagte Charmier ruhig — „will Euch durch eine niederträchtige Lüge täuschen; aber Ihr seht ja, daß wir Alle Männer sind!“

Der blanke Dolch und die Mündung des Pistols waren wol die triftigsten Ueberzeugungsgründe für die Schiffer. Sie mußten mit der größten Schnelligkeit fortrudern, während vom Ufer her die Töne nur noch unverständlich wild durch die Nacht hallten und ganz

verklungen waren, als die Flüchtigen an den Bord des Schiffes stiegen. Hier auf dem Verdecke, unter dem klaren Sternenzelte, getragen von den Wogen des blauen Meeres, im Angesicht der himmelanstrebenden Gebirge — sanken die Liebenden mit dem seligen Gefühl der Rettung und der ewigen, unauflöslichen Wiedervereinigung einander in die Arme. Was da ihre Herzen empfanden, das hat nie ein menschliches Wort ausgesprochen.

Der Wind war günstig; das Schiff lichtete sogleich die Anker.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von C. H. Storch u. Comp. in Breslau.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aus der Residenz Schicksale eines Fürstensohnes

Bd.: 2

Breslau (1843)

P.o.germ. 1152 f-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117041-0